

Doktorand*innen
Jahrbuch 2019

WORK IN PROGRESS MOBK ON BBOCKE??

Anarchismus Bourdieu **Unterdrückung** Walter Benjamin Anti-Politik
Exil Kolumbien Alternative Spaces Madness Gewerkschaften in Japan Autorität
Russland India feministische Kunst BDM Psychopathologisierung Führung
Construction Workers Suizidalität Psychiatrische Praxis Kurd*innen Armenien
non-movement **Emanzipation** Flucht Künstlersozialkasse Kulturpolitik
Postporn Ernst Bloch Theater Louise Michel Lustwissen Rosa Luxemburg

Beiträge kritischer Wissenschaft

Herausgegeben von
Marcus Hawel &

Herausgeber*innenkollektiv:

Hanna Al Taher

Riccardo Altieri

Sven Brajer

Darija Davidovic

Marieluise Mühe

Jonas Riepenhausen

WORK IN PROGRESS. WORK ON PROGRESS
Doktorand*innen-Jahrbuch 2019 der Rosa-Luxemburg-Stiftung

**WORK IN PROGRESS.
WORK ON PROGRESS.**

Beiträge kritischer Wissenschaft

Doktorand*innenjahrbuch **2019**
der Rosa-Luxemburg-Stiftung

Herausgegeben von Marcus Hawel

Herausgeber*innenkollektiv:

Hanna Al Taher, Riccardo Altieri, Sven Brajer, Darija Davidovic,
Marieluse Mühe und Jonas Riepenhausen

www.vsa-verlag.de

www.rosalux.de/studienwerk

Die Doktorand*innenjahrbücher 2012 (ISBN 978-3-89965-548-3), 2013 (ISBN 978-3-89965-583-4), 2014 (ISBN 978-3-89965-628-2), 2015 (ISBN 978-3-89965-684-8), 2016 (ISBN 978-3-89965-738-8) 2017 (ISBN 978-3-89965-788-3), 2018 (ISBN 978-3-89965-890-3) der Rosa-Luxemburg-Stiftung sind ebenfalls im VSA: Verlag erschienen und können unter www.rosalux.de als pdf-Datei heruntergeladen werden.



Dieses Buch wird unter den Bedingungen einer Creative Commons License veröffentlicht: Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivs 3.0 Germany License (abrufbar unter www.creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/legalcode). Nach dieser Lizenz dürfen Sie die Texte für nichtkommerzielle Zwecke vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen unter der Bedingung, dass die Namen der Autoren und der Buchtitel inkl. Verlag genannt werden, der Inhalt nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert wird und Sie ihn unter vollständigem Abdruck dieses Lizenzhinweises weitergeben. Alle anderen Nutzungsformen, die nicht durch diese Creative Commons Lizenz oder das Urheberrecht gestattet sind, bleiben vorbehalten.

© VSA: Verlag 2020, St. Georgs Kirchhof 6, 20099 Hamburg
Druck und Buchbindearbeiten: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-96488-042-0

Inhalt

Einleitung:
Unterdrückung und Emanzipation 9

ZUSAMMENFASSUNGEN 28

ERKENNTNISTHEORIE & METHODIK

Riccardo Altieri
**Eine Antikritik auf Bourdieus Kritik
am biographischen Schreiben** 41

Jonathan Eibisch
Die Kunst, freiwillig gemeinsam zu sein 54
Das Spannungsfeld zwischen Kollektivität und Individualität als
Indiz für eine grundlegend paradoxe Form anarchistischen Denkens

ARBEIT

Julia Glöckl
Gewerkschaft als *ibasho* 居場所 73
Alternative spaces in community unions in Japan

Rohan Dominic Mathews
A Comprehensive Legislation for Construction Workers in India ... 90
Unpacking State, Capital and Labour

Nick Prasse
Brachland im Schatten des Neoliberalismus 110
Zur schwierigen Genese wohlfahrtsstaatlicher Kulturpolitik
auf Bundesebene

TRANSFORMATION VON STAATLICHKEIT

- Ismail Küpeli
Machbarkeit der türkischen Nation 129
Diskursive Exklusion und physische Vernichtung
als Säulen von *nation building*
- Matthias Schmidt-Sembdner
Was passiert an Europas Binnengrenzen? 140
Migration und die Transformation von Staatlichkeit –
eine methodische Rekonstruktion

GEWALT & ERINNERUNG

- Tininiska Zanger Montoya
Das kolumbianische politische Exil als ein diskursives Feld 155
Entwicklungen und Konflikte im Rahmen
der Friedensverhandlungen
- Jonas Riepenhausen
»Wir helfen dem Führer« 173
Ein Beitrag zur Mitgliederzeitschrift des BDM

KÖRPER – MACHT – IDENTITÄT – GENDER

- Robin Iltzsche
Paradoxien der Suizidprävention 199
- Eliah Lüthi
**Relocating Mad_Trans Re_presentations
Within an Intersectional Framework** 211
- Friederike Nastold
Tentacular desire 225
Von schaulustigen Ein-Blicken zu affizierenden Tentakeln
in »Space Labia«

EMANZIPATION & UTOPIE

Marina Vinnik

Between artist, mother, and model 243

Self-perception and representation of women in the paintings
and graphic works of Russian-born women artists

Matthias Sterba

Framing Utopia 254

Utopien in zeitgenössischen Theaterpraktiken

NACHWORT

Marcus Hawel/Stefan Kalmring

Autorität, Führung und Zentralismus in linken Theorien 268

Positionen und Kritiken

Autor*innen & Herausgeber*innen 281

**Veröffentlichte Dissertationen von Stipendiat*innen
aus den Jahren 2018-2019** 288

Register »Work in Progress« 302

Einleitung: Unterdrückung und Emanzipation

»Was war es denn, das die junge Gymnasiastin [Rosa Luxemburg] zur Arbeiterklasse und zum Sozialismus getrieben hatte? Es war die Empörung über die Blutherrschaft des Zarismus, über die soziale und nationale Unterdrückung des polnischen Volkes. Und diese Empörung entsprang einem tiefen, ungewöhnlich starken Mitgefühl mit der misshandelten Menschheit, mit allen Ausgestoßenen, mit allen unterdrückten Klassen und Völkern, ja mit jedem leidenden Geschöpf.«¹

Im Jahr 2019 gab es eine Vielzahl von runden Jubiläen von Ereignissen, die einen direkten oder indirekten Bezug zu linker Geschichte und Politik – insbesondere in Deutschland – aufweisen. Symbolisch für menschenunterdrückende Zustände steht hier der hundertste Todestag Rosa Luxemburgs, Karl Liebknechts, aber auch ihres Freundes Leo Jogiches, der die beiden Morde innerhalb kürzester Zeit aufgeklärt hatte,² die Täter öffentlich anprangerte und dafür ebenfalls mit dem Leben bezahlte.³ Die anschließenden Gerichtsurteile, die nur selten in Haftstrafen mündeten und vereinzelt überhaupt nicht vollstreckt wurden, zeigen, wie Unterdrückung aussehen kann, wenn Staat und rechtsradikale Mobs sich auf derselben Seite befinden. Vier Tage nach Rosa Luxemburgs Ermordung fand die Wahl zur Nationalversammlung statt, bei der erstmals – also ebenfalls vor 100 Jahren – Frauen an der Wahl teilnahmen.

Als Rosa Luxemburg und andere Mitglieder der *Kommunistischen Partei Deutschlands* (KPD) im Januar und März 1919 ermordet wurden, war die Revolution von 1918 noch in vollem Gange. Im April 2019 jährt sich schließlich zum 100. Mal die sozialistischen, anarchistischen oder kommunistischen Umsturzversuche in Form sogenannter Räterepubli-

¹ Paul Frölich: Einleitung, in: Paul Frölich (Hrsg.): *Redner der Revolution*, Band XI: Rosa Luxemburg, Berlin 1928, S. 7-16, hier: S. 9f. (Hervorhebung durch die Redaktion).

² Vgl. Hermann Weber; Andreas Herbst: *Deutsche Kommunisten. Biographisches Handbuch 1918 bis 1945*, Berlin 2008, 2. Aufl., S. 417-419, hier: S. 419. Vgl. ferner Karl Retzlaw: *Spartakus – Aufstieg und Niedergang. Erinnerung eines Parteiarbeiters*, Frankfurt am Main 1971, S. 134; Volker Ulrich: *Die Revolution von 1918/19*, München 2009, S. 91.

³ Vgl. Denkschrift Rosi Wolfsteins, gesendet an Henk Sneevliet, Berlin, 7. Januar 1933, International Institute of Social History Amsterdam, ARCH01180.85, RSP/RSAP, Bl. 2-4.

ken, die vielerorts errichtet wurden. Am 3. Juni 1919 rief Eugen Leviné, der Kopf der blutig niedergeworfenen Münchner Räterepublik, in seinem Hinrichtungsprozess während seiner Verteidigungsrede aus: »Wir Kommunisten sind alle Tote auf Urlaub.«⁴ Seine Ermordung nach Kriegsrecht im Juni 1919, als der Krieg bereits acht Monate beendet war, setzt die Kette von Gewalt und Unterdrückung fort. Ihr fielen zuvor Sarah Sonja Lerch, Kurt Eisner und Gustav Landauer, nachher Hugo Haase und zwischen 1933 und 1945 Erich Mühsam sowie zahlreiche weitere Verfolgte des späteren NS-Terrors zum Opfer. Die späteren Nationalsozialisten waren wenig überraschend bereits in großer Zahl an den Niederschlagungen der politischen Emanzipationsversuche der Nachkriegszeit 1918/19 sowie den protofaschistischen Putschversuchen der Weimarer Republik beteiligt.

Die Manifestation des Sieges über den Nationalsozialismus, das Grundgesetz vom 23. Mai 1949, feierte im Jahr 2019 sein 70. Jubiläum. In Abgrenzung zur amerikanischen Verfassung, deren erster Artikel die Meinungsfreiheit regelt, setzten die Vertreter*innen von CDU, SPD, FDP, DP und Zentrum, aber auch der KPD, die Unantastbarkeit der menschlichen Würde an die erste Stelle. Damals, 30 Jahre nach Einführung des Frauenwahlrechts, entschieden vier Frauen mit, wie das Grundgesetz aussehen möge. Ihnen gegenüber saßen 61 Männer.

Theodor W. Adorno, dessen Todestag sich 2019 zum fünfzigsten Mal jährte und der in der NS-Zeit vor den Faschist*innen nach England und anschließend in die USA geflohen war, äußerte einmal: »Es gibt kein richtiges Leben im falschen.«⁵ Dieses Zitat wurde schon so unzählbar oft verwendet, dass es zu einem geflügelten Wort wurde, das man durchaus auf unterschiedlichste gesellschaftliche Missstände anwenden kann. Nun ist die »Würde des Menschen« nicht erst seit 2015 ein streitbares Gut. Doch im Zuge der Ankunft von Geflüchteten aus dem Süden hat sich in Deutschland immer öfter gezeigt, wie es um die Achtung des Grundgesetzes bestellt ist. Darin findet sich beispielsweise auch folgender Artikel unter den Grundrechten: »Politisch Verfolgte genießen Asyl.« (Art. 16a, Satz 1) In absolut entwürdigender Weise wurde Menschen auf der Flucht ihre politische Verfolgung abgesprochen, sie wurden zu sogenannten *Wirtschaftsflüchtlingen*, *Terroristen* und Schlimmerem deklas-

⁴ Christian Dietrich: Eugen Leviné. »Ich fühle russisch und denke jüdisch«, Berlin 2017, S. 74.

⁵ Theodor W. Adorno: *Minima Moralia*, Frankfurt a.M. 1998 (= Adornos Gesammelte Schriften Bd. 4), S. 43.

siert. Als 2019 zum wiederholten Male das Thema Seenotrettung auf die deutschen Empfangsgeräte projiziert wurde, zeigten sich europäische Minister wie Salvini oder Seehofer gekonnt standhaft in der Abwehr von Menschen an Europas Außengrenzen. Dass ein Abweisen auf dem Mittelmeer den Ertrinkungstod zur Folge hat, ignorieren sie geflissentlich. Die ansonsten viel bemühte christliche Moral muss hinter den Willen zurücktreten, die *Festung Europa* weiter auszubauen. So schützen Frontex und Co. die *Würde der Europäer* weiterhin vor dem – von manchen herbeiphantasierten – *Einfall* von Leuten aus Asien und Afrika. Denn Mensch ist nicht gleich Mensch. Und im falschen gibt es sowieso kein richtiges Leben.

»[M]an lebte wie in einem Glutofen, wie am Vorabend des Kampfes« (Louise Michel)

Artikel 1 und 16a des Grundgesetzes existieren als Reaktion auf den NS-Terror der Jahre 1933 bis 1945 mit der Absicht, eine Wiederholung auf jeden Fall zu verhindern. Gesetze zu Flucht und Asyl entwickelten sich damals aus einer immer schlimmer gewordenen humanitären Katastrophe. Aufnahmeländer weigerten sich zusehends, die Geflüchteten bei sich aufzunehmen. Einer von ihnen, dem die Flucht aus Frankreich über Spanien in die Sicherheit der transatlantischen Welt nicht mehr möglich war, ist Walter Benjamin. Es schwingt immer eine fast schon erdrückende Frage mit, wenn man sich den Ereignissen der gegenwärtigen politischen Schiefelage auf diesem Planeten stellt. Sie lautet schlicht und ergreifend: »Immer noch?« Man könnte noch ein »Wirklich?« ergänzen. Sollte beim Lesen dieser zwei beziehungsweise drei Wörter ein schwermütig-vorwurfsvoller oder ein verdammt wütender Unterton einer Stimme aus dem Off zu hören sein, so ist dies exakt die Ausdrucksweise, in der diese Frage intendiert ist.

Wenn man die Emanzipation von Frauen als Beispiel heranzieht, so fragt man sich, weshalb es wieder und wieder Bewegungen gab, die sich für die Rechte der Frauen stark gemacht haben, ehe deren völlig berechtigte Kritik wieder verschwiegen und dem Patriarchat erneut die Einfahrt auf die Straße »nur weiter so« gewiesen wurde. Die französische Autorin und Anarchistin Louise Michel schreibt über das Jahr 1870: »[M]an lebte wie in einem Glutofen, wie am Vorabend des Kampfes. Man wußte eher mündlich von Bakunin und Herzen. Alle, die ein menschliches Herz hatten, waren an jenen Tagen aufrecht. Man begriff die Not-

wendigkeit, daß die Welt gegen all das war, was Bakunin so erbitterte [...]. [E]r hatte gefühlt, daß, wenn die Revolution den Staat nicht abschafft, man immer wieder von vorne beginnen müsse...«⁶ Eben dieses »immer wieder von vorne beginnen [M]üssen« offenbart, woran linke Forderungen in der Geschichte krankten und heute noch krankten, wobei die Gründe dafür zahlreich sind. So findet sich Unkenntnis über das Geschehene und die eigenen Theorien, dicht gefolgt von Sektiererei und Separationsbestrebungen.

Immer noch?

»Immer noch? Wirklich?«, fragten auch wir uns angesichts der Ereignisse aus 2019 beim Lesen genau hier: Hier an eben dieser Stelle schrieb das Herausgeber*innenkollektiv des Jahrbuchs 2018: »Ein Ende ist nicht absehbar.« Was damit *vor einem Jahr* gemeint war – und eine Liste, wie es *dieses Jahr* weitergeht: das Ertrinken im Mittelmeer, das Behindern von Seenotrettungen (und zum Beispiel des Einsatzes von Carola Rackete), die rassistischen Anfeindungen und Attacken »nicht nur in Sachsen«⁷ (dort und in Brandenburg wurden dieses Jahr noch mehr Rechte in die Landtage gewählt, ebenso wie ins EU-Parlament), der drastische »Rechtsruck« in Brasilien, ein (absehbar) erneuter auch in Polen, »Donald Trump ist auch noch da, der Kapitalismus, Rassismus und das Patriarchat ebenso.«⁸ Ja, auch jetzt noch. Angriffe auf Kurd*innen vom türkischen Militär wurden angekündigt, hieß es an dieser Stelle vor einem Jahr. Jetzt schon wieder, immer noch, beziehungsweise, wie es scheint, wird es dort sogar noch schlimmer als besser werden. An verschiedenen Orten – dort und aus der Ferne – wenden sich sehr viele Menschen kraftvoll dagegen.

Apropos besser: Der Frauenkampftag am 8. März wurde in Berlin 2019 endlich zu einem Feiertag gemacht; bitter, dass es so lang dauerte und vor allem, dass er in allen anderen Bundesländern immer noch nicht zum Feiertag gemacht wurde. Auch in anderen Punkten möchte

⁶ Max Nettlau: Der Anarchismus von Proudhon zu Kropotkin. Seine historische Entwicklung in den Jahren 1859-1880, Vaduz 1984 [Erstdruck 1927], S. 139.

⁷ Herausgeber*innenkollektiv: Einleitung. Krise und Identität, In: Marcus Havel; Herausgeber*innenkollektiv: Work in Progress. Work on Progress. Beiträge kritischer Wissenschaft. Doktorand*innenjahrbuch 2018 der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Hamburg 2018, S. 8.

⁸ Ebd., S. 8f.

sich eher der Eindruck eines Backlashs als der von emanzipativen Fortschritten aufdrängen. In Berlin, so wurde 2019 ebenfalls beschlossen, wird nächstes Jahr der Jahrestag der Kapitulation der Wehrmacht und des Endes des Krieges, der vor 80 Jahren begonnen wurde, ein Feiertag sein. Allerdings nur einmalig 2020, ab 2021 und ohnehin in allen anderen Bundesländern ist der 8. Mai nach wie vor kein Feiertag.

Auch 2019 gibt es in verschiedensten Situationen und mit verschiedensten Themen und Konflikten Aufbegehren gegen Ungleichberechtigungen und Unterdrückungen sowie dagegen gerichtete, mitunter unfassbare Repressionen – ob in Ägypten, Algerien, Argentinien, in Chile, Ecuador, Hong Kong, im Irak, in Kaschmir, Katalonien, Libanon, Palästina oder im Sudan. Die Regierungskabinette in Italien und Österreich⁹ von 2017/18 sind inzwischen aufgelöst; aber ob dies irgendetwas besser oder schlimmer macht, bleibt abzuwarten. Das gilt auch für das Thema »Brexit« und für die Landtagswahl in Thüringen, wo sich einerseits die Partei Die Linke eindrucksvoll als stärkste Kraft etablieren konnte, aber andererseits dahinter die sogenannte AfD als zweitstärkste Partei steht. In Spanien bedroht für die bevorstehenden Wahlen der Aufstieg der Rechten die Erfolge der enormen Errungenschaften der Frauenbewegung. Wohin man blickt, es wird fast ausnahmslos schlimmer.

Apropos schlimmer: ein Anschlag von einem Rechtsextremisten auf eine Synagoge in Deutschland an Jom Kippur! Und zwei Personen wurden ermordet. Unter den ersten dazu veröffentlichten Statements waren manche, die meinten, das hätten sie nicht erwartet, das wäre nicht absehbar gewesen. Wirklich? Diese Statements zeigen nicht zuletzt sehr deutlich, dass jüdische und auch migrantische Selbstorganisationen, die seit vielen Jahren vor rechter Gewalt und Terror warnen, viel zu wenig ernst genommen wurden. Und künftig werden?

»Angesichts der anhaltend schlechten Nachrichten dürfte es vielen schwerfallen, nicht dem ohnehin verbreiteten Zynismus anheimzufallen«,¹⁰ hieß es hier vor einem Jahr. Und jetzt? Immer noch. Oder noch schwerer.

In gleich mehreren Bundesländern wurden neue, noch autoritärere Polizeigesetze als bisher durchgesetzt oder sind zu befürchten. Um den Klimawandel aufzuhalten, wird 2019 nach wie vor wenig unternommen, obwohl die Bewegung »Fridays for Future« laut und beeindruckend ist. Mietenpreise sowie Gentrifizierungs- und Verdrängungsprozesse wer-

⁹ Ebd., S. 7.

¹⁰ Ebd.

den vielerorts noch weiter verschärft. Ein Regierungspräsident wurde von einem Rechtsextremisten wegen seines Einsatzes gegen rechte Aktivitäten ermordet. Ein Ortsbeirat wählte 2019 einen regional berüchtigten NPD-Vertreter zum Ortsvorsteher. Nach großem medialen Aufruhr zeigten verschiedene Mitglieder dieses Gremiums sich anschließend überrascht oder peinlich berührt von ihrer Wahl, als sei ihnen ein Fauxpas unterlaufen. Einzelne gaben an, er habe als einziger zur Verfügung gestanden, es habe noch keine schlechten Erfahrungen mit ihm gegeben, oder gar, im Ortsbeirat spiele die Partei eines Mitglieds keine Rolle. Sogar von Erfahrungen von Konstruktivität, Ruhe und von Mitarbeit so wie von anderen auch war die Rede.¹¹ Über die sogenannten Gruppen Hannibal beziehungsweise Nordkreuz etc. wurden dieses Jahr neue Informationen öffentlich; vor allem zu nennen ist die »Feindesliste« mit rund 25.000 linken Akteur*innen darauf – und der Umgang der entsprechenden Behörden damit.

Nicht mehr dem Zynismus, sondern der Depression anheimfallen mag man, bedenkt man, dass vor 80 Jahren in der Reichstagsrede am 30. Januar von Hitler für einen möglichen kommenden Krieg als Ergebnis »die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa« angekündigt wurde, oder dass vor 80 Jahren die verschiedenen an ihnen beteiligten Instanzen die NS-»Euthanasie«-Morde begonnen hatten.

Ein Jammer

Wohin man schaut, schlechte Nachrichten, Repressionen, Unterdrückung. Also was jetzt? Schwermütig-vorwurfsvoller Unterton, Fatalismus, Zynismus? »Dieser heulmeierische Ton, dieses Ach und Weh«, würde Rosa Luxemburg jetzt vielleicht darauf antworten, »hat mich fuchsteufelswild gemacht«, wie sie es 1916 der Sozialdemokratin Mathilde Wurm in Reaktion auf einen ihrer Briefe schrieb. Jetzt Defätismus? »Ihr seid überhaupt eine andere zoologische Gattung als ich, und nie war mir Euer griesgrämiges, sauertöpfisches, feiges und halbes Wesen so fremd, so verhaßt wie jetzt«, schrieb sie wohlgerne in Zeiten, in

¹¹ Frankfurter Rundschau: NPD-Mann wird Ortsvorsteher von Altenstadt, 9.9.2019, www.fr.de/rhein-main/wetterau/npd-mann-wird-ortsvorsteher-altenstadt-12984986.html (12.10.2019); dies.: Altenstadt: So reagieren Lokalpolitiker, die NPD-Mann Jagsch gewählt haben, 9.9.2019, www.fr.de/rhein-main/wetterau/altenstadt-hessen-reagieren-lokalpolitiker-npd-mann-jagsch-gewaehlt-haben-zr-12985138.html (12.10.2019).

denen sie selbst allen Grund zur Griesgrämigkeit gehabt hätte: im Gefängnis.¹² »Dann sieh, daß Du Mensch bleibst. Mensch sein ist vor allem die Hauptsache. Und das heißt: fest und klar und heiter sein, ja, heiter trotz alledem und alledem, denn das Heulen ist Geschäft der Schwäche. Mensch sein, heißt sein ganzes Leben ›auf des Schicksals große Waage‹ freudig hinwerfen, wenn's sein muß, sich zugleich aber an jedem hellen Tag und jeder schönen Wolke freuen.«¹³ Ernst Bloch erkennt Hoffnung in der Menschlichkeit in Marx' Sinne – »alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist«¹⁴: Hieraus erwächst sein Prinzip Hoffnung.¹⁵

Also nicht zynisch werden. Aber wie? »[Ich] weiß dagegen kein anderes Mittel als eben jene Verknüpfung mit der Heiterkeit und Schönheit des Lebens, die stets überall um uns sind, wenn man nur versteht, Augen und Ohren zu gebrauchen, und die innerliches Gleichgewicht verschaffen«,¹⁶ schreibt Rosa Luxemburg aus dem Gefängnis an Sophie Liebknecht, »seien Sie trotz alledem ruhig und heiter. So ist das Leben und so muß man es nehmen, tapfer, unverzagt und lächelnd – trotz alledem.«¹⁷

Aber woher Zuversicht nehmen, woher Glauben an eine kommende starke Emanzipation nehmen, angesichts all dessen? Wenn – wie zum Beispiel jetzt – der Herbst heranrückt, sind die Tage eben leider nicht mehr hell und eben diese Wolken sind doch auch eher unschön. Also woher den Optimismus? »Sie schreiben mir viel zu elegisch! Trotz allem soll man nicht hoffnungslos sein. Lachen Sie über den ganzen Jammer: Er ist eben so groß, dass die Geschichte sich schon selbst auf die Beine machen muss, um ihn wegzuräumen. Und das wird sie«, schreibt Rosa Luxemburg, »seien Sie unbesorgt! Die Geschichte allein weiß immer Rat

¹² Im Gefängnis war Rosa Luxemburg ein Jahr lang von Februar 1915 bis Februar 1916 und kurz darauf nochmals für zwei Jahre und vier Monate von Juli 1916 bis zur Novemberrevolution 1918. Rund zwei Monate später wurde sie ermordet. (Vgl. Rosa Luxemburg: Ich umarme Sie in großer Sehnsucht. Briefe aus dem Gefängnis 1915-1918, Berlin 1980, S. 322f.)

¹³ Rosa Luxemburg, Brief an Mathilde Wurm, 28.12.1916. In: Rosa Luxemburg: Gesammelte Briefe, Bd. 5, Berlin 1984, S. 151.

¹⁴ Karl Marx: Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung. In: Karl Marx; Friedrich Engels: Werke. Bd. 1, Berlin 1981, S. 378-391, hier: S. 385.

¹⁵ Vgl. Ernst Bloch: Das Prinzip Hoffnung. Bd. 5: Identität: Wunschbilder des erfüllten Augenblicks, Frankfurt am Main 1985, S. 1604.

¹⁶ Rosa Luxemburg, Brief an Sophie (Sonja) Liebknecht, 2.8.1917. In: Rosa Luxemburg: Gesammelte Briefe, Bd. 5, Berlin 1984, S. 286.

¹⁷ Rosa Luxemburg, Brief an Sophie Liebknecht, Mitte Dezember 1917. In: Rosa Luxemburg: Briefe aus dem Gefängnis, Berlin 1971, S. 71.

für ihre eigenen Sorgen, und sie hat schon manchen Misthaufen in die Luft gesprengt, der ihr im Wege stand. Sie wird's auch diesmal schaffen.«¹⁸ Die Geschichte macht sich auf die Beine und sprengt Misthaufen in die Luft? Ist eine der Antworten vielleicht auch Humor? »Man soll arbeiten und tun, was man kann, im Übrigen alles leicht und mit gutem Humor nehmen. Mit innerer Säure wird das Leben gewiß nicht besser.«¹⁹

Was aus 2019 wohl auf dem ›Misthaufen der Geschichte‹ landen wird? Ob es stimmt, dass wir die Vergangenheit wiederholen müssen, wenn wir nicht aus ihr lernen?²⁰ – Auf jeden Fall sind das viele »immer noch« und »schon wieder«, sehr sehr viele. »Ein Ende ist nicht absehbar«, stand im Jahrbuch 2018. Der Anfang ist mittlerweile irgendwie auch nicht mehr absehbar. Geht es vorwärts, rückwärts, im Kreis? Fortschritt nur mit Lernen aus der Vergangenheit? Fortschritte, Rückschritte, Wiederholungen, lauter »immer noch«: *Working on progress* steht auf jeden Fall fest. Und ja, *work is* in der Tat *in progress*: Im vergangenen Doktorand*innenjahrbuch der Rosa-Luxemburg-Stiftung hieß es an eben dieser Stelle – Achtung: »Im vergangenen Doktorand*innenjahrbuch der Rosa-Luxemburg-Stiftung hieß es an eben dieser Stelle: ›Die Zeiten sind nicht die Besten für kritische Wissenschaftler*innen. Wohl wahr.«²¹ Wohl wahr. Immer noch »immer noch«.

Gern würden wir den Herausgeber*innen des letzten Jahrgangs hinterherrufen »Hey, inzwischen ist alles ganz anders geworden!« Sie fragten vor einem Jahr, wie sich für linke Initiativen, Gruppen und Menschen der »Weg von einer ›Feuerwehr-Politik‹ hin zu einer tatsächlichen Transformation der Gesellschaft« realisieren lasse, wie »eine Utopie vom besten Leben für alle« oder vom »zumindest erst einmal bessere[n] Leben für alle« Menschen aussähe? »Das [...] vielfältige linke Engagement scheint dabei heute vor allem ein Abwehrkampf gegen noch

¹⁸ Rosa Luxemburg, Brief an Marta Rosenbaum, 12.1.1918. In: Rosa Luxemburg: Gesammelte Briefe, Bd. 5, Berlin 1984, S. 355.

¹⁹ Rosa Luxemburg, Brief an Gertrud Zlottka, 25.5.1915. In: Rosa Luxemburg: Gesammelte Briefe, Bd. 5, Berlin 1984, S. 62.

²⁰ Vgl. George Santayana: *The Life of Reason*. Bd. 1: *Introduction and Reason in Common Sense*, New York 1905, S. 85.

²¹ Herausgeber_innenkollektiv: *Einleitung. Gewalt und Identität*. In: Marcus Havel; Herausgeber_innenkollektiv: *Work in Progress. Work on Progress. Beiträge kritischer Wissenschaft. Doktorand_innenjahrbuch 2017 der Rosa-Luxemburg-Stiftung*, Hamburg 2017, S. 9, zitiert nach: Herausgeber*innenkollektiv 2018, S. 7. (Wir sind gespannt, ob und wie nächstes Jahr an dieser Stelle ein Zitat in einem Zitat in einem Zitat zitiert wird.)

mehr Elend, Inhumanität und Irrsinn zu sein.«²² Die »immer wiederkehrenden Abwehrkämpfe gegen Rassismus, Ausbeutung und Regression«, der struggle mit alten *und* immer wieder neuen Unterdrückungen, ließen die Emanzipation – die »Utopie der umfassenden Befreiung«²³ – in die Ferne rücken, mussten sie letztes Jahr konstatieren.

Sie stellten die entscheidende Frage: »Wozu dann noch kritische Wissenschaft? Sollten Linke, insbesondere linke Wissenschaftler*innen deshalb kapitulieren und einsehen, dass sie dem Elend der Welt nichts entgegenzusetzen haben als den oben anklingenden Fatalismus?«²⁴ Nein, antworteten sie ganz entschieden, »gerade kritische Wissenschaft [bietet] eine Möglichkeit, die Ursprünge dieser Gewalt zu erkennen«, und »[z]umindest für den oder die Einzelne*n bietet das in der Kritik nicht zwangsläufig inhärente, aber doch mögliche Verstehen einen Ausweg aus der zynischen Affirmation einer Welt, die nun mal so sei, wie sie sei.«²⁵ Und schlussendlich kamen sie zu dem Fazit, »kritische, linke Wissenschaft« kann selbstverständlich ihren »Beitrag dazu leisten [...], eine solche Utopie – oder auch eine dezidiertere Vorstellung von der gewünschten Zukunft – zu formulieren.«²⁶ – Trotz alledem!

Dem können auch wir uns nur anschließen. Das kann sie. Wirklich. Trotz alledem. Und: Das muss sie. Wegen alledem.

Nichtsdestotrotz ist klar, dass sie nicht die Lösung *aller* Probleme ist; derer bedarf es nicht nur in Unis, im Elfenbeinturm (und in Texten über Texte und Büchern über Bücher), sondern auch draußen im »wirklichen Leben«.

Utopie als Kritik am Vorhandenen

Der Wunsch nach »einer Utopie vom besten Leben für alle« lässt jedoch unmittelbar die Frage aufkommen, oder zumindest sollten wir uns diese stellen, wie dieser Ort oder vielmehr »Nicht-Ort« von Unterdrückung, Repression und Diskriminierung aussehen könnte, der Emanzipation und Freiheit für alle birgt. Aber auch die Frage, wer mit *alle* gemeint ist, wäre in einem utopischen Gedankenspiel zulässig, wenn nicht gar notwendig.

²² Herausgeber*innenkollektiv 2018, S. 11.

²³ Ebd., S. 19.

²⁴ Ebd., S. 9.

²⁵ Ebd.

²⁶ Ebd., S. 19.

Denn wenn derzeit eines glasklar ist und in neuer Form aus der Vergangenheit hervorgeholt wird, dann die Tatsache, dass nicht *alle* nach dem Gleichen streben, dass das Beste für die einen das Schlimmste für die anderen ist. Eben dann, wenn es um die Utopie einer bestimmten Gesellschaftsordnung geht und darum, wie diese Gesellschaft aussehen kann und vor allem, wer daran teilhaben soll, erscheint diese Vorstellung sich wie ein unlösbarer Antagonismus vor unseren Füßen zu ergießen.

Nun ist der Verweis darauf, dass gerade Gegensätze und ihr friedliches Miteinander die utopische Vorstellung von dem sind, was wir unter einer emanzipierten Gesellschaft verstehen sollten, richtig, auch wenn dies fast schon zu einer instrumentalisierten Vernunftsprache verkommen zu sein scheint. Denn unsere soziale, politische und gesellschaftliche Realität lässt weiterhin erkennen, dass es derzeit vor allem wieder Gegensätze sind, die aus den alten reaktionären Schubladen hervorgeholt und zu Schreckensfiguren stilisiert werden. Und Angst und Schrecken einjagen kann man am besten mit dem, was *anders* ist, was *fremd* ist und hierzulande mit dem, was nicht »Deutsch« ist, was immer das auch sein mag. Und das auch *immer noch*.

Manche Menschen erfahren so viel Freiheit wie noch nie zuvor, die meisten jedoch nicht. Gegenwärtig und analog zu derzeitigen politischen Zuständen erscheint also diese Forderung nach »einer Utopie vom besten Leben für alle« in ihrer Umsetzungsmöglichkeit weit entfernt. Oder ist vielmehr der dichotome Charakter des Ausgangspunktes dieser Fragestellung die Analogie zu gegenwärtigen gesellschaftlichen, sozialen und politischen Zuständen? Gefühlt befinden wir uns in einem Zustand, der noch nie zuvor so polarisierend war. Doch nüchtern betrachtet und mit einem Verweis auf die jüngste Geschichte, auch außerhalb Deutschlands, jedoch vor allem innerhalb des europäischen Kontinents, manövriert uns die Betrachtung historischer Fakten und Gegebenheiten der letzten 100 Jahre zu der Einsicht, dass wir bis dato noch nicht an dem »Nicht-Ort« angelangt sind, den Linke und vermeintlich Linke seit Jahrzehnten beschwören, mit der Tendenz, sich gar davon zu absentieren. Und das gerade dann, wenn es um Forderungen geht, die eine Konsequenz abverlangen, neigen viele dazu, sich auf Kompromisse einzulassen. Bedenkt man einige Äußerungen des letzten Jahres zur Migrations- und Flüchtlingspolitik von sozialdemokratischer und linksliberaler Seite, stellt man sich auch hier zwangsläufig die Frage »wirklich?« Dagegen ertönen plötzlich Stimmen, die sich für einen stärkeren Einsatz für die Rechte von Menschen einsetzen, die aus Kriegsgebieten fliehen, und das von jenen, von denen man es am wenigsten erwartet hätte. Es

wäre zumindest hinsichtlich dieser Tatsache die Frage zu stellen, auf welcher Seite der Schieflage wir uns generell momentan befinden, vor allem, wenn es um Migrations- und Flüchtlingspolitik geht und der ihr immanenten Frage nach einem besseren Leben für alle.

Könnte Utopie nicht auch vielmehr ein Umkehrschluss von dem sein, was uns gegenwärtig umgibt? Wäre somit nicht immerhin dafür gesorgt, dass weniger Menschen Unterdrückung erfahren? Oder sollten wir »eine Utopie vom besten Leben für alle« im *Adornoschen* Sinn erst recht als dystopische Zukunftsvision der Gegenwart denken? Wie wir unsere Gedankenspiele auch ausführen, uns im Geiste wenden und drehen, um eine Umwälzung zumindest rein hypothetisch in verschiedensten Gedankenräumen zu imaginieren, was laut Definition dem Wesen einer Utopie gerecht käme, stoßen wir an Grenzen und Mauern. Diese führen uns gerade heute, im Jahr 2019, in dem sich die Öffnung *der* Mauer zum 30. Mal jährt, die Komplexität dieser Sache vor Augen und jene Vorantwort, der wir uns stellen müssen, wenn es um die Frage geht, wie ein besseres Leben zumindest für möglichst viele zu materialisieren wäre. Es drängt sich somit auch hier die Frage auf, ob wir aus diesen 100 Jahren Geschichte – seit Rosa Luxemburgs Ermordung – gelernt haben und wie *Emanzipation* sich im Bild der Geschichte manifestiert hat. Einiges manifestierte sich sicherlich, vor allem durch die erste und zweite Frauenbewegung, die – wie schon erwähnt, trotz herber Rückschläge, Anfeindungen und Repressionen – viel mehr als nur den Boden für ein besseres Leben für alle bereitet haben, nämlich auch durch das Potenzial ihrer emanzipatorischen Bestrebungen und Forderungen, durch ihr Aufbegehren und ihre Solidarität das Bessere umgesetzt haben.

Auch die Erweiterung des Europäischen Bündnisses ließ den utopischen Gedanken eines Zusammenschlusses von verschiedenen Regionen, bei der so etwas wie die Nation und die damit verbundene »nationale Identität« oder das »nationale Bewusstsein«, was in den letzten 100 Jahren nicht nur für einen Krieg innerhalb Europas mitverantwortlich war, zumindest dahingehend zu, dass auf europaparlamentarischer Ebene gar von einer gemeinsamen Verfassung die Rede war. Wir kamen also jener »Utopie vom besten Leben für alle« ein kleines Stückchen näher, zumindest wenn es um Grenzen und ihre Überwindung geht und darum, zumindest einigen ein besseres Leben zu ermöglichen. Aber auch dieser Gedanke stößt mindestens und spätestens an den EU-Außengrenzen auch an die Grenzen seines utopischen Charakters. Es wäre naiv zu glauben, dass all jenes, was uns gegenwärtig umtreibt und Angst einjagt wie die Morde an Migrant*innen und People of Color, Anschläge

auf jüdische Einrichtungen, Existenzängste ausgelöst durch einen immer wieder schwankenden und instabilen Markt, Phänomene des 21. Jahrhunderts seien. Sie erscheinen vielmehr als Paradigmen (neo)kolonialer, kapitalistischer Gesellschaftsordnungen und Herrschaftssysteme, denen wir uns zwar zur Wehr zu setzen versuchen, und das immer und immer wieder; doch den Umbruch – die Revolution – konnten wir nicht herbeiführen. Nur warum nicht?

Die Kunst des Aufbegehrens

»Marx sagt, die Revolutionen sind die Lokomotiven der Weltgeschichte. Aber vielleicht ist dem gänzlich anders. Vielleicht sind die Revolutionen der Griff des in diesem Zuge reisenden Menschengeschlechts nach der Notbremse.«²⁷

Wenn wir dieser Aussage Walter Benjamins etwas abgewinnen sollten, dann ihre sanfte Geste hinsichtlich dem als gescheitert verurteilten Aufbegehren, das in sich durchaus einen emanzipatorischen Moment der Menschheitsgeschichte birgt. Emanzipation heißt schließlich vieles, nicht nur »erfolgreiche Revolutionen«, sondern jede Form des Widerstandes und der Empörung, wenn es darum geht, der Utopie einer befreiten Gesellschaft einen Schritt näherzukommen.

Ein möglicher Spielraum für das Denken und Praktizieren von emanzipativen Ansätzen kann beispielsweise in der Kunst liegen. Kunst schafft nicht nur Gedankenräume, in denen wir versuchen können, ohne reale Obstruktion von außen unsere Utopien zu entfalten und auszubauen. Unabhängige Kunst schafft die Grundlage für utopische Gedankenräume oder für Passagen, denen Geschichte anhaftet, aus denen historische Bilder hervorgehen, aus denen wir die Gegenwart betrachten und dessen Erscheinungsformen hinterfragen können. Die Produktion von Kunst unterliegt indes einem kapitalistischen Ordnungs- und Produktionssystem und somit auch bestimmten politischen Agenden, deren demokratische Gestalt sich in kaum einem anderen Bereich deutlicher erkennbar zeigt als im Kunst- und Kulturbereich. Das Einwirken oder Einmischen in die künstlerische Produktion und deren kulturelle Ausprägungen erschließt somit ein paradigmatisches System, mit dem wir durchaus ideologische Tendenzen ermitteln können. Nun ist es kein

²⁷ Walter Benjamin: Passagenwerk. In: Gesammelte Schriften, Bd. 5.2, Frankfurt am Main, 1989, S. 1232.

Geheimnis, dass die AfD mit ihrem rechtsextremen Flügel eine völkische Kunstproduktion und eine völkische Kulturlandschaft in Deutschland fordert, die die »deutsche Identität« stärken soll und deutsche Traditionen vor allem für junge Menschen wieder zugänglicher und »attraktiver« machen soll – was auch immer das heißen mag.²⁸

Nicht nur vom besagten rechtsextremen Flügel wurden Dutzende Anfragen bezüglich Künstler*innen, Kunstprojekten, Kunstförderungen etc. gestellt, die sich dezidiert gegen jene gerichtet haben, die nach AfDscher Definition entweder als »nicht Deutsch« deklassiert wurden oder die Kunst produziert haben, die sich lautstark gegen ihr menschenverachtendes Weltbild und seine Anhänger*innen in Deutschland stark gemacht haben und Ästhetiken des Widerstandes und des Aufbegehrens dem elendigen Faschismus in neuer Manier entgegengestellt haben. Die Anfrage der AfD im Baden Württemberger Landtag, wie viele Künstler*innen an staatlichen Theatern einen deutschen Pass haben, zeugt nicht nur von einer unfassbaren Realitätsverweigerung dieser Partei und ihrer Unkenntnis, wie Kunstproduktion funktioniert und vor allem, woraus sich ihre Existenz begründet, nämlich aus einem Austausch – und dies vor allem über die eigenen Staatsgrenzen hinweg erfolgend. Es lässt uns auch deutlich erkennen, welche undemokratischen Züge diese Partei und ihre Wähler*innen haben, die in Deutschland mittlerweile mancherorts zur zweitstärksten parlamentarischen Kraft erwachsen sind. Vor allem das Theater hat es den Rechtspopulist*innen und Faschist*innen im Deckmantel parlamentarischer Demokrat*innen in seiner derzeitigen Erscheinungsform angetan. Allein in den neuen Bundesländern gab es seit 2017 mehrere Dutzend Anfragen der AfD zu solchen Theaterproduktionen, welche in verschiedensten Ausprägungen, ob direkt oder auf einer Metaebene, den deutschen Rechten entschlossen entgegneten. Einerseits den eigenen Populismus als Meinungs-

²⁸ Eine unheilvolle völkische Allianz mit ähnlichen Zielen, die das Kunstverständnis der Nazis maßgeblich beeinflusste, wurde bereits 1920 in Dresden als Deutsche Kunstgesellschaft gegründet. Die Faschist*innen – um ihr Sprachrohr Bettina Feistel-Rohmeder – wollten der angeblichen »heutigen Verrottung das Beste gegenüberstellen, was deutsche Künstler unserer Tage hervorbringen«. Das »besondere deutsche Wesen [...] der bildenden Kunst«, was auch immer das sein sollte, wurde dabei ausschließlich von »deutschblütigen Künstlern« propagiert. (Bettina Feistel-Rohmeder: Kurzer Rückblick auf die Entstehung und Entwicklung der Deutschen Kunstgesellschaft, In: Im Terror des Kunstbolschewismus. Urkundensammlung des »Deutschen Kunstberichtes« aus den Jahren 1927-33, hrsg. v. ders., Karlsruhe 1938, S. 211-217, hier: S. 213.

freiheit zu verkaufen und andererseits Kunst in ihren verschiedensten Erscheinungsformen zensieren zu wollen, lässt somit die Selbstgerechtigkeit dieser Partei in ihren Gesten erkennen.

Unterdrückung und Emanzipation

Der Antagonismus von Unterdrückung und Emanzipation, von Repressionen und Utopien, der über den Geschehnissen von 2019 und den ins Bewusstsein tretenden historischen Ereignissen steht, spiegelt sich folglich ebenso in den Beiträgen dieses Sammelbandes wider. Die Autor*innen leisten in ihnen Theoriebildung und -kritik, geben Einblicke in marginalisierte und prekäre Lebensverhältnisse, rekonstruieren historische Gewalterfahrungen und sie dokumentieren gesellschaftliche und insbesondere staatliche Kontrollen sowie Versuche, sich zu emanzipieren, Fluchtpunkte zu denken und/oder Utopien in Praxen zu übersetzen. All diesen Beiträgen zu ganz verschiedenen Themen ist zu eigen, kritische Wissenschaft *trotz* oder *wegen* der skizzierten widrigen Zustände fortzuschreiben: strukturelle Determinanten jener Verhältnisse sowie deren Auswirkungen auf Individuen und Kollektive werden kritisch offengelegt. Gleichzeitig gilt es, der (gefühlten) individuellen Ohnmacht in Anbetracht gesellschaftlicher Zuspitzungen und Zumutungen – sei es der Aufstieg reaktionärer autoritärer Kräfte, die weitgehend zu konstatierende politische Handlungsunfähigkeit trotz alarmierender Forschungsbefunde zur Klimakrise oder die globalen sozioökonomischen Verwerfungen – etwas entgegenzusetzen: in Form von alternativen Räumen, Kulturprodukten jenseits der Normierung etc. oder dadurch, zumindest Risse im System aufzuzeigen oder gar selbst zu kreieren – beziehungsweise zu befüllen.

Walter Benjamin und Bertolt Brecht haben vielleicht als Erste auf den Umstand hingewiesen, dass die Geschichte der Besiegten oft von den Sieger*innen geschrieben wird. Unterdrückte Individuen finden sich daher signifikant seltener in den Reihen der Biographien dieser und vergangener Tage. Hingegen Lebensbeschreibungen von Herrschenden gibt es zuhauf. Riccardo Altieri eröffnet damit die erste Rubrik dieses Sammelbandes *Erkenntnistheorie und Methodik*: Er widmet sich mit seiner »Antikritik an der Kritik Bourdieus am biographischen Schreiben« exakt diesem Umstand, damit das Abfassen der Biographien von Oppositionellen, Besiegten oder Verlierer*innen der Geschichte ebenfalls manifestiert wird.

Der Aufsatz von Jonathan Eibisch »Die Kunst freiwillig gemeinsam zu sein« erläutert das Spannungsfeld zwischen Gemeinschaft und Individuum im Wechselspiel in den Werken anarchistischer Denker*innen. Er dekonstruiert zahlreiche Quellentexte und kommt zu dem Schluss, dass die Betonung des Kollektivs oder des Individuums im Anarchismus bei Weitem nicht so ausgeprägt ist wie im Sozialismus, im Liberalismus oder in anderen politischen Strömungen. Der Aufrechterhaltung des inhärenten Widerspruchs misst der Autor besondere Bedeutung bei, denn durch sie entsteht ein Denken in Paradoxien und damit das Potenzial, alte und vermeintlich starre Meinungen zu dynamisieren.

In ihrem Beitrag »Gewerkschaft als *ibasho* 居場所«, der den Auftakt der Rubrik *Arbeit* bildet, zeigt Julia Glöckl die gemeinschaftliche Produktion von Freiräumen auf, die abseits des *Mainstreams* und innerhalb von regionalen Gewerkschaften in Japan stattfindet. Neben dem klassischen Kampf für Arbeiter*innenrechte und der Theorieproduktion kann ein weiteres gewerkschaftliches Betätigungsfeld in der Schaffung von teilweise ortsungebundenen Nischen oder Beziehungsarrangements frei von Leistungsdruck und Verwertungszwang gesehen werden. Sie sind von Offenheit, Freiwilligkeit, Hierarchielosigkeit und dem Fokus auf zwischenmenschliche Beziehungen geprägt, sodass im Rahmen dessen ignorierte, mittellose und stigmatisierte Personen Akzeptanz und Zugehörigkeit sowie Empowerment erfahren.

Demgegenüber liegt der Schwerpunkt des Artikels »A Comprehensive Legislation for Construction Workers in India« von Rohan Mathews auf der Durchsetzung von Arbeiter*inneninteressen im Bausektor Indiens. Hierzu verdeutlicht der Autor zunächst die spezifische, informell und prekär gelagerte Vulnerabilität der Beschäftigten und rekonstruiert im zweiten Schritt den Gesetzgebungsprozess des »Building and Other Construction Workers (Regulation of employment and conditions of service) Act« von 1996 sowie des damit verbundenen »Cess Act«. Diese verabschiedeten Gesetzesinitiativen fußen auf einer zwei Jahrzehnte andauernden Mobilisierung und berücksichtigen sowohl die Besonderheiten der Branche als auch des nationalen Arbeitsrechts.

Nick Prasse wiederum verlagert den Fokus im Beitrag »Brachland im Schatten des Neoliberalismus« auf Kulturpolitik und äußere Arbeitsbedingungen im Bereich Kultur und Kreativwirtschaft inklusive der verstetigten Prekaritäten. Dabei untersucht er anhand des Beispiels der Künstler*innensozialversicherung, wie konkrete *policies* als Instrumente wohlfahrtsstaatlicher Kulturpolitik der Entwicklung eines neuen Kulturproletariats nicht entgegengewirken, sondern dies vielmehr durch die

Implementierung neoliberaler Praktiken (angelegt in Förderstrukturen oder genauer in auf Unternehmer*innentum zielende Maßnahmen, wie die vom Bundeswirtschaftsministerium aufgelegte Initiative für Kultur- und Kreativwirtschaft) bedingt und sogar forciert wird.

Der Abschnitt *Transformation von Staatlichkeit* wird von Ismail Küpeli mit seiner historischen Aufbereitung des sogenannten Kurdenkonflikts eröffnet. Er zeichnet im Artikel »Machbarkeit der türkischen Nation« die gewaltvolle Bildung des türkischen Nationalstaates nach, indem er den Prozess der nationalen Homogenisierung in Beziehung zu geschichtlichen Ereignissen der Unterdrückung, Vertreibung und Vernichtung nicht-türkischer Bevölkerungsgruppen setzt. Dass diese historische und aktuelle Gewaltpolitik über Narrative der angeblichen Andersheit der Kurd*innen und damit einhergehenden Verschwörungszuschreibungen im hegemonialen Wissenschaftsdiskurs abgesichert und legitimiert werden, analysiert der Autor anhand von Zitaten türkischer Historiker.

Matthias Schmidt-Sembdner wirft die Frage »Was passiert an Europas Binnengrenzen?« auf und beleuchtet auf Grundlage einer umfassenden ethnographischen Studie die Aushandlungsprozesse verschiedener Akteur*innen (Migrant*innen, Aktivist*innen, Sozialarbeiter*innen, Polizeibeamt*innen, Bahnangestellten) rund um die Transitmigration von Geflüchteten an der Brenner-Route. Das Spannungsverhältnis zwischen einer Politik der Immobilisierung, die auf europäischen Kooperationen wie der trinationalen Polizeikooperation basiert, und der Autonomie der Migration beziehungsweise des *nonmovement* stellt er präzise mithilfe einer Grenzregimeanalyse dar.

Die thematischen Stränge Fluchtbewegungen und Exklusion sind gleichfalls im Artikel »Das kolumbianische politische Exil als ein diskursives Feld« von Tininiska Zanger Montoya zentral, der den Anfang der Rubrik *Gewalt und Erinnerung* markiert – sie werden auf den kolumbianischen Kontext bezogen. Die Autorin nutzt die Auseinandersetzung mit den verschiedenen Auffassungen zum politischen Exil in Wissenschaft, Politik und unter Exilierten selbst, um für den Fall Kolumbien die besondere Uneindeutigkeit dieser Analysekategorie, die aufgrund der Vielzahl von Akteur*innen sowie der Komplexität des unabgeschlossenen Konflikts je nach politischem Interesse und Kontext changiert, eindrücklich zu illustrieren. Daraus leitet sie ihr eigenes Verständnis des politischen Exils als Subjektivität ab, welches sie in seiner Spezifik und Tragweite für die Betroffenen empirisch dicht beschreibt.

Geographisch folgt ein großer Schritt herüber zur Frage des Artikels von Jonas Riepenhausen: Seinen Untersuchungsgegenstand, die Zeit-

schrift des *Bundes Deutscher Mädel* »Das Deutsche Mädel« zitierend – »Wir helfen dem Führer« – geht er der Frage nach, wie die NS-ideologische Indoktrination der spezifischen Zielgruppe Mädchen durch diese Zeitschrift funktionierte. Der Artikel befasst sich mit der allerersten Ansprache der Leser*innen durch die Hefte und nimmt dazu die Titelbilder der Ausgaben aus insgesamt zwölf Jahren (1933 bis 1944) in den Blick: Welche Inhalte transportierte die aufwändig produzierte Zeitschrift, welche Möglichkeiten zur Identifikation, welche Vorbilder zeigten die Redakteur*innen den 10- bis 18-jährigen Adressat*innen, sind hierbei die Fragen.

Innerhalb des Spannungsfeldes *Körper – Macht – Identität – Gender*, mit dem auch die darauffolgende Rubrik überschrieben ist, befasst Robin Iltzsche sich mit der Suizid-Prävention in psychiatrischen Kliniken. Letztere erhielten 2019 durch die Veröffentlichung im März des Jahres über eine Klinik in Frankfurt-Höchst mediale Aufmerksamkeit. Der Artikel liefert Beobachtungen aus der Feldforschung des Autors in zwei Kliniken. Dabei stieß er auf fatale Paradoxien innerhalb dieser Praxis und diskutiert unter dem Titel »Paradoxien der Suizidprävention« das Risiko, dass Behandlungen auch Gefahr laufen können, genau das Gegenteil dessen nach sich zu ziehen, was sie eigentlich beabsichtigen.

Elijah Lüthi analysiert im Artikel »Relocating Mad_Trans Re_presentations within an Intersectional Framework« Krimis, Thriller und Horrorfilme als Vermittler von hegemonialen Phantasien und Re_präsentationen von Mad_Trans-Positionen. Dabei gelingt es Lüthi zu zeigen, dass diese Vermittlung und Re-Präsentation von gesellschaftlichen Machtstrukturen wie Rassismus, geschlechterbasierter Diskriminierung und Sanismus durchzogen sind. Der Artikel beleuchtet die Verflechtung hegemonialer gesellschaftlicher Machtstrukturen, mit denen der Kultur- und Kunstproduktion am Beispiel von Filmen. Dadurch kann der Artikel zeigen, wie die in den Filmen vermittelten Bilder von Mad_Trans Positionen gesellschaftliche Vorstellungen von Gleichheit und Ungleichheit, Abnormalität und Normalität, Zugehörigkeit und *Otherring* reproduzieren.

Friederike Nastold wendet sich im Artikel »Tentacular desire« einerseits *Mainstream-Pornographie* und andererseits *Postporn* sowie deren Beeinflussungen der Wahrnehmung bei ihrem Anschauen zu. Ihr Gegenstand sind also visuelle Strategien der beiden Genres und das »Lustwissen« hierbei. Wie in Postporn-Produktionen eben damit gebrochen wird und wie anders das Sehen hierbei ist, betrachtet Nastold am Kurzfilmprojekt »Space labia« von Lo-Fi Cherry.

Im historischen Kontext befasst sich Marina Vinnik mit *Emanzipation und Utopie* am Beispiel der Frauenbewegung in der russischen Künstler*innenszene im Zarenreich und den frühen Sowjetrepubliken. Die Herangehensweise bedeutender Frauen wie Marianne Werefkin, Teresa Ries, Anna Ostroumova-Lebedeva, Elizaveta Kruglikova, Elena Luksch-Makowsky, Elena Polenova, und Zinaida Serebriakova in ihren modernen Werken und die produktiven Spannungen zu männlichen Konkurrenten werden im Artikel »Between artist, mother, and model« aufgezeigt und analysiert.

Mit Utopien aus der Perspektive zeitgenössischer Theaterpraktiken beschäftigt sich Matthias Sterba, der sich in »Framing Utopia« konkret mit dem Künstler*innenkollektiv Gob Squad auseinandersetzt. Dabei steht insbesondere eine Inszenierung unter dem Titel »Revolution Now« an der Volksbühne Berlin im Mittelpunkt. Die spezifischen künstlerischen Strategien, welche das Utopische in der Banalität des Alltags reflexiv ausstellen, werden hier als das Unabgegoldene solcher Utopien zum Material der künstlerischen Genese.

Mit unserem Dank an den VSA: Verlag, an die Rosa-Luxemburg-Stiftung und besonders an Dr. Marcus Hawel, ohne dessen Anstoß dieser Band nicht entstanden wäre, geben wir nun an die Autor*innen ab. Viel Freude und interessantes Lesen wünscht

*das Herausgeber*innenkollektiv 2019*

ZUSAMMENFASSUNGEN

Riccardo Altieri

Eine Antikritik auf Bourdieus Kritik am biographischen Schreiben

Im Aufsatz wird versucht, grundsätzliche Kritikpunkte Bourdieus am biographischen Schreiben zu entkräften und dazu geeignete theoriebasierte Er widerungen anzuführen, die dieser Methode der Geschichtsschreibung neutral bis positiv gegenüberstehen. Am Ende steht die Frage, ob Bourdieu mit seiner siebenseitigen Kritik tatsächlich biographisches Schreiben im modernen Sinne oder vielmehr die veralteten Formen der beinahe hagiographischen Lebenserzählungen im Blick hatte, als er 1986 die »biographische Illusion« verfasste.

An Anticriticism on Bourdieu's Critique of Biographical Writing

The essay seeks to invalidate Bourdieu's critique of biographical writing and to cite appropriate theory-based responses that are neutral or positive to this method of historiography. In the end, the question arises as to whether Bourdieu's seven-page critique actually focused on biographical writing in the modern sense or rather on the obsolete forms of almost hagiographical life-stories when he wrote his »biographical illusion« in 1986.

Jonathan Eibisch

Die Kunst freiwillig gemeinsam zu sein

Das Spannungsfeld zwischen Kollektivität und Individualität als Indiz für eine grundlegend paradoxe Form anarchistischen Denkens

Im Anarchismus wird Vielfalt begrüßt, weswegen er sich als äußerst heterogen erweist. Eine wesentliche innere Spannung besteht beim Anarchismus im Verständnis vom Einzelnen und der Gemeinschaft sowie ihrem Verhältnis zueinander. Mittels der Dekonstruktion von Quellentexten lässt sich nachzeichnen, wie widerstreitende anarchistische Positionen jeweils mit dem gesellschaftlich bedingten Widerspruch zwischen Individualität und Kollektivität umgehen. Handelt es sich dabei um eine grundlegend paradoxe Denkweise? Mit der Beantwortung dieser Frage versuche ich, einen wichtigen Beitrag zur Erneuerung der anarchistischen Theorie und Praxis beizutragen.

The art of voluntarily being together**The tension between collectivity and individuality as an indication of a fundamentally paradoxical form of anarchist thinking**

Anarchism welcomes diversity, which is why it proves to be extremely heterogeneous. An essential inner tension in anarchism is the understanding of the individual and the community and their relationship to each other. By deconstructing source texts, it is possible to trace how conflicting anarchist positions deal with the socially conditioned contradiction between individuality and collectivity. Is this a fundamentally paradoxical way of thinking? By answering this question, I try to make an important contribution to the renewal of anarchist theory and practice.

ARBEIT

Julia Glöckl

Gewerkschaft als *ibasho* 居場所***Alternative spaces in community unions in Japan***

Im vorliegenden Artikel beleuchte ich die Produktion alternativer Räume als Teil des Aktivismus von *community unions* in Japan. Diese Gewerkschaften unterstützen nicht nur (prekäre) Arbeiter*innen bei der Er kämpfung ihrer Rechte, sondern sind außerdem Gemeinschaften (*communities*), in denen gerade jene Personen, die in der Mainstream-Gesellschaft häufig ignoriert, stigmatisiert oder marginalisiert werden, einen Raum finden können, in dem sie zusammenkommen und »einfach sein« können.

Unions as *ibasho* 居場所***Alternative spaces in community unions in Japan***

In this article I will examine the production of alternative spaces in community unions in Japan as part of their activism. These unions not only support (precarious) workers in fighting for their rights, but at the same time they are also communities; spaces where people – especially those who are often ignored, stigmatized or marginalized in mainstream society – can come together and just be themselves.

Rohan Dominic Mathews

Eine umfassende Gesetzgebung für Bauarbeiter in Indien Aufschlüsseln von Staat, Kapital und Arbeit

In diesem Aufsatz versuche ich einen Rechtsrahmen zu schaffen, der die Grundlage für die Anerkennung von Beschäftigten im Baugewerbe in Indien bildet. Dies geschieht, indem zunächst die wahrgenommene Notwendigkeit einer umfassenden Gesetzgebung für Beschäftigte im Bausektor in Indien dargelegt wird. Diese Notwendigkeit hat sich an verschiedenen Stellen aufgrund der informellen und prekären (verwundbaren) Arbeitskräfte, die auf verschiedenen Baustellen in ganz Indien arbeiten, herausgestellt. Bei der Darstellung dieser Notwendigkeit rückt ein Bewusstsein für die besonderen Arbeitsbedingungen, die Arbeitnehmer sowie der Formen der Beschäftigung und der Subbeschäftigung in den Mittelpunkt. Diese Bedingungen zeigen das vorhandene Bedürfnis nach einem Gesetz, welches die Besonderheiten dieser Branche berücksichtigt. Dieses Gesetz muss aber auch die vielschichtige Anwendung des Arbeitsrechts auf das Baugewerbe in Indien und die Besonderheiten des Arbeitsrechts in Indien berücksichtigen. Die Entwicklung dieses Gesetzes ist zudem dem langwierigen Einsatz einer Bewegung zu verdanken, die in einem legislativen Ansatz arbeitete, indem sie über zwei Jahrzehnte hinweg Petitionen an das Parlament richtete, und schließlich zur Schaffung des »Building and Other Construction Workers (Regulation of employment and conditions of service) Act« 1996 sowie eines damit verbundenen »Cess Act« führte. Das Papier soll Argumente und Verhandlungen aufzeigen, die das komplexe Terrain von Recht und Arbeit unter besonderer Berücksichtigung der Bauwirtschaft in Indien beleuchten.

A Comprehensive Legislation for Construction Workers in India Unpacking State, Capital and Labour

In this article I seek to provide a legal outline that forms the basis for the recognition of construction workers in India. It does so by first outlining the perceived need for a comprehensive legislation for construction workers in India. This need, which has emerged at different points owing to the informal and vulnerable workforce working at different construction sites across India. In outlining this need, a sense of the peculiar conditions of work, workers as well as the modes of contracting and sub-contracting come into focus. These conditions showcase a need that is felt for a law that encompasses the unique nature of this industry. However, this law also needs to take cognizance of the multi-

faceted ways in which labour law applies to construction work in India, and the peculiarities of labour law in India. Further, the evolution of this law owes itself to a protracted movement, which worked at a legislative approach, by petitioning parliament over two decades, and eventually led to the creation of the Building and Other Construction Workers (regulation of employment and conditions of service) Act 1996 as well as a related Cess Act. The paper hopes to showcase arguments and negotiations that shed light on the complex terrain on law and labour with special reference to the construction industry in India.

Nick Prasse

**Brachland im Schatten des Neoliberalismus
Zur schwierigen Genese wohlfahrtsstaatlicher Kulturpolitik
auf Bundesebene**

Entsteht im Zeitalter des medien- und bildfixierten, skopischen Kapitalismus, in welchem Kreativität als kapitalisierte Lebensform erscheint, ein neues Kulturproletariat? Welche Rollen spielt die Kulturpolitik dabei? Der Beitrag gibt einen Einblick in den Problembereich meines Dissertationsvorhabens und zeigt an zwei konkreten Beispielen, wie wohlfahrtsstaatliche Kulturpolitik auf Bundesebene zwischen neoliberalen Konzepten aktivierender Kreativwirtschaftspolitik und traditionellen Antworten im Bereich der Künstlersozialversicherung changiert.

**Wasteland in the shadow of neoliberalism
On the difficult genesis of welfare state cultural policy
at the federal level**

Is there a new cultural proletariat in the age of Scopie capitalism, where creativity appears as a capitalised way of life? Which roles does cultural policy play? The article provides an insight into the problem area of my dissertation project and shows two concrete examples of how welfare state cultural policy at the federal level alternates between neoliberal concepts of activating creative economy policy and traditional responses in the field of the social security scheme for artists.

TRANSFORMATION VON STAATLICHKEIT

Ismail Küpeli

Machbarkeit der türkischen Nation

Diskursive Exklusion und physische Vernichtung als Säulen von *nation building*

Die Etablierung eines türkischen Nationalstaats ging einher mit der Exklusion, Marginalisierung, Vertreibung und Vernichtung von nicht-muslimischen und nicht-türkischen Bevölkerungsgruppen. Die Kurd*innen waren als die letzte große nicht-türkische Gruppe in der Türkei das Haupthindernis für das kemalistische Staatsprojekt einer homogenen türkischen Nation und sollten deswegen als eigenständige Bevölkerungsgruppe mit Zwang und Gewalt aufgelöst werden.

Feasibility of the Turkish nation

Discursive exclusion and physical annihilation as pillars of *nation building*

The establishment of a Turkish nation-state was accompanied by the exclusion, marginalization, expulsion and annihilation of non-Muslim and non-Turkish population groups. As the last large non-Turkish group in Turkey, the Kurds were the main obstacle to the Kemalist state project of a homogenous Turkish nation and were therefore to be dissolved as a separate population group with force and violence.

Matthias Schmidt-Sembdner

Was passiert an Europas Binnengrenzen?

Migration und die Transformation von Staatlichkeit – Eine methodische Rekonstruktion

Angetrieben von der Wiedereinführung nationaler Grenzkontrollen im Schengenraum im Herbst 2015, ist die Transitmigration von Geflüchteten zwischen Italien, Österreich und Deutschland in den vergangenen Jahren Gegenstand einer umkämpften Politik der Immobilisierung geworden. Polizeikooperationen, nationale Grenzmanagements und die Beharrlichkeit migrantischer Mobilität treffen hier aufeinander. Im Beitrag wird ein mehrjähriger Forschungsprozess einer Ethnographie der Brenner-Route rekonstruiert.

**What happens at Europe's internal borders?
Migration and the Transformation of Statehood –
A Methodological Reconstruction**

Driven by the reintroduction of national border controls in the Schengen area in autumn 2015, the transit migration of refugees between Italy, Austria, and Germany has become the subject of a contested policy of immobilization in recent years. Police cooperation, national border managements, and the tenacity of migrant mobility clash here. The author reconstructs a multi-annual research process of an ethnography of the Brenner route.

GEWALT & ERINNERUNG

Tininiska Zanger Montoya

**Das kolumbianische politische Exil als ein diskursives Feld
Entwicklungen und Konflikte im Rahmen der Friedensverhandlungen**

Weder in wissenschaftlichen noch in politischen Kreisen ist das »politische Exil« einstimmig konzeptualisiert, was zum Teil auf seine diversen Erscheinungsformen je nach Kontext zurückzuführen ist. Im Fall Kolumbiens tritt diese Uneindeutigkeit verstärkt auf, eben weil das Phänomen erst seit wenigen Jahren und nur in gewissen Kreisen als eine Landesrealität wahrgenommen wird. Daraus entspringt die Notwendigkeit einer konzeptuellen Basis, um der Uneindeutigkeit entgegenzutreten und eine Debatte über Exil in Demokratien zu ermöglichen.

**The Colombian political exile as a discursive field
Developments and conflicts in the framework of peace negotiations**

»Political exile« is not conceptualized unanimously, neither in scientific nor in political circles, partly because of its diverse manifestations depending on the context. In the case of Colombia, this ambiguity is reinforced. This is because the phenomenon has just been recognized, and only under certain circles, as a reality of the country a few years ago. From this arises the necessity of a conceptual basis to confront the ambiguity and to enable a debate about exile in democratic systems.

Jonas Riepenhausen

»Wir helfen dem Führer«

Ein Beitrag zur Mitgliederzeitschrift des BDM

Mädchen und junge Frauen im sogenannten *Bund Deutscher Mädel* bewegten sich in dessen Rahmen nicht nur bei Gruppentreffen, Ferienlagern, Kursen, Sport oder in diversen, ab 1939 immer weiter ausgedehnten Diensten. Zur Indoktrination in ihrer Freizeit brachte der BDM 1933-1944 eine auf diese Zielgruppe zugeschnittene, sehr aufwändig produzierte Zeitschrift heraus. Beleuchtet wird die erste Ansprache der Leser*innen, nämlich die Titelseiten, die sie schon auf den ersten Blick begeistern sollten. Welche Möglichkeiten zur Identifikation wurden ihnen dabei gezeigt? Welche Inhalte wurden transportiert, welche Vorbilder präsentiert?

»We're helping the Führer«

An essay on the members' magazine of the League of German Girls (BDM)

Girls and young women in the *Bund Deutscher Mädel* (BDM – *League of German Girls*, within the *Hitler Youth*) were not only involved in regular group meetings, courses, sports, holiday camps or in various, from 1939 onwards expanded duties. For their leisure time the BDM published an elaborately designed magazine from 1933 to 1944, specifically indoctrinating this target audience. This article examines the issues' very first approach to the readers: the cover pages, which were supposed to fascinate and thrill the readers at a glance. What possibilities to identify with were offered by this way? What sort of contents were imparted, what kind of role models were presented?

KÖRPER – MACHT – IDENTITÄT – GENDER

Robin Illtzsche

Paradoxien der Suizidprävention

In der psychiatrischen Behandlung von suizidalen Menschen lauern viele »Risiken und Nebenwirkungen«, in der die auf Suizidprävention ausgegerichtete psychiatrische Praxis selbst Suizidalität induzieren, verstärken oder ermöglichen kann. Die Psychiatrie ist ein Suizid-Hotspot, in der alle Behandlungstechnologien (von Zwangsmaßnahmen über eine zu engagierte Zuwendung bis hin zu Psychopharmaka) Gefahr laufen, genau das Gegenteil von dem zu produzieren, was sie eigentlich intendieren.

Paradoxes of suicide prevention

The psychiatric treatment of suicidality has many potential risks and side effects. Suicide-preventive psychiatric practices can than itself induce, increase or facilitate suicidality. Psychiatric institutions are suicide hotspots, in which all technologies of treatment (from coercive measures, over an overcommitted care, to psychotropic drugs) run into danger to produce the opposite of their original intention.

Elijah Lüthi

**VerRückte_trans Re_präsentationen neu ver_orten
in einem intersektionalen Rahmen**

Stigmatisierende Bilder um verRückte trans* Personen sind Teil von Alltagsre_präsentationen. Dieser Artikel beginnt mit einer Diskussion von verRückten_trans* Re_präsentationen in Thriller-Filmen und fragt: Wie sind diese Bilder verbunden mit Psychopathologisierung, intersektionalen Machtstrukturen und einer langen Tradition von stigmatisierenden Re_präsentationen rund um »Verrücktheit«? Wie funktionieren diese, um Gleichheit und Verschiedenheit, Zugehörigkeit und VerAnderung, Normalität und Anormalität herzustellen? Dabei bietet dieser Artikel einen exemplarischen Überblick und eine kritische Analyse von verRückten_trans* Re_präsentationen in Diskursen rund um Thriller-Filme, Medizin, Berichterstattungen und Aktivismus.

Relocating Mad_Trans Re_presentations Within an Intersectional Framework

Stigmatizing images around Mad_trans positions are a part of everyday re_presentations. This article begins by looking at Mad_trans re_presentations in thriller movies; it asks the following questions: How are these images connected to wider psychopathologization, intersectional power relations, and a long tradition of stigmatizing re_presentations around ›madness‹? How do they work to create sameness and difference, belonging and Othering, normality and abnormality? In doing this, this article provides an exemplary overview and critical analysis of Mad_trans re_presentations in discourses around thrillers, medicine, the news media, and activism.

Friederike Nastold

Tentacular desire

Von schaulustigen Ein-Blicken zu affizierenden Tentakeln in »Space Labia«

Anhand des Kurzfilms »Space labia« von Lo-Fi Cherry werden Schnittstellen von Postporn und affizierenden Blickstrukturen fernab einer monolithischen, männlichen Sexualität im Kontext der Kunst diskutiert. Postpornografische Produktionen implizieren eine Politik der Wahrnehmung, was eine Verschiebung der visuellen Strategien der Mainstream-Pornografie zur Folge haben kann. Linda Williams nennt die Besessenheit des Genres, »echten« Sex zeigen zu wollen, den Drang zur maximalen Sichtbarkeit. Eben dieses Lustwissen als Strategie wird in Postporn-Produktionen jedoch gebrochen, indem die Dynamiken des Sehens als Oszillieren zwischen multiplen Aspekten begriffen werden können und vielmehr ein *Werden* verfolgen als einen Effekt im direkten Lustgewinn. Wer ist Subjekt, wer ist Objekt? »Space Labia« ordnet das Netz der begehrenden Akteur*innen neu an und schreibt die Geschichte der Pornografie um.

Tentacular desire

From insightful insights to affecting tentacles in »Space Labia«

Based on the short film »Space labia« by Lo-Fi Cherry, the text discusses interfaces of post-porn and affective gaze structures far from a monolithic, male sexuality in the context of art. Following the assumption that post-pornographic productions mean politics of perception, it implies a shift in the visual strategies of mainstream pornography. Linda Williams calls the obsession of the genre of wanting to show ›real‹ sex, the urge

for maximum visibility. However, this ›Lustwissen‹ as a strategy is broken in PostPorn productions, in that the dynamics of watching can be understood as oscillating between multiple aspects and more as a becoming than an effect in direct pleasure gain. Who is the subject, who is the object? »Space Labia« rearranges the network of desiring actors and rewrites the history of pornography.

EMANZIPATION & UTOPIE

Marina Vinnik

Zwischen Künstler, Mutter und Modell

Selbstwahrnehmung und Repräsentation von Frauen in den Gemälden und Grafiken von in Russland geborenen Künstlerinnen

Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die Frauenbewegung im Russischen Reich besonders stark. Proteste, Bürgerrechtsbewegungen und soziale Reformen gewährten ihnen erstmalig den Zugang zu hochangesehenen Kunstakademien als vollzeitige Studentinnen. Dennoch verstärkten die männlichen Künstler, deren homo-soziale Kreise von konkurrenzfähigen und talentierten Frauen gestört wurden, gleichzeitig die Repräsentationen von Frauen als Models und Akte. Durch eine Untersuchung der Bilder von Künstlerinnen wie Marianne Werefkin, Teresa Ries, Anna Ostroumova-Lebedeva, Elizaveta Kruglikova, Elena Luksch-Makowsky, Elena Polenova und Zinaida Serebriakova entlarvt dieser Artikel ihre Strategien und Entscheidungen als professionelle Künstlerinnen im Russischen Kaiserreich.

Between artist, mother, and model

Self-perception and representation of women in the paintings and graphic works of Russian-born women artists

The women's movement was especially strong in the Russian Empire from the middle of the nineteenth century. Protests, the civil rights movement, and social reforms allowed them to enter prestigious art academies as full students. Nevertheless, male artists, whose homo-social circles were disturbed by competitive and talented women, simultaneously reinforced representations of women as models and nudes. By examining the images of women artists like Marianne Werefkin, Teresa Ries, Anna Ostroumova-Lebedeva, Elizaveta Kruglikova, Elena Luksch-Makowsky, Elena Polenova and Zinaida Serebriakova, this article reveals their strategies and choices as professional women artists in the Russian Empire.

Matthias Sterba

Framing Utopia

Utopien in zeitgenössischen Theaterpraktiken

Im Beitrag wird das Verhältnis von Utopie und Medialität anhand von Arbeiten des Künstler*innenkollektivs *Gob Squad* untersucht. Die szenischen Praktiken werden insbesondere anhand einer Inszenierung an der Volksbühne Berlin unter dem Titel »Revolution Now« nachgezeichnet. Hier arbeitet *Gob Squad* mit spezifischen künstlerischen Strategien, die das Utopische im Alltag reflexiv ausstellen und wo das Unabgeoltene solcher Utopien zum Material der Stückentwicklung wird.

Framing Utopia

Utopias in contemporary theatre practices

In this article I study the relation between utopian dreams and mediaility in the works of the artist collective *Gob Squad*. Their staging practice are analysed in particular on the basis of their production »Revolution Now« at the Volksbühne Berlin. *Gob Squad* are working here with specific artistic strategies, which are reflecting the utopian dreams of everyday life and where unfulfilled utopian dreams become the material of the performance.

ERKENNTNISTHEORIE & METHODIK

Riccardo Altieri

Eine Antikritik auf Bourdieus Kritik am biographischen Schreiben

Es ist nahezu eine unabdingbare Voraussetzung, beim biographischen Schreiben auf Pierre Bourdieus Aufsatz »Die biographische Illusion«¹ einzugehen, sei es um der bloßen Nennung oder um eines kurzen Widerspruchs willen – ignorieren kann man die Schrift jedenfalls nicht.² Bis heute erweist sich die Auseinandersetzung mit den Thesen Bourdieus in diesem Bereich als außerordentlich fruchtbar.³ Betrachtet man sie im Detail, wirft er stellenweise interessante, aber auch problematische Fragen auf, die bisweilen unbeantwortet bleiben.⁴ Insgesamt entsteht der Eindruck eines Ungleichgewichts zwischen negativer Kritik ohne konstruktive Gegenvorschläge und intersubjektiv nachvollziehbaren Vorwürfen gegenüber der Biographik. Isoliert betrachtet erzeugt das wiederum die Illusion, ein derartiges Vorhaben – also das Verfassen einer Lebensgeschichte – sei von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Natürlich belegen zahlreiche Biographien, wie sie in den zurückliegenden drei Jahrzehnten seit Bourdieus Thesen entstanden sind, dass sie dem biographischen Schreiben keine Rezession bescherten. Im Gegenteil, methodischer Eklektizismus, unterschiedlichste Fragestellungen und experi-

¹ Pierre Bourdieu: Die biographische Illusion [1986]. In: Erika M. Hoernig (Hrsg.): Biographische Sozialisation, Stuttgart 2000, S. 51-60.

² Vgl. Izabela Sellmer (Hrsg.): Die biographische Illusion im 20. Jahrhundert: (Auto-)Biographien unter Legitimierungszwang, Bern [u.a.] 2003. Derselben Argumentation folgt auch Hannes Schweiger: Das Leben als U-Bahnfahrt. Zu Pierre Bourdieu: »Die Biographische Illusion«. In: Bernhard Fetz; Wilhelm Hemecker (Hrsg.): Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentar, Berlin/New York 2011, S. 311-316, hier: S. 311.

³ Vgl. eine Vielzahl von Fachaufsätzen, die sich gezielt diesem Aufsatz Bourdieus widmen. Statt vieler: Bruno Hildenbrand: Objektive Daten im Gespräch. Die biographische Illusion: Der Gang der Argumentation bei Pierre Bourdieu. In: Sozialer Sinn 13 (2012) 1, S. 57-78; Birgit Griese; Martina Schiebel, Bourdieu und die Biographieforschung. In: Helma Lutz; Martina Schiebel; Elisabeth Tuiider (Hrsg.): Handbuch Biographieforschung, Wiesbaden 2018, S. 115-126.

⁴ So sieht er beispielsweise einzig in der Photographie eine »wahrheitsgetreue Reproduktion des Wirklichen«, Pierre Bourdieu: Die gesellschaftliche Definition der Photographie. In: Pierre Bourdieu et al. (Hrsg.): Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie, Frankfurt am Main 1981, S. 85-109, hier: S. 104.

mentelle Herangehensweisen haben die Biographie als Form sukzessive bereichert und ihr neuen Reiz verliehen. Für die Geschichtswissenschaft ist besonders eine Fokusverschiebung von hohem Interesse: War es in den Jahren vor und nach dem Zweiten Weltkrieg noch üblich, Biographien als Herrschaftsbeschreibungen oder »Hagiographien« zu verfassen, hat sich der Blickwinkel seit den späten 1960er bis frühen 1980er Jahren auf Menschen verlagert, deren Tätigkeit zu Lebenszeiten nicht an ein hohes Amt oder eine besondere Würde gekoppelt war. Für die Geschichte der Linken und der Arbeiter*innenbewegung beispielsweise entstanden in den vergangenen Jahren zahlreiche Biographien, in denen nicht etwa die Köpfe der sozialistischen Herrschaftswelt skizziert wurden, sondern Vertreter*innen aus oppositionellen Parteien, die nicht zwingend, und falls doch, dann nur kurz, an der Spitze einer Organisation standen. Als Beispiel seien hier aus dem Umfeld der *Kommunistischen Partei Deutschlands* (KPD) die biographischen Untersuchungen zu Ruth Fischer,⁵ Mathilde Jacob,⁶ Ernst Meyer,⁷ Werner Scholem⁸ oder Clara Zetkin⁹ genannt. Widerspricht Bourdieus Kritik auch solchen Biographien Oppositioneller oder ging es ihm vielmehr um die oftmals positivistischen Lebensbeschreibungen aus dem Bereich der Meritokratie, Aristokratie, Monarchie oder einer sonstigen auf »einige wenige« ausgerichteten Herrschaftsform? Oder handelt es sich vielmehr um ein methodisch-theoretisches Problem? In jedem Fall verschiebt der *biographical turn* in der Geschichtswissenschaft den Fokus von der hegemonialen Machtstruktur auf das Individuum, das innerhalb des *cultural turn* seit dem 20. Jahrhundert vermehrt ins Zentrum der Geistes- und Sozialwissenschaften gerückt ist.¹⁰

⁵ Mario Keßler: Ruth Fischer. Ein Leben mit und gegen Kommunisten (1895-1961), Köln 2013.

⁶ Ottokar Luban: Mathilde Jacob. Mehr als Rosa Luxemburgs Sekretärin. Mit dem Text von M. Jacobs einziger öffentlicher Rede (19.12.1920). In: Jahrbuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung III (2002), S. 110-128. Natürlich sind mittellange und kurze Biographien, beispielsweise in Aufsatzform, ebenfalls von der Bourdieu'schen Kritik betroffen.

⁷ Florian Wilde: Revolution als Realpolitik. Ernst Meyer (1887-1930) – Biographie eines KPD-Vorsitzenden, Konstanz/München 2018.

⁸ Ralf Hoffrogge: Werner Scholem. Eine politische Biographie (1895-1940), Konstanz 2014.

⁹ Florence Hervé (Hrsg.): Clara Zetkin oder: Dort kämpfen, wo das Leben ist, Berlin 2007.

¹⁰ Vgl. hierzu Hans Renders; Binne de Haan; Jonne Harmsma: Introduction. In: Hans Renders; Binne de Haan; Jonne Harmsma (Hrsg.): The Biographical Turn. Lives

Bourdieu schreibt: »Man ist zweifellos berechtigt zu unterstellen, daß die autobiographische Erzählung sich immer, mindestens teilweise, von dem Ziel anregen läßt, Sinn zu machen, zu begründen, eine gleichzeitig retrospektive und prospektive Logik zu entwickeln, Konsistenz und Konstanz darzustellen, indem sie einsehbare Beziehungen wie die der Folgewirkung von einem verursachenden oder letzten Grund zwischen aufeinanderfolgenden Zuständen herstellt, die so zu Etappen einer notwendigen Entwicklung gemacht werden.«¹¹ Bourdieus Kritik richtet sich hier indirekt gegen die Methode des historischen Konstruktivismus.¹² Eine Linearität erzeugen zu wollen, indem biographische Ereignisse als kontinuierliche Abfolge konstruiert werden, hält er für unangebracht; auch Lebensbeschreibungen sollen seiner Ansicht nach in Diskontinuitäten betrachtet werden.¹³ Der Literaturwissenschaftler Ansgar Nünning wirft in diesem Zusammenhang die Frage auf, wie überhaupt mithilfe von Sprache eine Biographie mit konkretem Realitätsbezug und verloren gegangener Wirklichkeit auf möglichst exakte Weise zu verfassen sei, ohne der Gefahr der »biographischen Illusion«¹⁴ zu erliegen. Bourdieu kritisiert nicht nur biographische Fremdbeschreibungen, sondern insbesondere auch die Autobiographie. Nach seiner Meinung machen sich Autor*innen dabei zu den »Ideologen des eigenen Lebens«,¹⁵ denen es nur darum gehe, einem allgemeinen, öffentlichen Interesse nachzukommen, indem sie ihr Leben erzählen und diesem eine chronologische, teleologische oder gar entelechische Kohärenz¹⁶ verleihen,

in History, London 2017, S. 1-11.

¹¹ Bourdieu 2000, S. 52.

¹² Bernhard Fetz: Die vielen Leben der Biographie. Interdisziplinäre Aspekte einer Theorie der Biographie. In: Bernhard Fetz (Hrsg.): Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie, Berlin/New York 2009, S. 3-68, hier: S. 39. Zum Begriff vgl. Paul Hoyningen-Huene: Bemerkungen zum Konstruktivismus in der Geschichtswissenschaft. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 8 (1997) 2, S. 282-289. Bourdieus Kritik an der »interaktiven Konstruktion zwischen Interviewten und Interviewenden« beim Verfassen einer Biographie haben bereits Griese; Schiebel 2018, S. 117, bemerkt.

¹³ Michael Corsten: Biographie zwischen sozialer Funktion und sozialer Praxis. In: Christian Klein (Hrsg.): Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorie, Stuttgart/Weimar 2009, S. 95-102, hier: S. 98. Vgl. hierzu auch Gilles Deleuze; Michael Foucault: Der Faden ist gerissen, Berlin 1977.

¹⁴ Ansgar Nünning: Fiktionale Metabiographien. In: Klein, Handbuch Biographie, S. 132-136, hier: S. 134.

¹⁵ Bourdieu, Biographische Illusion, S. 52.

¹⁶ Vgl. Maria Wirth: Christian Broda. Eine politische Biographie, Göttingen 2011, S. 31.

die als solche nur zufällig existiert haben kann. Durch den »radikalen Impetus« kam es in der Vergangenheit bereits mehrfach zu »lebhaften Debatten«. ¹⁷ Die Kritik an Bourdieu entwickelte sich stellenweise sogar bis hin zu persönlicher Abneigung. ¹⁸ Das mag bisweilen an seiner harten und kompromisslosen Haltung liegen, die er in Konfliktpunkten einnahm, die für ihn indiskutabel waren.

Eines seiner schärfsten Urteile fällte er zum Beispiel mit einer These zu Shakespeares *Macbeth*, worin er eine »Definition des Lebens als Anti-Geschichte« sieht: »Dies ist eine Geschichte, die ein Idiot erzählt, eine Geschichte voll von Lärm und Wut, aber ohne Sinn.« ¹⁹ Bourdieu kritisiert die »rhetorische Illusion« des biographischen Schreibens, nämlich in der Konstruktion einer Lebensgeschichte anhand einer kohärenten Erzählung, die vorgibt, dass die beschriebene Vita von Anfang an einem roten Faden gefolgt wäre. Der Historiker Lutz Niethammer hinterfragte diese Kritik als Erster für die Geschichtswissenschaft: Im Gegensatz zu Bourdieu sieht er eine »Erfahrung diskontinuierlich sich wandelnder Gesellschaften (Kriege, Revolutionen, Zusammenbrüche, Katastrophen) und das Interesse an der Kontinuität der einzelnen, wie sie die sich ihnen bietenden oder aufrdrängenden, oft grundsätzlichen Strukturen vermitteln, wirken lassen, nutzen oder umnutzen.« ²⁰ Wie sollte die Geschichtswissenschaft sich einer Biographie auch anders zuwenden als retrospektiv? ²¹

Eine spezifische Kritik an geschichtswissenschaftlichen Biographien artikuliert Bourdieu zwar nicht, sie ist seinen Thesen jedoch inhärent. Für die Soziologie verwendet er primär den Begriff der »Lebensgeschichte«, was die Geschichtswissenschaft vorerst noch unberührt ließe. Doch was stört ihn so an diesem Terminus? Es zeigt sich, dass nicht Fachgrenzen

¹⁷ Christian Klein; Falko Schnicke: 20. Jahrhundert. In: Klein 2009, S. 251-264, hier: S. 260.

¹⁸ Eckart Liebau: Der Störenfried. Warum Pädagogen Bourdieu nicht mögen. In: Barbara Friebertshäuser; Markus Rieger-Ladich; Lothar Wigger (Hrsg.): Reflexive Erziehungswissenschaft, Wiesbaden 2006, S. 41-58.

¹⁹ Bourdieu 2000, S. 53.

²⁰ Lutz Niethammer: Kommentar zu Pierre Bourdieu. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 1 (1990), S. 91-93, hier: S. 92.

²¹ Hier trifft Bourdieus Kritik auch das Theorem Søren Kierkegaards, der 1843 in sein Tagebuch (JJ 167) notierte: »Es ist wahr, was die Philosophie sagt, dass das Leben rückwärts verstanden werden muss. Aber darüber vergisst man den andern Satz, dass es vorwärts gelebt werden muss.«, zit. n. Thomas Fuchs: Das ungelebte Leben. In: Wolfgang U. Eckart; Michael Anderheiden (Hrsg.): Handbuch Sterben und Menschenwürde, Bd. 1, Berlin/Boston 2012, S. 495-510, hier: S. 496, Fn. 1.

in Bourdieus Fokus liegen, sondern Fragen der Form.²² In der Tat wäre es schwer vermittelbar, eine Biographie nur unter dem Blickwinkel der bereits erwähnten Diskontinuitäten zu betrachten.²³ Eine Lebensbeschreibung verfolgt – von wenigen Ausnahmen abgesehen – den Zweck, gelesen zu werden. Genau daran stört sich Bourdieu. Doch seine Kritik wandelt sich im Laufe seiner Forschung und bietet letztlich Optionen zur Kompromissbildung. »Mit späteren Überlegungen hat Bourdieu einen Ansatz ausgearbeitet, der biographisches Arbeiten in Zeiten postmoderner Individualitätsskepsis legitimiert: sein Habituskonzept.«²⁴ Besonders Arbeiten über Menschen, deren Leben durch eine herausragende Karriere gekennzeichnet waren, will Bourdieu in zweierlei Schienen behandelt wissen. Er erkennt im Fortschreiten der »Laufbahn« ein »soziales Altern«, das unabhängig vom »biographischen Altern« verläuft.²⁵ Die gegenwärtige Biographik sähe jedoch vielmehr darin eine Kunst, diese zwei Elemente eines Lebens in verschränkter Weise zu präsentieren, und nicht ihre jeweiligen Elemente zu isolieren und unabhängig voneinander zu erzählen. Eine Symbiose von Privat- und Berufsleben könnte helfen, die »biographische Illusion« zu durchbrechen. Immerhin besteht doch der Habitus auch aus den sozialen Elementen, die man in Familie, Freundeskreis und Schule vermittelt bekommt. Die kreuzweise Verbindung aus Privatleben und Beruf unterbräche erst die Linearität, die Bourdieu an Begriffen wie dem »Eintritt in das Leben« oder dem »Karriereweg« kritisiert.²⁶

²² Klein; Schnicke 2009, S. 260.

²³ Hierauf könnte man mit einem der »Väter« der Geschichtswissenschaft entgegnen, dass es eine »fortschreitende Kontinuität des Geschichtlichen« gibt. Johann Gustav Droysen: *Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte*; hrsg. v. Rudolf Hübner, München 1971, 6. Aufl., S. 6.

²⁴ Klein; Schnicke 2009, S. 261. Zum Habituskonzept, das mit dem Habitusbegriff seit 1962 kontinuierlich weiterentwickelt wurde, vgl. Pierre Bourdieu: *Zur Genese der Begriffe Habitus und Feld*. In: Pierre Bourdieu (Hrsg.): *Der Tote packt den Lebenden. Schriften zu Politik und Kultur 2*, hrsg. v. Margareta Steinrücke, Hamburg 1997, S. 59-78.

²⁵ Bourdieu 2000, S. 58. Zum »Laufbahn«-Komplex vgl. Eckart Liebau: *Laufbahn oder Biographie? Eine Bourdieu-Lektüre*. In: *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 1* (1990), S. 83-89.

²⁶ Bourdieu 2000, S. 51.

Biographik und Geschichtswissenschaft

Um das Stichwort »Karriere« erneut aufzugreifen, war es für Historiker*innen in Deutschland bis vor wenigen Jahren nahezu der »sichere Karrieretod«,²⁷ wenn sie ihre Qualifikationsschriften in Form einer Biographie eingereicht hatten. Heute hat sich der Blick auf die Biographik fast vollständig umgekehrt. Das ausgehende 20. und das beginnende 21. Jahrhundert verzeichnen einen »biographischen Boom in der Historie«. ²⁸ Natürlich könnte man argumentieren, dass eine Biographie nie eine vollständige, vergangene Realität abbilden kann. Zudem gilt diese Kritik nicht nur für die Biographik allein, sondern generell für die Geschichtsschreibung. Hierauf weiß Hannah Arendt die passende Antwort. In ihrem »Denktagebuch« schreibt sie, dass in der Historiographie die früheren Methoden lediglich auf eine Kausalität ausgerichtet waren. Sie empfiehlt, diesen Ansatz zu vergessen und stattdessen eine Ereignisanalyse durchzuführen. Dabei verfiel sie freilich keine reine ereignisgeschichtliche Betrachtungsweise, sondern sie legt den Finger vielmehr in die Wunde der oftmals mangelhaften Analysen historischer Erkenntnisse durch Quellenpositivist*innen.²⁹ Eine gewichtige Theorie von Geschichtsschreibung – und das schließt auch die Kritik Bourdieus ein – formulierte sie unter dem Eindruck des Eichmann-Prozesses. Mit ihren Worten könnte man Bourdieu entgegnen: »[I]n welchem Umfang, wenn überhaupt, können wir vergangene Ereignisse und Vorfälle beurteilen, bei denen wir nicht zugegen waren? Was das Letztere betrifft, so liegt auf der Hand, dass weder Geschichtsschreibung«, und damit auch Biographik, »noch Gerichtsverfahren überhaupt möglich wären, wenn wir uns diese Fähigkeit absprächen.«³⁰ Doch nicht nur Arendt allein lieferte bereits vor 1986 Argumente für das biographische Schreiben. In seinen Äußerungen »Über den Begriff der Geschichte« schuf auch Arendts Freund Walter Benjamin in seinem letzten Lebensjahr 1940 eine Grundlage für die Rechtfertigung dafür, warum es legitim ist, sich mit Biographien abseits der Herrschaftsgeschichte oder der übergeordneten Ereignisgeschichte zu befassen. So schreibt er: »Der Chronist, welcher die

²⁷ Wolfram Pyta: Biographisches Arbeiten als Methode. In: Klein 2009, S. 331-338, hier: S. 331.

²⁸ Ebd.

²⁹ Vgl. Hannah Arendt: Denktagebuch 1950-1973: Erster Band, hrsg. v. Ursula Ludz; Ingeborg Nordmann, Berlin/München/Zürich 2016, S. 97f.

³⁰ Hannah Arendt: Was heißt persönliche Verantwortung in einer Diktatur? [1964/65], hrsg. v. Marie-Luise Knott, München 2018, S. 11.

Ereignisse hererzählt, ohne große und kleine zu unterscheiden, trägt damit der Wahrheit Rechnung, daß nichts was sich jemals ereignet hat, für Geschichte verloren zu geben ist.«³¹ Welchen Zweck soll also moderne, kritische Geschichtsschreibung – besonders auch innerhalb der Biographie – erfüllen, um sich von veralteten Methoden und den damit verbundenen Zielen verabschieden zu können?

In der »Verurteilung des Lukullus« schreibt Bertolt Brecht: »Immer doch schreibt der Sieger die Geschichte des Besiegten. Dem Erschlagenen entstellt der Schläger die Züge. Aus der Welt geht der Schwächere und zurück bleibt die Lüge.«³² Auf eine ganz vergleichbare Sicht der unkritischen Geschichtsschreibung muss auch Benjamin gekommen sein, wenn er 1940 – also elf Jahre vor seinem Bekannten Brecht – schreibt: »Die Natur dieser Traurigkeit wird deutlicher, wenn man die Frage aufwirft, in wen sich denn der Geschichtsschreiber des Historismus eigentlich einfühlt. Die Antwort lautet unweigerlich: in den Sieger. Die jeweils Herrschenden sind aber die Erben aller, die je gesiegt haben. Die Einfühlung in den Sieger kommt demnach den jeweils Herrschenden allemal zugut.«³³ Einfache Menschen, die in den vergangenen Jahrzehnten mit wissenschaftlichen Biographien bedacht wurden, waren oftmals nicht jene Sieger, über die früher stets geschrieben wurde. Doch auch wenn Benjamin der Kritik Bourdieus in gewissen Punkten widerspricht, so ließe sich in folgender Aussage ein Minimalkonsens finden: »Die Geschichte ist Gegenstand einer Konstruktion, deren Ort nicht die homogene und leere Zeit sondern die von Jetztzeit erfüllte bildet. ... Der Historismus stellt das ›ewige‹ Bild der Vergangenheit, der historische Materialist eine Erfahrung mit ihr, die einzig dasteht. Er überläßt es andern, bei der Hure ›Es war einmal‹ im Bordell des Historismus sich auszugeben.«³⁴ Gerade in dieser floskelhaften, romanhaften, ja schlicht unwissenschaftlichen Herangehensweise mit Allwissenheitsanspruch werden Kritiker*innen der biographischen Geschichtsschreibung und solche der oberflächlichen wissenschaftlichen Arbeit überhaupt auf das Feld gerufen. Benjamins Plädoyer für eine kritische Geschichtswissenschaft mit konkretem Bezug zur Biographieforschung lautet: »Der historische Materialist

³¹ Walter Benjamin: Über den Begriff der Geschichte [1940]. In: Walter Benjamin: Ausgewählte Werke, Bd. 1: Abhandlungen, Berlin 2018, 2. Aufl., S. 629.

³² Bertolt Brecht: Schriften 4: Texte zu Stücken, hrsg. v. Werner Hecht; Jan Knopf; Werner Mittenzwei; Klaus-Detlef Müller, Berlin/Weimar/Frankfurt am Main 1991, S. 279.

³³ Benjamin 2018, S. 631.

³⁴ Ebd., S. 636f.

geht an einen geschichtlichen Gegenstand einzig und allein da heran, wo er ihm als Monade entgegentritt. In dieser Struktur erkennt er das Zeichen einer messianischen Stillstellung des Geschehens, anders gesagt, einer revolutionären Chance im Kampfe für die unterdrückte Vergangenheit. Er nimmt sie wahr, um eine bestimmte Epoche aus dem homogenen Verlauf der Geschichte herauszusprengen; so sprengt er ein bestimmtes Leben aus der Epoche, so ein bestimmtes Werk aus dem Lebenswerk. Der Ertrag seines Verfahrens besteht darin, daß im Werk das Lebenswerk, im Lebenswerk die Epoche und in der Epoche der gesamte Geschichtsverlauf aufbewahrt ist und aufgehoben.«³⁵

Was man Bourdieu entgegen könnte

Arendt postuliert, dass man sich nicht davon abhalten lassen dürfe, (biographische) Geschichtsschreibung überhaupt durchzuführen, nur weil die generelle Option bestünde, es könnten sich Fehler einschleichen. Dies will sie besonders gelten lassen, wenn die Niederschrift nicht ausschließlich durch Zeitzeug*innen erfolgt.³⁶ Es ist nicht notwendig, persönlich anwesend gewesen zu sein, um historische Ereignisse rekonstruieren zu können. Wie sollte das anders funktionieren, als über Sprache und Schrift? Nur durch den Versuch, die historischen Überlieferungen schriftlich festzuhalten, entsteht überhaupt Geschichtsschreibung – das gilt uneingeschränkt für die Biographik. Benjamin und nach ihm auch Brecht kritisieren, was später wiederum Bourdieus Kritik inhärent ist, nämlich, dass in der Vergangenheit zu oft nur von den »Siegern« geschrieben wurde. Oppositionelle, besiegte oder unterworfenen Personen und Personengruppen stellen heute ein weitaus größeres Forschungs-

³⁵ Ebd., S. 638. Was Benjamin ebenso wie Adorno fernliegt, ist ein »Alltagskonzept der Lebenswelt«, wie es Jürgen Habermas in seiner »Theorie des kommunikativen Handelns« vorlegte. Ursula Apitzsch: Biographieforschung und Kritische Theorie. In: Lutz; Schiebel; Tuider 2018, S. 11-21, hier: S. 16. Wenn auch naheliegt, dass diese vielfach kritisierte Theorie auch Bourdieus Kritik beeinflusst haben könnte, so hat Ursula Apitzsch dies widerlegt, weshalb auf Habermas nicht weiter eingegangen wird. Vgl. Jürgen Habermas: Theorie des kommunikativen Handelns, 2 Bände, Frankfurt am Main 1981, S. 206.

³⁶ Zur Kritik an der Methode der *Oral History* vgl. Melanie Magin; Christian Oggolder: Quellen historischer Forschung in der Kommunikationswissenschaft. In: Stefanie Averbeck-Lietz; Michael Meyen (Hrsg.): Handbuch nicht standardisierte Methoden in der Kommunikationswissenschaft, Wiesbaden 2016, S. 319-334, hier: S. 329.

desiderat dar als beispielsweise Biographien von Herrschenden. Benjamin und Brecht fordern demnach, sich mit Lebensbeschreibungen von Menschen zu befassen, die nicht in die Tradition der »Siegenden« einzuordnen sind.

Es geht dabei auch um die Frage nach der »Biographiewürdigkeit«: »Die Biographie scheint allgemein als gattungsimmanentes Merkmal auf das Überdurchschnittliche, Außergewöhnliche, Exzentrische fokussiert zu sein«, schreibt der Germanist Hannes Schweiger im *Handbuch Biographie*.³⁷ Bourdieus Fokus auf Personen, die diesen Kriterien entsprechen, resultiert wohl aus der jahrelangen Arbeit zum Kapitalbegriff und den Bezügen zur Adelforschung.³⁸ Stattdessen das Leben der »infamen Menschen« zu beschreiben, lag im Interesse Michel Foucaults. Er erkannte ein Interesse an den Biographien von Menschen, die »mit keiner der etablierten und anerkannten Größen begabt gewesen seien – Größen der Geburt, des Vermögens, der Heiligkeit, des Heldentums oder des Genies; daß sie zu jenen Milliarden von Existenzen gehören, die dazu bestimmt sind, ohne Spur vorüberzugehen.«³⁹ Es geht also bei »Biographiewürdigkeit« um »Kanonisierungsprozesse und ihre Gegenbewegungen«.⁴⁰ Feminismus, Postkolonialismus und andere Ismen haben die Betrachtung von sozialen Gegebenheiten, von Geschlechterverhältnissen und Fragen des kulturellen Gedächtnisses beeinflusst⁴¹ und somit zu einer Verschiebung innerhalb der Biographik beigetragen – weg von einstmaligen »großen« und hin zu den »kleinen« Biographien.

Was Bourdieus Kritik an der Kontinuität in Lebensbeschreibungen angeht, so mag sie bei den Herrschenden gewiss oftmals zutreffend sein. Sein ganzes »Projekt einer Soziologie der Kultur als einer Ökonomie der Praxis«⁴² ist auf diese Herrschaftskritik ausgerichtet. Doch wieso sollte es deshalb unerwünscht sein, abseits kontrafaktischer Behauptungen bestimmte Linien zu zeichnen, die eine gewöhnliche Biographie durch-

³⁷ Hannes Schweiger: »Biographiewürdigkeit«. In: Klein 2009, S. 32-36, hier: S. 32.

³⁸ Vgl. Eckart Conze; Monika Wienfort: Einleitung. Themen und Perspektiven historischer Adelforschung zum 19. und 20. Jahrhundert. In: Eckart Conze; Monika Wienfort (Hrsg.): Adel und Moderne. Deutschland im europäischen Vergleich im 19. und 20. Jahrhundert, Köln 2004, S. 1-16, hier: S. 9f.

³⁹ Michel Foucault: Das Leben der infamen Menschen, hrsg. v. Walter Seitter, Berlin 2001, S. 15.

⁴⁰ Schweiger 2009, S. 36.

⁴¹ Ebd.

⁴² Liebau 1990, S. 89.

ziehen? Hier kommt Bourdieus allgemeine Kritik am geschichtswissenschaftlichen Konstruktivismus zum Tragen, dem man nur mit einem Plädoyer für die Methoden der Geschichtswissenschaften begegnen kann, die über reinen Quellenpositivismus hinausgehen.⁴³

Abschließende Bemerkungen

Im ausgehenden 20. Jahrhundert haben sich selbst die Naturwissenschaften von einer absoluten Wahrheit verabschiedet: Einstein *versus* Heisenberg, Relativitätstheorie *versus* Unschärferelation.⁴⁴ Doch gewiss dient dies nur einem höheren Zweck, konkret der Authentizität. Bourdieu bezeichnete sein eigenes Schaffen als Teil eines »strukturalistischen Konstruktivismus«⁴⁵ und sogar die in Deutschland oft fehlende Anschlussfähigkeit interdisziplinärer Theoretiker*innen wird in einem Atemzug mit ihm erwähnt, doch liefert er mit seiner Kritik an der Kontinuität in Biographien eben gerade keinen Anknüpfungspunkt für historisch-biographische Konstruktivist*innen.⁴⁶ Der Philosoph Paul Hoyningen-Huene schreibt zum historischen Konstruktivismus: »Wenn man

⁴³ Vgl. hierzu Sven Reichardt: Bourdieu für Historiker? Ein kultursoziologisches Angebot an die Sozialgeschichte. In: Thomas Mergel; Thomas Welskopp (Hrsg.): Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte, München 1997, S. 71-93. »Traditionell verstehen sich Historiker als empirisch arbeitende Geisteswissenschaftler, die theoretische Aussagen vor allem induktiv hervorbringen. Dieses Vorgehen passt zu Bourdieus Theoriebildung, da er sein gesamtes Theoriegebäude auf der Grundlage eigener empirischer Untersuchungen und Feldforschungen entwickelt hat. Für ihn bestand kein Gegensatz zwischen Theorie und Empirie.« Sven Reichardt: Bourdieuus Habituskonzept in der Geschichtswissenschaft. In: Alexander Lenger; Christian Schneickert; Florian Schumacher (Hrsg.): Bourdieuus Konzeption des Habitus. Grundlagen, Zugänge, Forschungsperspektiven, Wiesbaden 2013, S. 307-323, hier: S. 308.

⁴⁴ Vgl. Joachim W. Gartz: Konstruktivismus und historische Rezeptionsforschung: Perspektiven eines »konstruktiven« Dialogs. In: Historical Social Research 24 (1999) 2, S. 3-57, hier: S. 9f.

⁴⁵ Vgl. Pierre Bourdieu: Sozialer Raum und symbolische Macht. In: Pierre Bourdieu: Rede und Antwort, Frankfurt am Main 1992, S. 135-154, hier: S. 135. So gilt beispielsweise Bourdieus genetischer Strukturalismus als konstruktivistisch. Vgl. Yasemin Niephaus: Ökonomisierung. Diagnose und Analyse auf Grundlage feldtheoretischer Überlegungen, Wiesbaden 2018, S. 99.

⁴⁶ Vgl. Kersten Reich: Konstruktivistische Ansätze in den Sozial- und Kulturwissenschaften. In: Theo Hug (Hrsg.): Die Wissenschaft und ihr Wissen, Bd. 4: Einführung in die Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsforschung, Baltmannsweiler 2001, S. 356-376, hier: S. 369, 371.

annimmt, daß Menschen hinsichtlich ihrer Bewußtseinsinhalte nicht radikal verschieden sind, dann ergibt sich aus dem Realismus bezüglich meines Wissens über meine eigenen Bewußtseinsinhalte auch die Legitimation einer realistischen Interpretation meiner Annahmen über die Bewußtseinsinhalte anderer Menschen.«⁴⁷ Fehler sind selbstverständlich möglich, wie er später einräumt. Eine realistische Interpretation historischer Sachverhalte »besagt, daß es für die Historiker hier eine Annäherung an die realen Verhältnisse geben kann, daß also unsere Vorstellung von den Bewußtseinsinhalten historischer Akteure nicht bloß (mehr oder weniger funktionierende) Modelle sind, die mit den Bewußtseinsinhalten, wie sie von diesen Akteuren selbst erlebt wurden, inhaltlich ganz und gar nichts zu tun haben können.« Jene Akteure, wie er sie nennt, könnten durchaus auch die zentralen Figuren einer historischen Abhandlung sein, wie dies bei Biographien der Fall ist. Historische Exaktheit muss dabei nicht einhergehen mit einer »Vernaturwissenschaftlichung« der Geisteswissenschaften.

Eines der Hauptelemente des Postmodernismus, da ist Bourdieu nicht auszunehmen, ist die Skepsis gegenüber einer objektiven »Wahrheit«.⁴⁸ Schafft man also mithilfe des historischen Konstruktivismus die Überbrückung einer Überlieferungslücke zugunsten einer fortschreitenden Handlungserzählung, so würden postmoderne Skeptiker*innen einwerfen, dass die Überbrückung lediglich eine Theorie und damit eine von mehreren Varianten sein kann, »wie es eigentlich gewesen« (Leopold von Ranke) ist. Dem ist zunächst durchaus zuzustimmen. Doch lässt man sich nun mit Arendt nicht daran hindern, sich dennoch bestimmte Fragen über den nicht quellengestützten Teil des Untersuchungszeitraums zu stellen, so kommt man eben auf eine Antwortmöglichkeit, die mit Hoyningen-Huene am nächsten bei der scheinbar objektiven »Wahrheit« liegt. Birgit Griese und Martina Schiebel wiesen bereits darauf hin, dass Bourdieus Kritik am biographischen Schreiben letztlich auch Argumente dafür liefert, dass »gerade auch Brüche [einer Biographie] rekonstruiert werden« können.⁴⁹ Letztlich ist eine Form von »Rekonst-

⁴⁷ Hoyningen-Huene 1997, S. 287.

⁴⁸ Thomas Diez: Postmoderne Ansätze. In: Siegfried Schieder; Manuela Spindler (Hrsg.): Theorien der Internationalen Beziehungen, Stuttgart 2006, 2. Aufl., S. 474.

⁴⁹ Griese; Schiebel 2018, S. 117. Auch in anderen Disziplinen, beispielsweise in der Stadtgeographie, wurde erkannt, dass man Bourdieus Kritik oft gegen Bourdieus eigene Annahmen einsetzen kann. Vgl. Peter Dirksmeier: Mit Bourdieu gegen Bourdieu empirisch denken: Habitusanalyse mittels reflexiver Fotografie. In: ACME: An International E-Journal for Critical Geographies 6 (2007) 1, S. 73-97.

ruktion« von Verfasser*innenseite überhaupt nicht kontrollierbar: Was ein Individuum beim Lesen einer Biographie denkt, wo sich Zusammenhänge bilden, wo eventuell Lücken überbrückt werden oder Interpretationen offenbleiben, auf all das haben die Autor*innen von Biographien nur bedingten Einfluss.⁵⁰

Wenngleich sich Bourdieu immer gesträubt hat, seine eigene Vita zu verfassen oder verfassen zu lassen, ließ er sich in seinem anti-autobiographischen »Soziologischen Selbstversuch« (SSv)⁵¹ dennoch darauf ein, Passagen seines eigenen Lebens niederzuschreiben, die für ihn »objektiv« richtungsweisend waren.⁵² Wie er die Grenze zwischen subjektiver und objektiver Selbstwahrnehmung zog, muss an dieser Stelle offenbleiben. Gabriele Rosenthal stellte fest, dass Bourdieu bisweilen Äußerungen traf, die in ihren Vorwürfen so drastisch waren (beispielsweise die »Komplizenschaft« zwischen Biograph*in und der Person, deren Leben beschrieben werden solle),⁵³ dass er sich im Umkehrschluss auch den Vorwurf der »Unkenntnis der soziologischen Biographieforschung« gefallen lassen müsste.⁵⁴

Aus den daraus resultierenden parallelen Argumentationsmustern für die historische Biographieforschung zogen Griese und Schiebel den Schluss, dass Bourdieu sich eventuell gar nicht sicher war, ob er wirklich *die* Biographie als solche vor Augen hatte, als er seine Kritik verfasste, oder ob es ihm nicht vielmehr um eine Kritik an einem »Laufbahn- bzw. Lebenslaufmodell«⁵⁵ ging. Eine eigene – wenn auch leise – Antikritik Bourdieus an seiner früheren Kritik am biographischen Schreiben wird erkennbar, wenn man sich sein Werk »La Misère du Monde« ansieht, in dem er und seine Mitautor*innen »weitestgehend biographisches Material zum Ausgangspunkt ihrer soziologischen Analyse machten.«⁵⁶ Oder um abschließend noch einmal den Historiker Lutz Niethammer zu zitieren: »Aber zu sagen, daß die soziologische und historische Biographie-

⁵⁰ Griese; Schiebel 2018, S. 117.

⁵¹ Vgl. Pierre Bourdieu: Ein soziologischer Selbstversuch, Frankfurt am Main 2002.

⁵² Als Beispiel seien hier seine Erfahrungen in Algerien genannt, die »wegweisend« für seine spätere Konversion zur Soziologie waren. Vgl. Eva Barlösius: Pierre Bourdieu, Frankfurt am Main/New York 1998, S. 20.

⁵³ Zur Kritik vgl. Niethammer 1990, S. 92.

⁵⁴ Gabriele Rosenthal: Erlebte und erzählte Geschichte, Frankfurt am Main 1995, S. 17.

⁵⁵ Griese; Schiebel 2018, S. 118.

⁵⁶ Apitzsch 2018, S. 17. Vgl. Pierre Bourdieu: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Konstanz 1998, 2. Aufl.

forschung im Wesentlichen nur darauf abhebe, den subjektiven Sinn der Quellen zum objektiven Sinn der Gesellschaft zu verdichten, ist eine Illusion über die Biographieforschung.«⁵⁷

⁵⁷ Niethammer 1990, S. 93.

Jonathan Eibisch

Die Kunst, freiwillig gemeinsam zu sein

Das Spannungsfeld zwischen Kollektivität und Individualität als Indiz für eine grundlegend paradoxe Form anarchistischen Denkens

Bereits der Titel dieses Beitrages verrät, dass ich mich im Folgenden – wie auch in meiner Dissertationsschrift insgesamt – auf einer metatheoretischen Ebene bewege, die gleichwohl das sehr konkrete Interesse einer als notwendig erachteten Erneuerung anarchistischer Theorie verfolgt. Die Ausgangsbeobachtung dafür liegt in der auffälligen Vielfalt und Heterogenität innerhalb der anarchistischen Tradition und Denkweise, der Pluralität ihrer Strömungen, wie auch den teilweise widersprüchlich erscheinenden theoretischen Grundlagen des Anarchismus. Insbesondere in Hinblick auf die verschiedenen individual-anarchistischen und kollektivistischen Stränge im Anarchismus wird überdeutlich, dass dieser in der sozialen Realität von inhärenten Spannungen durchzogen ist, welche sich auf theoretischer Ebene widerspiegeln und manifestieren. Als gemeinsamer Nenner aller Anarchist*innen – von hochgradig kollektivistischen Plattformist*innen bis hin zu extrem individualistischen Egoist*innen – kann in diesem Zusammenhang lediglich die Zielvorstellung gelten, alle Menschen als Individuen zu befreien und die Bedingungen zu schaffen, damit diese jeweils ihre Individualität verwirklichen können. Wird von einer, wenn auch fluiden, Kohärenz anarchistischer Traditionen ausgegangen,¹ die zumindest dazu führt, dass sich Anarchist*innen unterschiedlichster Couleur aufeinander beziehen, liegt die Annahme auf der Hand, dass zwischen Individualismus und Kollektivismus innerhalb des Anarchismus ein grundlegendes Spannungsfeld liegt.

Daraus ergeben sich die Fragen, wie verschiedene anarchistische Denker*innen mit diesem offensichtlich ungelösten Paradox umgehen und worin sie seine Ursache sehen. Doch bevor ich mich auf die Suche nach Antworten begeben, erscheint mir die Legitimität einer Betrachtung von anarchistischen Paradoxien und Spannungsfeldern, in einem maßgeblich vom Denken der europäischen Moderne geprägten Kontext, erklärungsbedürftig.

¹ Laurence Davis: Individual and Community. In: Carl Levy; Matthew Adams (Hrsg.): The Palgrave Handbook of Anarchism, New York/London 2018, S. 47-64.

Der Anarchismus als paradoxe soziale Bewegung, ethische Lebensform und politische Theorie

Als möglicherweise erster Kritiker einer wahrgenommenen widersprüchlichen Struktur innerhalb anarchistischen Denkens kann Karl Marx gelten, welcher sich am ersten selbst-proklamierten Anarchisten, Pierre-Joseph Proudhon, abarbeitet. Marx kritisiert Proudhons, an Kant angelehntes, System von »Antinomien«, also von Gegensätzen, welche jener in ein »gutes Gleichgewicht« zu bringen versucht. Was Proudhon demnach nicht begreife, ist, dass er den Widerspruch »vergöttlicht«, weil jener »der Kern seines Wesens ... [und er selbst; JE] bloß der soziale Widerspruch in Aktion«² sei. Mit anderen Worten: Proudhon entgehe, dass die antagonistischen gesellschaftlichen Verhältnisse insbesondere in seinem sozialen Milieu aufeinanderträfen, sich in seinem Bewusstsein manifestierten und sein vermeintlich geistreiches Jonglieren mit diesen eine Variante ideologischen Denkens sei, welche nicht zu ihrer Überwindung führen könne. Zwar arbeite Proudhon die vorgefundenen gesellschaftlichen Widersprüche »zu auffallenden, geräuschvollen, manchmal skandalösen, manchmal brillanten Paradoxien«³ aus, die aber letztendlich zu nichts weiter als »wissenschaftlichem Scharlatanismus« und politischer Anpassung führen könnten.

Grundlegend stimme ich Marx' Kritik insofern zu, da ich nicht das Festhalten an Widersprüchen, sondern Versuche ihrer tendenziellen Auflösung befürworte. Aus einer herrschaftsfeindlichen Perspektive ist die adäquate Erfassung gesellschaftlicher Widersprüche essenziell, weil sie in ihren verfestigten Formen als Ungleichheits-, Ausbeutungs- und Unterdrückungsverhältnisse zu verstehen sind, die auf Gewalt, Zwang und Konsens beruhen. Die Bewusstseinsformen einer von mehreren Antagonismen durchzogenen modernen Gesellschaft lassen sich nicht allein durch ein tiefer gehendes (rein philosophisches) Erkennen von ihren ideologischen Aspekten lösen, und in diesem Sinne handelt es sich um ein »notwendig verkehrtes Bewusstsein«, dessen Konstituierung in einem Wechselverhältnis zum materiellen Sein zu sehen ist. Insofern die erkenntnistheoretische Betrachtung gesellschaftlicher Widersprüche jedoch stets durch die historisch-spezifischen Bedingungen derselben be-

² Karl Marx: Brief an Pawel W. Annenkow [1846]. In: Marx-Engels-Werke (fortan: MEW), Bd. 27, Berlin 1962, S. 451-462; hier: S. 462.

³ Karl Marx: Über P.J. Proudhon [1865]. In: MEW, Bd. 16, Berlin 1962, S. 25-32; hier: S. 32.

einträchtig ist, kann begründet angenommen werden, dass eine soziale Bewegung zu ihrer Überwindung selbst einen teilweise widersprüchlichen Charakter annehmen muss (und daher letztendlich ultimativ ihre eigene Auflösung anstrebt). Die Beschreibung dieser Suchbewegung radikalen politischen Denkens, Empfindens und Handelns als »paradox« ist deswegen sinnvoll, weil Paradoxien laut der Philosophin Margaret Cuonzo Widersprüche zwischen einigen unserer grundlegenden Prämissen und »rigidesten Überzeugungen ans Licht bringen«⁴ und jene somit in unserem Alltagsverstand offenlegen. Weiterhin »bergen Paradoxien inmitten scheinbar unproblematischer Bestandteile Konflikte. Paradoxien zwingen uns, neu zu überdenken, wie wir die Dinge sehen, weil sie aufdecken, dass sich zwei oder mehr alltägliche Auffassungen widersprechen Paradoxien zwingen uns infrage zu stellen, ob unser intuitives Verständnis der Welt wirklich zutrifft«,⁵ wobei wir gleichwohl zu ihrer Lösung angespornt werden und so neue Erkenntnisse erlangen können.

Werden diese Annahmen geteilt, erscheinen poststrukturalistische Theorien für ein weiteres Vorgehen attraktiv, die im Unterschied zu marxistischen Ansätzen kein dialektisches, sondern paradoxales Verstehen von Widersprüchen eröffnen. Für eine Betrachtung anarchistischer Denkweisen liegt es dabei nahe, sich in diesem Zusammenhang dem Postanarchismus zuzuwenden, welcher – analog zu postmarxistischen Theorien – nicht auf die Verwerfung, sondern auf die grundlegende Infragestellung von Prämissen des Anarchismus abzielt.⁶ Von Bedeutung ist hierfür insbesondere die Schrift »The Politics of Postanarchism« von Saul Newman. Sich anderer poststrukturalistischer Theorien bedienend, geht Newman darin von einer notwendigen Lücke zwischen »Politik« und »Anti-Politik« aus und versteht unter Letzterer die Sphären von *Ethik* und *Utopie*,⁷ welche im Anarchismus zweifellos besonders stark ausgeprägt sind und betont werden. Weitergedacht könnte »Politik« meiner Ansicht nach mit den Modi von *Strategie* und *Programmatik* beschrieben werden. Sie findet im vermachteten Raum einer antagonistischen Gesellschaft zwischen ungleichen sozialen Gruppen statt, ist oftmals staatlich und wird tendenziell dem Staat zugeordnet. Die Zuordnung von Politik zum Staat, beziehungsweise die staatliche Mo-

⁴ Margaret Cuonzo: Paradoxien, Berlin 2015, S. 28.

⁵ Ebd., S. 33.

⁶ Jürgen Mümken (Hrsg): Anarchismus in der Postmoderne. Beiträge zur anarchistischen Theorie und Praxis, Frankfurt am Main 2005.

⁷ Saul Newman: The Politics of Postanarchism, Edinburgh 2010, S. 4-11.

nopolisierung von Politik findet dabei ganz klar in allen Gruppierungen der Zivilgesellschaft (dem Gramscianischen Verständnis nach) statt, welche sich im Zuge der Veränderung von Staatlichkeit dennoch notwendigerweise selbst als »Nicht-Regierungs-Organisationen« verstehen und so funktionieren müssen. Sie betrifft aber genauso verschiedene linke politische Gruppierungen und Bewegungen, was zum Beispiel anhand der Bezeichnung »außerparlamentarischer Opposition« deutlich wird, mit welcher ihre Zuordnung zum parlamentarischen Prozess zum Ausdruck gebracht wird. Neben dem Blick auf staatliche Institutionen und deren eigene Logiken wird damit zugleich eine Perspektive auf Staat als besonderes Herrschaftsverhältnis (zwischen Menschen) – das heißt als ein spezifischer hierarchischer Vermittlungsmodus – eingenommen, der als »Politik« bezeichnet wird. Diese wird durch anarchistische Ethik und Utopie provoziert und infrage gestellt.

Die ethischen und utopischen Bestrebungen im Anarchismus wiederum werden einerseits durch politisches Handeln eingeschränkt und relativiert, können andererseits jedoch nicht allein durch bestimmte Lebensformen verwirklicht werden, sondern sind paradoxerweise auf ihre politische Umsetzung angewiesen.⁸ Dies lässt sich mit vielen Beispielen aus der anarchistischen Praxis belegen, in denen es um die Abschaffung von staatlicher Politik geht, gleichzeitig aber von selbstorganisierten, autonomen politischen Gruppen die Rede ist. Auch in jeder Demonstration mit anarchistischer Beteiligung irritiert Außenstehende die Gleichzeitigkeit von Slogans zu ultimativen ethischen und utopischen Fluchtpunkten (zum Beispiel die Abschaffung des Kapitalismus, der Gefängnisse, der Nationalstaatsgrenzen) und von pragmatischen Forderungen (zum Beispiel den Erhalt sozialstaatlicher Leistungen, Gewerkschaftsfreiheit hinter Gittern, Rücknahme von Grenzkontrollen). Der theoretische Rahmen Newmans ist deswegen als plausibel anzusehen. Allerdings erweitere ich ihn deutlich dahingehend, dass ich erstens die Spannungsverhältnisse im Anarchismus nicht vor allem in seiner »klassischen« Phase, sondern ebenso aktuell angelegt sehe. Zweitens betrachte ich die vorfindliche Polarität nicht als feststehend, sondern frage danach, wie genau Anarchist*innen mit ihr umgehen. Drittens stelle ich die These auf, dass dem Anarchismus insgesamt ein paradoxes Denken zu eigen ist, wodurch sich unter anderem seine Heterogenität erklären lässt.

⁸ Saul Newman: *The Politics of Postanarchism*, Edinburgh 2010, S. 138.

Das Spannungsfeld zwischen Individualismus und Kollektivismus als Spaltungslinie und wesentliche inhärente Konfliktualität im Anarchismus

In nahezu allen Einführungswerken zum Anarchismus wird seine Vielfältigkeit und bisweilen Widersprüchlichkeit betont, die bei keinem anderen Aspekt so deutlich werden wie im Verständnis von Individuum und Kollektiv⁹ sowie den damit verknüpften Vorstellungen ihres realen oder wünschenswerten Verhältnisses zueinander. Deutlich wird dies auch an der landläufigen Unterscheidung von kollektivistischen und individualistischen Strängen innerhalb des Anarchismus, die schon in frühen wissenschaftlichen Studien¹⁰ ausgemacht wurden und von dort aus auch auf das Selbstverständnis von Anarchist*innen zurückwirkte. Doch auch anarchistische Einführungswerke selbst machen diese Unterscheidung auf, mit stärkeren Sympathien für die individualistischen¹¹ oder die kollektivistischen¹² Ansätze oder ohne besondere Präferenz.¹³ Daniel Loick weist zudem nach, dass die jeweiligen Verständnisse stark mit Freiheitsbegriffen in Zusammenhang gebracht werden, von denen im Anarchismus tatsächlich sowohl der positive und soziale als auch der negative und liberale verwendet werden.¹⁴ Dagegen vertritt Alan Ritter die Ansicht, die inflationäre Bezugnahme auf »Freiheit« entschärfe den eigentlichen

⁹ Der Begriff Kollektiv umfasst an dieser Stelle soziale Gruppen und Gemeinschaften als auch Gesellschaft. Deren Dynamiken sind zwar zu unterscheiden, in Bezug auf die Betrachtung ihres Verhältnisses zu den Einzelnen ergeben sich jedoch kaum Unterschiede bzw. wird die jeweilige Betrachtungsweise, wie Einzelne sich zu sozialen Gruppen verhalten, von den Autor*innen auch auf ihr Verhältnis zur Gesellschaft angewandt und umgekehrt.

¹⁰ Ernst Victor Zenker: *Kritische Geschichte der anarchistischen Theorie*, Jena 1895; Paul Eltzbacher: *Der Anarchismus*, Berlin 1900.

¹¹ Peter Marshall: *Demanding the Impossible. A History of Anarchism*, London/New York 2008; Hans Jürgen Degen; Jochen Knoblauch: *Anarchismus. Eine Einführung*, 4. Aufl., Stuttgart 2008.

¹² Erwin Oberländer (Hrsg.): *Dokumente der Weltgeschichte*, Bd. 4: *Der Anarchismus*, Frankfurt am Main/Wien 1972; Horst Stowasser: *Freiheit pur: die Idee der Anarchie, Geschichte und Zukunft*, Hamburg 2007; Ruth Kinna: *Anarchism. A Beginners Guide*, Oxford 2005; Daniel Guérin: *Anarchismus. Begriff und Praxis*, 3. überarbeitete Aufl., Frankfurt am Main 1969; Daniel Loick: *Anarchismus zur Einführung*, Hamburg 2017.

¹³ George Woodcock: *Anarchism: A History of Libertarian Ideas And Movements*, Cleveland/New York 1962; Colin Ward: *Anarchism. A Very Short Introduction*, Oxford 2004.

¹⁴ Daniel Loick: *Anarchismus zur Einführung*, Hamburg 2017, S. 104ff.

Gehalt des Anarchismus, welcher darin bestünde, das Anarchist*innen eben die Frage des adäquaten Verhältnisses von Gemeinschaft und Individuum in der zentralen Suche nach einer »communal individuality« auflösen würden.¹⁵ Als Gemeinplatz gilt aber, dass in anarchistischen Theorien ideengeschichtlich sowohl grundlegende Aspekte des Sozialismus als auch des Liberalismus aufgenommen wurden,¹⁶ die einerseits eine Grenze zum autoritären Kommunismus ziehen und sich auf der anderen Seite vom rechts-konservativen Marktradikalismus distanzieren.¹⁷ Damit einher gehen zentrale Annahmen über Einzelne und Gemeinschaft.

Wichtig ist in jedem Fall, dass eine Untersuchung der Pluralität des Anarchismus zutage fördert, dass es weder *den* Individualanarchismus noch *den* kollektivistischen Anarchismus gibt. Vielmehr können auf der individualanarchistischen Seite die Stränge eines *transzendentalen und mystischen Anarchismus*, ein *anarchistischer Ultra-Liberalismus*, ein *egoistischer Anarchismus* und klar *individualistische Positionen* innerhalb anderer Strömungen ausgemacht werden. Kollektivistische Strömungen lassen sich wiederum in *Kollektivismus und Mutualismus*, *anarchistischen Kommunismus*, *Anarcho-Syndikalismus* sowie *Plattformismus* unterscheiden. Dies ist insofern von Belang, als die Denker*innen der verschiedenen Stränge teilweise von zu differenzierenden Ansichten über Individualität und Kollektivität ausgehen und dementsprechend auch unterschiedlich gelagerte Kritiken und Zielvorstellungen formulieren. Für eine adäquate Betrachtung kommt jedoch noch hinzu, dass sich anarchistische Denker*innen oft synkretistisch auf mehrere Theorien beziehen und teilweise eigenwillige Positionierungen vornehmen. So beschäftigte sich beispielsweise die Anarcha-Kommunistin Emma Goldman stark mit Nietzsche und Errico Malatesta bezeichnete sich selbst als »individuellen Anarchisten in einer kommunistischen Schule«. Auch die jeweils gewählten Organisationsformen lassen sich nicht einfach von der inhaltlichen oder fraktionellen Verortung der betreffenden Personen ableiten. Die Individualanarchisten Lev Chernyi und Georges Vincey organisierten sich etwa in der Moskauer, beziehungsweise in der französischen Anarchistischen Föderation.

Wie dargestellt, ist das unlösbare Spannungsfeld zwischen Individualismus und Kollektivismus im Anarchismus zentral, wobei mit ihm äu-

¹⁵ Alan Ritter: *Anarchism. A Theoretical Analysis*, Cambridge 1980, S. 3, 26ff.

¹⁶ Ward, S. 1; Rolf Cantzen: *Weniger Staat – mehr Gesellschaft. Freiheit, Ökologie, Anarchismus*, 3. Aufl., Münster 1997, S. 24.

¹⁷ Seán M. Sheehan: *Anarchism*, London 2003; S. 38f.

ßerst verschieden umgegangen wird. Da sich hiernach verschiedene Strömungen innerhalb des Anarchismus unterscheiden lassen, kann auch von einer *Spaltungslinie* gesprochen werden. Vergleichbare Spaltungslinien ergeben sich beispielsweise auch anhand der Frage der Legitimität eigener Gewaltanwendung (Pazifismus und Insurrektionalismus), bei dem Bedürfnis nach holistischer Verbundenheit (religiöser, spiritueller und materialistischer Anarchismus) oder bei den Verständnissen von Technik und Kultur (Primitivismus und Cyberanarchismus). Zudem können auch die wesentlichen *theoretischen Axiome* des anarchistischen Denkens als in sich paradoxe Zwischenergebnisse in der Auseinandersetzung zwischen verschiedenen Polen gelten, wie vor allem die soziale Revolution, die konkrete Utopie, die direkte Aktion und eine adäquate Ziel-Mittel-Relation. Überdies bildet sich Paradoxität auch in anarchistischen *Organisationsformen* und *-prinzipien*, wie zum Beispiel der Dezentralität, Föderation, Autonomie oder Selbstorganisation, ab. An dieser Stelle wird jedoch das Spannungsfeld zwischen Kollektivität und Individualität weiterverfolgt.

Die Dekonstruktion anarchistischer Quellentexte zur Untersuchung des Spannungsfeldes

Im Folgenden wird davon ausgegangen, dass die verschiedenen Ansichten von Individualismus und Kollektivismus und das anarchistische Ringen darum, sie in ein annehmbares Verhältnis zu bringen, beziehungsweise vielmehr die gesellschaftlichen Verhältnisse so einzurichten, dass alle Menschen ohne Zwang gemeinschaftlich sein können, in ein Quadrat mit Tendenzen zu Anti-Politik und Politik gesetzt werden können. Kurz gesagt, weisen sowohl kollektivistische als auch individualistische Stränge gleichzeitig eine ethische und utopische wie auch eine strategische und programmatische Dimension auf, die freilich jeweils äußerst verschieden ausgeprägt sein können.

Wird die Entfaltung der Individualität aller Menschen als Zielsetzung des Anarchismus angenommen und zugleich von einer notwendigen Entsprechung von Zielen und Mitteln ausgegangen, liegt es für Individualanarchist*innen nahe, die Einzelnen sowohl als Fluchtpunkt, wie auch Ausgangspunkt ihrer ethischen und utopischen Bestrebungen zu nehmen. Daraus ergeben sich die Forderung nach der absoluten Freiwilligkeit aller Zusammenschlüsse und eine vehemente Kritik an jeder Form von Kollektivität, die Zwang auf das Individuum ausübt. Dies zeigt sich

ebenfalls in der politischen Dimension, insofern die Notwendigkeit von Bewusstseinsbildung und das Durchbrechen der psychologischen Abhängigkeit von Herrschaftsverhältnissen betont werden, sich Befreiung also immer durch konkrete und an konkreten Einzelnen vollzieht.

Utopie und Ethik im kollektivistischen Anarchismus beziehen sich auf das Ziel einer umfassenden Verbundenheit aller Menschen, wofür die Überwindung des bürgerlichen Individualismus eine wesentliche Voraussetzung darstellt. Menschen sind demnach zutiefst soziale Wesen und ohne Vergemeinschaftung gar nicht vorstellbar. Strategisch und programmatisch folgt daraus, dass Befreiung nur als kollektiver Prozess der Ermächtigung gedacht werden kann und die gesellschaftlichen Bedingungen verändert werden müssen, die letztendlich auch konkrete Individuen einschränken.

Um diese Annahmen anarchistischer Theorien zu untersuchen, wurden 43 Quellentexte ausgewählt, die entweder eine paradigmatische Position eines bestimmten Stranges darstellen, einen extravaganten Ausdruck innerhalb dieser bezeichnen oder aufgrund ihrer weiten Verbreitung als signifikant angesehen werden. 19 von ihnen wurden individualanarchistischen und 18 kollektivistischen Ansätzen zugerechnet. Sechs Quellentexte wurden keinem der beiden Pole zugeordnet. Daneben wurden fünf verschiedene Umgangsweisen mit dem Spannungsfeld Kollektivismus und Individualismus ausgemacht, die benannt werden als: (1) Ignorierung, (2) einseitige Auflösung, (3) wechselseitige Vermittlung, (4) Synthese und (5) Verwobenheit.

Eine sekundäre Auswahl betraf historische Phasen anarchistischer Theorienbildung nach (a) Anfänge (ca. 1840-1890), (b) Zweite Generation (ca. 1890-1939), (c) Neuer Anarchismus (ca. 1945-1980), (d) Neue globale Ordnung und Anti-Globalisierungsbewegung (ca. 1980-2008) und (e) multiple Krise und autoritäre Reaktion (ab ca. 2008). Diese erschien zum einen wichtig, um die anhaltende Kontinuität der Konfliktualität des Spannungsfeldes Individualismus und Kollektivismus herauszuarbeiten. Zum anderen sollte der Gefahr einer rein scholastischen Auslegungspraxis, welche lediglich die jeweiligen Argumentationsgänge in den Blick nimmt, entgegengewirkt werden. Mit anderen Worten, die Quellentexte wurden als historisch-spezifische Dokumente gehandelt, deren jeweiliger Entstehungshintergrund und diskursiver Kontext unbedingt mitzubedenken ist. Letzterer bezieht sich wesentlich auf inner-anarchistische Auseinandersetzungen. Auch die spezifischen Subjektivitäten der Autor*innen flossen indirekt in die Betrachtung ein, wobei weiteres biografisches Wissen erforderlich wäre, um jene zu unterfüttern.

Um eine dekonstruktive Methode handelt es sich deswegen, weil die festgestellten Gegensätze in jedem Quellentext auf ihr jeweiliges Verhältnis zueinander untersucht und argumentative Positionierungen mit ihrem jeweiligen Gegenteil hinterfragt werden. Damit wird ihre kontextuelle Verhaftung und historische Bedingtheit offengelegt, ohne sie jedoch mit einem Standpunkt vermeintlicher Wahrheit zu konfrontieren. Das Ziel besteht an dieser Stelle also nicht darin, das Spannungsfeld zwischen den beiden Polen aufzulösen oder etwa geeignete Lösungssätze aufzuzeigen, sondern die verfestigten Positionen und Umgangsweisen in Bewegung zu bringen, um die Problematik besser erfassen zu können und der Frage nachzugehen, inwiefern anarchistisches Denken selbst als paradox bezeichnet werden kann.

Die verschiedenen Umgangsweisen mit dem Spannungsfeld

Nacheinander möchte ich nun einige Eindrücke der Argumentationsgänge in Hinblick auf das Spannungsfeld nach den festgestellten Umgangsweisen geben, wobei individualistische und kollektivistische Quellentexte jeweils gegenübergestellt werden. Aufgrund der Begrenztheit dieses Beitrages ist es hier nicht möglich, tiefer in die jeweiligen Texte einzudringen, wofür ich die eigene Lektüre empfehle. Selbstverständlich habe ich auch eigene Assoziationen zu den jeweiligen Inhalten, sowie selbst bestimmte politische und theoretische Positionen, welche ich jedoch weitestgehend auszublenden versuche, ohne deswegen Neutralität in Anspruch zu nehmen.

Individualistische Gesellschaftsvergessenheit und der blinde Fleck der Gemeinschaft

Auch wenn sie ganz verschiedene Stränge spinnen, verbindet die Quellentexte von Henry David Thoreau,¹⁸ Luigi Galleani,¹⁹ John Henry Mackay²⁰ und Simone Weil,²¹ dass sie den Einzelnen einen hohen ethischen Wert beimessen, deren Verachtung und Beschränkung Ausgangspunkt ihrer Kritik und ihres Protestes ist. Zugleich ist das Individuum auch jene Instanz, an welche sie ihre Appelle richten, sei es zur Gehorsamsverweigerung, zum militanten Handeln, zur freigeistigen Selbstverwirklichung oder als Zufluchtsort gegen eine totalitäre Massengesellschaft. Sie ignorieren dabei, dass ihr eigenes ethisches Wertesystem, ihre Vorstellungswelt, wie auch ihr Handlungsvermögen gesellschaftliche Voraussetzungen hat. Galleani und Mackay richten sich darüber hinaus explizit gegen eine politische Organisation des Anarchismus, während Weil Vergesellschaftung *per se* und nicht ihre spezifischen Formen als Herrschaft ansieht.

Auf Seite des Kollektivismus meint Erich Mühsam, weil der kommunistische Anarchismus die Unterscheidung von Gesellschaft und Persönlichkeit ablehne, würde mit seiner Einführung das Spannungsfeld einfach hinfällig werden.²² Auch Emma Goldman schreibt, zwischen Individuum und Gesellschaft gebe es keinerlei Gegensatz, während sie zugleich einen jahrhundertelangen Kampf gegeneinander geführt hätten, den der Anarchismus beende.²³ Was beide nicht sehen, ist, dass es sich beim vorgefundenen Spannungsfeld um einen instituierten gesellschaftlichen Gegensatz handelt, der insbesondere in der modernen Gesellschaftsformation als zentrales Problem diskutiert wird. Im Platt-

¹⁸ Henry David Thoreau: Über die Pflicht zum Ungehorsam gegen den Staat [1849]. In: Über die Pflicht zum Ungehorsam gegen den Staat und andere Essays, Zürich 2010.

¹⁹ Luigi Galleani: The End of Anarchism [1907]. In: Robert Graham (Hrsg.): Anarchism. A Documentary History of Libertarian Ideas, Bd. 1, Montreal/New York/London 2005, S. 119-124.

²⁰ John Henry Mackay: Der Freiheitssucher, Berlin 1921.

²¹ Simone Weil: Reflexionen über die Ursachen der Freiheit und sozialen Unterdrückung [1934]. In: Dies.: Unterdrückung und Freiheit. Politische Schriften, München 1975, S. 151-240.

²² Erich Mühsam: Die Befreiung der Gesellschaft vom Staat. Was ist kommunistischer Anarchismus? In: Jürgen Schiewe; Hanne Maußner (Hrsg.): Erich Mühsam. Trotz allem Mensch sein. Gedichte und Aufsätze, Stuttgart 2010, S. 125-137.

²³ Emma Goldman: Anarchismus – wofür er wirklich steht [1911]. In: Dies.: Anarchismus und andere Essays, Münster 2013, S. 37-54.

formismus wird das Individuum dagegen einfach nicht betrachtet, womit sich eventuelle Überlegungen zu einem Spannungsverhältnis zwischen Individualität und Kollektivität erübrigen.²⁴

Die Eingliederung der Einzelnen oder ihre unbedingte Entfaltung

Dieses Spannungsfeld sehen die Autor*innen durchaus und arbeiten sich teilweise an ihm ab, um es jedoch eindeutig in eine Richtung aufzulösen. Zahlreichen individualistischen stehen hier nur wenige kollektivistische Positionen gegenüber.

Carlo Cafiero hält in seiner programmatischen Schrift *Anarchist Communism* entschieden fest, dass die vollständige und umfassende Befreiung aller Individuen das Ziel des Anarchismus sei. Zudem weist er darauf hin, dass »Volk« oder »Menschheit« keine abstrakten, vereinnahmenden Kollektive sein dürfen, sondern gesellschaftliche Veränderungen von konkreten Einzelnen vollzogen werden.²⁵

Dieses ethische Bekenntnis ist charakteristisch für die anarcho-kommunistische Position, welche politisch eindeutig kollektivistische Bestrebungen verfolgt. In »Social Anarchism or Lifestyle Anarchism« zeigt sich Murray Bookchin als verbitterter Kritiker des gesamten Individualanarchismus.²⁶ Allerdings konstruiert er den Gegenstand seiner Kritik völlig unzulässig und verkennt ihn damit, wodurch auch seine eigene Position an Gehalt verliert.

Eine einseitige Auflösung des Spannungsfeldes von individualistischer Seite wird mit dezidiert individualistischen Positionen innerhalb des Anarcho-Kommunismus von Goldman,²⁷ im ultra-liberalen Strang von Benjamin Tucker,²⁸ in der egoistischen Schule – in Anschluss an Max Stirner

²⁴ The Gaucho Anarchist Federation: *Especifismo* [2000]. In: Robert Graham (Hrsg.): *Anarchism. A Documentary History of Libertarian Ideas*, Bd. 3, Montreal/New York/London 2012, S. 20-25.

²⁵ Carlo Cafiero: *Anarchist Communism* [1880]. In: Robert Graham (Hrsg.): *Anarchism. A Documentary History of Libertarian Ideas*, Bd. 1, Montreal/New York/London 2005, S. 109-114.

²⁶ Murray Bookchin: *Social Anarchism or Lifestyle Anarchism. An unbridgeable Chasm*, Edinburgh/San Francisco 1995.

²⁷ Emma Goldman: *Die Masse* [ca. 1911]. In: Otthein Rammstedt (Hrsg.): *Anarchismus. Grundtexte zur Theorie und Praxis der Gewalt*, Köln/Opladen 1969, S. 121-125.

²⁸ Benjamin Tucker: *Staatssozialismus und Anarchismus; inwieweit sie übereinstimmen und worin sie sich unterscheiden* [1888]. In: Erwin Oberländer (Hrsg.): *Dokumente der Weltgeschichte*, Bd. 4: *Der Anarchismus*, Frankfurt am Main/Wien 1972, S. 100-119.

– von Renzo Novatore²⁹ und Émile Armand³⁰ und von den Insurrektionalisten Alfredo Bonanno³¹ und Wolfi Landstreicher³² auf je verschiedene Weise vollzogen. Insgesamt sehen sie die gesellschaftlichen Voraussetzungen für die Erzeugung spezifischer Individualität und gehen auf kollektivistische Positionen ein. Dennoch nehmen sie die vorfindlichen (bürgerlichen) Subjekte zum Ausgangspunkt ihres Denkens, deren Überwindung sie gleichwohl anstreben und teilweise verfolgen. In dem Maße, wie die individualistische Kritik an Zwangskollektiven allein im Vordergrund steht und es hauptsächlich den vorhandenen Einzelnen Raum zu verschaffen gilt, kann dieses Vorhaben nicht eingelöst werden.

Beide Seiten sehen und vermitteln

Wesentlich eher als Sozialisten zu beschreiben sind dagegen die individualistischen Denker Oscar Wilde, Leo Tolstoi, Aldous Huxley und David Dellinger. Ihnen gemein sind wiederum die Kritik an jeder Form von Zwangskollektivität und die Betonung des Eigenwertes von Individualität, welcher durch die Einrichtung der gesellschaftlichen Ordnung verwirklicht werden soll. Dabei beschäftigen sie sich jeweils mit kollektivistischen Positionen, die sie zur Ausformulierung ihrer eigenen Perspektiven einbeziehen. Fokussieren sich Wilde und Tolstoi auf eine ästhetische und soziale Gesellschaftskritik, der sie ihre Entwürfe entgegenstellen,³³ so beziehen sich Huxley und Dellinger eher auf kleinere intentionale Gemeinschaften überzeugter Personen.³⁴ Crispin Sartwell knüpft dagegen wiederum an den ultra-liberalen Strang an und bezieht

²⁹ Wolfi Landstreicher (Hrsg.): *The Collective Writings of Renzo Novatore*, San Francisco 2012.

³⁰ Émile Armand: *Anarchist Individualism* [1926]. In: *Anarchist Individualism and Amorous Comradship*; verfügbar auf: <https://tinyurl.com/ycc46u6r> (23.11.2018) theanarchistlibrary.org.

³¹ Alfredo Bonanno: *Insurrektionalistischer Anarchismus*. In: Ders.: *Anarchismus und Aufstand*, o.O. 2014.

³² Wolfi Landstreicher: *Individualismus und Kommunismus – die Ziele der anarchistischen Revolution* [2008]. In: Ders.: *Eigenwilliger Ungehorsam. Eine Textsammlung der anarchistischen Zeitschrift Willful Disobedience*, o.O. 2016, S. 50-53.

³³ Oscar Wilde: *Der Sozialismus und die Seele des Menschen* [1891], Berlin 2015; Leo N. Tolstoi: *Die Sklaverei unserer Zeit* [1904]. In: Ders.: *Die Sklaverei unserer Zeit. Ausgewählte Texte* [1904], Frankfurt 2007, S. 17-74.

³⁴ Aldous Huxley: *Ends and Means*, London 1937; David Dellinger: *Communism* [1954]. In: Robert Graham (Hrsg.): *Anarchism. A Documentary History of Libertarian Ideas*, Bd. 2, Montreal/New York/London 2009, S. 233-237.

die Kritik am Individualismus ein, um einen sozialen Individualismus philosophisch zu umreißen.³⁵

Die Kollektivist*innen Adhémar Schwitzguébel und Johann Most versuchen aufzuzeigen, dass die Vorstellungen und Kritiken der Individualanarchist*innen zwar zu einem guten Teil berechtigt sind, selbst jedoch nur durch gesamtgesellschaftliche Veränderungen verwirklicht werden können. Eine Frage, der sie nachgehen, ist, wie diese sich in entsprechenden Organisationsformen niederschlagen.³⁶ Äußerst pragmatisch betrachtet auch Malatesta die Spaltung von anarchistischen Individualist*innen und Kollektivist*innen, deren Differenzen zwar vorhanden seien, aber stark überbetont werden würden.³⁷ Noch einen Schritt weiter geht Sébastien Faure, dem es daran gelegen ist, den verschiedenen Strömungen jeweils eine Existenzberechtigung einzuräumen und ihre Zusammenarbeit einzufordern.³⁸ Entgegen seinen späteren Äußerungen versuchte auch Bookchin eine wechselseitige Vermittlung anzustreben, indem er die neuen sozialen Bewegungen und Lebensstile wohlwollend betrachtete.³⁹ Sicherlich zu holzschnittartig, aber paradigmatisch für einen erneuerten »Anarch@-Kommunismus« vermittelt Cindy Milstein individualistische und gesellschaftliche Bestrebungen.⁴⁰

Die dritte Freiheit und »communal individuality«

Wie erwähnt, geht Ritter davon aus, anarchistisches Denken kreise insgesamt um die Entwicklung einer »communal individuality«, strebe also eine Synthese beider Pole an.⁴¹ Banu Bargu beschreibt das Gemeinsamwerden als Prozess mit dem Neologismus »commonsality«, anstatt es

³⁵ Crispin Sartwell: *Against the State. An Introduction to Anarchist Political Theory*, New York 2008.

³⁶ Adhémar Schwitzguébel: *Kollektivistisches Programm* [1880]. In: Erwin Oberländer (Hrsg.): *Dokumente der Weltgeschichte*, Bd. 4: *Der Anarchismus*, Frankfurt am Main/Wien 1972, S. 193-216; Johann Most: *Individualismus und Kommunismus* [1903]. In: Ders.: *Anarchismus in einer Nußschale*, Münster 2006, S. 147-149.

³⁷ Errico Malatesta: *Kommunismus und Individualismus* [1926]. In: Ders.: *Anarchistische Interventionen. Ausgewählte Schriften (1892-1931)*, Münster 2014, S. 185-192.

³⁸ Sébastien Faure: *Die anarchistische Synthese*. In: Jochen Knoblauch (Hrsg.): *Sébastien Faure. Die anarchistische Synthese und andere Texte*, Lich 2007, S. 53-62.

³⁹ Murray Bookchin: *Post-Scarcity Anarchism* [1968]. In: Ders.: *Post-Scarcity Anarchism*, Montreal/Buffalo 1986, S. 54-76.

⁴⁰ Cindy Milstein: *Der Anarchismus und seine Ideale*, Münster 2013.

⁴¹ Alan Ritter: *Anarchism. A Theoretical Analysis*, Cambridge 1980.

bereits als vorhanden vorauszusetzen.⁴² Die Annahme einer Synthese von Individualität und Kollektivität im Anarchismus erscheint plausibel, da sie schon für Michael Bakunin und Peter Kropotkin eine wesentliche Rolle spielt. Bakunin entwickelt tatsächlich einen dritten Freiheitsbegriff, welcher neben der gesamtgesellschaftlichen und partiellen Befreiung sozialer Gruppen, eine individuelle Dimension von Freiheit beinhaltet.⁴³ In dem er auf den Aspekt ihrer Anerkennung hinweist, leistet er einen spezifisch anarchistischen Beitrag zur politischen Philosophie. Dieser wird beispielsweise von Chiara Bottici aktualisiert.⁴⁴ Kropotkin schreibt wiederum explizit von der Notwendigkeit einer Synthese zwischen individuellen und gesellschaftlichen Bestrebungen, für die eine anarchistische Ethik zu entwickeln wäre. Diese leitet er aus einer in den Menschen angelegten Geselligkeit und der Entfaltung von Gesellschaftlichkeit im historischen Prozess ab.⁴⁵ Einen neuen überzeugenden dialektischen Versuch, zu einer Synthese zu gelangen, wagt John Clark.⁴⁶

Demgegenüber beschäftigen sich Gabriel Kuhn und Saul Newman aus postanarchistischer Perspektive mit der Synthetisierung von Kollektivismus und Individualismus, wobei sie letzterer Strömung zuzurechnen sind. Sie beziehen sich unter anderem auf die theoretische Figur der »sozialen Singularität« von Emmanuel Levinas und thematisieren die Erzeugung von Subjektivitäten, wobei sie im Unterschied zu anderen poststrukturalistischen Theoretiker*innen nach Möglichkeiten suchen, diese – über ihre Subversion hinaus – anders zu gestalten. Für Kuhn bedürfe es dazu einer »antiindividuellen Individualität«⁴⁷ und laut Newman einer Rebellion des Selbst gegen die eigene Subjektivität mit dem Ziel seiner Neugestaltung.⁴⁸

⁴² Banu Bargu: *The Politics of Commensality*. In: Jacob Blumenfeld; Chiara Bottici; Simon Critchley (Hrsg.): *The Anarchist Turn*, London/New York 2013, S. 35-52.

⁴³ Bakunin, Michael: *Der Kampf gegen die Gesellschaft* [1882]. In: Otthein Rammstedt (Hrsg.): *Anarchismus. Grundtexte zur Theorie und Praxis der Gewalt*, Köln 1969, S. 44-58.

⁴⁴ Chiara Bottici: *Black and Red: The Freedom of Equals*. In: Jacob Blumenfeld; Chiara Bottici; Simon Critchley (Hrsg.): *The Anarchist Turn*, London/New York 2013, S. 9-29.

⁴⁵ Peter Kropotkin: *Ethik. Ursprung und Entwicklung der Sitten* [1902], Aschaffenburg 2013.

⁴⁶ John Clark: *The Impossible Community. Realizing communitarian Anarchism*, New York/London 2013.

⁴⁷ Gabriel Kuhn: *Jenseits von Staat und Individuum. Individualität und autonome Politik*, Münster 2007.

⁴⁸ Saul Newman: *The Politics of Postanarchism*, Edinburgh 2010.

Verwobenheit aushalten statt prinzipieller Unvereinbarkeit oder vollständige Versöhnung

Bei der letzten festgestellten Umgangsweise, der Verwobenheit, wird keine Zuordnung zum kollektivistischen oder individualistischen Pol mehr vorgenommen, da dies sowohl in theoretischer Hinsicht nicht begründbar wäre als auch den Intentionen der Autor*innen widersprechen würde. Zu nennen sind hier Gustav Landauer und Martin Buber, welche davon ausgehen, dass die Einzelnen (im Unterschied zum abstrakten Individuum) in sich selbst jeweils die gesamte Gesellschaft bergen und die authentische oder »strukturierte« »Gesellschaft der Gesellschaften« nur aus konkreten Einzelnen bestehen könne (im Unterschied zu abstrakter Zwangskollektivität). Dieses paradoxe Ineinandergreifen beider Aspekte könne emotional und kognitiv entdeckt und prozesshaft verwirklicht werden, insbesondere indem diejenigen, welche dies erkennen und wollen, sich zu sozialistischen Gemeinschaften zusammenschließen.⁴⁹ Auch Rolf Cantzen betrachtet das Spannungsfeld als ein unlösbares Paradox und meint, die »individualistische Selbstbehauptung« sei notwendig, solange autoritäre Formen der Vergemeinschaftung dominant wären.⁵⁰ Dass individuelle und kollektive Aspekte im Denken vieler »radikaler Aktivist*innen« ganz praktisch verwoben sind und selbstverständlich von diesen reflektiert werden, weist Laura Portwood-Stacer nach.⁵¹ Laurence Davis sieht die Parallelität und Konfliktualität von kollektivistischen und individualistischen Ansätzen als produktiv an und hält dies für die eigentliche Stärke des Anarchismus.⁵² Dabei wendet er sich entschieden gegen die Vorstellungen, zwischen beiden Seiten bestünde entweder eine unüberbrückbare Kluft oder in einer idealen Anarchie wäre ihre vollständige Versöhnung möglich.

⁴⁹ Gustav Landauer: *Aufruf zum Sozialismus*, Berlin 1919; Martin Buber: *Pfade in Utopia*, Heidelberg 1950.

⁵⁰ Rolf Cantzen: *Weniger Staat – mehr Gesellschaft*, o.O. 1997.

⁵¹ Laura Portwood-Stacer: *Lifestyle Politics and Radical Activism*, New York/London 2013.

⁵² Laurence Davis: *Individual and Community*, o.O. 2018.

Schlussfolgerungen für eine Erneuerung der anarchistischen politischen Theorie

Mit einem Einblick in einen Teil meiner Dissertationsschrift habe ich versucht nachzuweisen, dass das Spannungsfeld zwischen Kollektivismus und Individualismus, durch welches sich anhand einer fluiden Spaltungslinie wiederum heterogene Strömungen herausbilden, nicht einfach aufzulösen ist. Durch die Dekonstruktion der Quellentexte wurde festgestellt, dass äußerst unterschiedliche Positionen in den jeweiligen Umgangsweisen (Ignorierung, einseitige Auflösung, wechselseitige Vermittlung und der Synthese) – jeweils durch individualistische und kollektivistische Ansätze – und in der Umgangsweise der Verwobenheit, vorhanden sind. Dies ist nicht überraschend, insofern es sich bei dem Spannungsfeld zwischen Individualität und Kollektivität nicht primär um ein theoretisches Problem im Anarchismus, sondern um eine grundlegende gesellschaftliche Konfliktualität handelt, die insbesondere in der europäischen Moderne von Bedeutung ist. Spezifisch am Anarchismus ist allerdings, dass jene nicht wie in anderen Strömungen des Sozialismus oder im Liberalismus in Richtung einer Überbetonung von Kollektiv oder Individuum aufgelöst wird. Vielmehr wird sie weiter aufrechterhalten und somit ihr paradoxer Charakter herausgestellt. Der hier umrissenen Dekonstruktion zufolge geschieht dies durch anarchistische Positionen von ganz unterschiedlicher Ausrichtung und oft ohne von ihren Denker*innen intendiert zu sein. Darum kann begründet die Frage gestellt werden, ob anarchistisches Denken wesentlich als paradox zu beschreiben ist, gerade weil es sich als »Philosophie der Tat« in gesellschaftlichen Widersprüchen bewegt und sich an diesen abarbeitet. Marxist*innen könnten weiterhin davon ausgehen, dass der Anarchismus (aus theoretischen Gründen) nicht in der Lage sei, die vorfindlichen gesellschaftlichen Widersprüche zu transzendieren. Für ebenso plausibel und begründbar halte ich es jedoch, Paradoxität nicht als unlogische Schlussfolgerung oder postmoderne Beliebigkeit misszuverstehen und abzuwehren, sondern diese als sinnvolle und vernünftige Weise zu thematisieren, um gesellschaftliche Widersprüche zu begreifen und perspektivisch zu überwinden. Denn ein Denken in Paradoxien beinhaltet das Potenzial, verfestigte Positionen in Bewegung zu bringen, auf ihr jeweils Anderes zu verweisen, sie als historisch bedingt und sozial kontextualisiert zu betrachten und fortlaufend selbstkritisch infrage zu stellen. Für eine radikale Theoriebildung und politische Praxis, die diesem Anspruch gerecht werden wollen, ist dies unerlässlich.

Politisch-praktischen Gehalt hat die hier entfaltete Darstellung, weil sie zur überfälligen Erneuerung anarchistischer Theorie beiträgt, die anarchistische Szene zur Selbstreflexion anregen und somit zu ihrem Selbst-Bewusstsein beitragen kann. Dies ist zudem die Voraussetzung für eine konstruktive Zusammenarbeit verschiedener sozial-revolutionärer Akteure innerhalb einer emanzipatorischen sozialistischen Bewegung, die nicht durch dogmatische Vorurteile und tendenziell autoritäre Führungsansprüche überlagert und vereinnahmt wird.

ARBEIT

Julia Glöckl

Gewerkschaft als *ibasho* 居場所¹

Alternative spaces in community unions in Japan

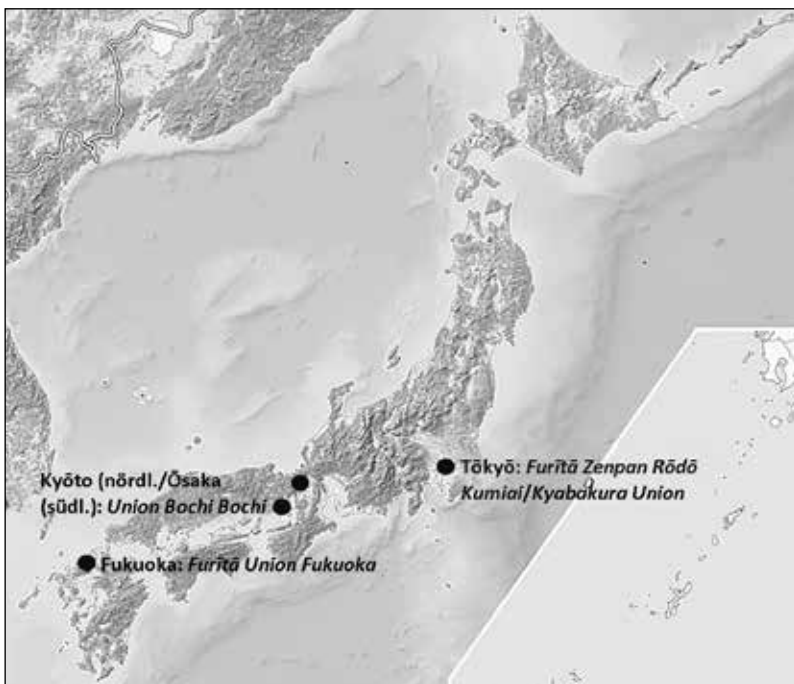
Der vorliegende Artikel basiert auf einem Vortrag, den ich im Februar 2019 im Doktorand*innenseminar der Rosa-Luxemburg-Stiftung gehalten habe. Er spiegelt auszugsweise den *gegenwärtigen* Erkenntnisstand meines Dissertationsprojekts »Prekarisierung und Aktivismus in Japan« wider, dem empirische Daten zugrunde liegen, die ich während eines Japanaufenthalts 2018 erhoben habe. Im Zentrum meiner Untersuchung stehen dabei drei Gewerkschaften, die vorrangig regional und unabhängig von gewerkschaftlichen Dachverbänden wie dem Japanischen Gewerkschaftsbund *Rengō* (*Nihon Rōdō Kumiai Sōrengōkai* 日本労働組合総連合会) und ihren Strukturen agieren (siehe Abbildung 1): 1.) die *Kansai Hiseiki Nado Rōdō Kumiai Union Bochi Bochi* 関西非正規等労働組合ユニオンぼちぼち (Gewerkschaft für atypisch Beschäftigte in Kansai – *Union Bochi Bochi*; im Weiteren: *Union Bochi Bochi*) in der Gegend Kyōto/Ōsaka; 2.) die *Furītā Zenpan Rōdō Kumiai* フリーター全般労働組合 (Allgemeine *Freeter*-Gewerkschaft)/*Kyabakura Union*² キャバクラユニオン (*Cabaret Clubs*-Gewerkschaft)³ in und um Tōkyō; so-

¹ Das Wort »*ibasho* 居場所« wird von dem japanisch-englischen Onlinewörterbuch jisho.org unter anderem übersetzt als »place where one belongs; where one fits in; place where one can be oneself«, jisho: Eintrag »居場所«, <https://jisho.org/search/居場所> (31.5.2019).

² Die *Kyabakura Union* entstand nach Aussage des Mitglieds K-san als eine Sektion (*bunkai* 分会) innerhalb der *Furītā Zenpan Rōdō Kumiai*. Im Laufe der Zeit nahmen die Arbeitsberatungen (*rōdō sōdan* 労働相談) in diesem Bereich jedoch so sehr zu, dass sie ca. 90% aller Beratungen und (Gesprächs-)Themen innerhalb der Gewerkschaft ausmachten. Dadurch wurde die *Kyabakura Union* immer weniger zu einer Sektion innerhalb der *Furītā Zenpan Rōdō Kumiai* als vielmehr zu einem Synonym. – Vgl. Interview mit K-san, Mitglied der *Furītā Zenpan Rōdō Kumiai/Kyabakura Union* am 20.9.2018, Tōkyō, 01:11:00-01:13:05.

³ Bei *Cabaret Clubs* handelt es sich um Lokalitäten, in denen Gäste nicht nur essen und trinken, sondern in denen ihnen gegen Bezahlung sogenannte *kyaba-jō* キャバ嬢, (zu großen Teilen weibliche, aber auch Transgender-Hostessen) während ihres Aufenthalts Gesellschaft leisten. Den Ausführungen auf dem Podiumsgespräch »Von den *Cabaret-Clubs* ausgehend die japanische Gesellschaft entschlüsseln (*Kyabakura kara nihon-shakai wo yomitoku* キャバクラから日本社会を読み解く)« gemäß gehören körperliche Berührungen oder sexuelle Aktivitäten im Allgemeinen nicht zur Arbeit einer *kyaba-jō*, vielmehr handele es sich eher um »Gefühlsarbeit« (*kanjō rōdō* 感情労働). – Vgl. Teilnehmende Beobachtung des Podiumsgesprächs »Von

Abbildung 1: Karte Japans mit geographischer Verortung der untersuchten Gewerkschaften



Quelle: Alexrk2/Wikimedia Commons CC BY-SA 3.0 (7.2.2019; Bearbeitung J.G.).

wie 3.) die *Furitā Union Fukuoka* フリーターユニオン福岡 (*Freeter*-Gewerkschaft Fukuoka) in Fukuoka.

Zwischen April und Dezember 2018 habe ich insgesamt 24 teilnehmende Beobachtungen regelmäßiger Treffen der *Union Bochi Bochi* (zum Beispiel »Treffen des Geschäftskomitees« (*shikkōiinkai kaigi* 執行委員会会議; im Weiteren: *kaigi*), *teirei kafe* 定例カフェ (regelmäßige Cafés) und ähnliche) sowie seltener, beziehungsweise einmalig stattfindender Veranstaltungen aller drei Gewerkschaften (wie die regelmäßige Voll-

den Cabaret-Clubs ausgehend die japanische Gesellschaft entschlüsseln (*Kyabakura kara nihon-shakai wo yomitoku* キャバクラから日本社会を読み解く)« organisiert vom »Netzwerk gegen Armut« (*han-hinkon nettowāku* 反貧困ネットワーク) am 27.7.2018, Tōkyō.

versammlung (*teiki taikai* 定期大会) der *Union Bochi Bochi*, Vortragsveranstaltungen, *kōryūkai* 交流会 («Austauschtreffen») und ähnliche) durchgeführt. Darüber hinaus habe ich 17 offene Leitfadeninterviews geführt: zwölf mit Mitgliedern der *Union Bochi Bochi*, vier mit Mitgliedern der *Furītā Zenpan Rōdō Kumiai/Kyabakura Union* sowie ein Gruppeninterview mit vier Mitgliedern der *Furītā Union Fukuoka* (ein weiteres Mitglied hat sich sporadisch »aus dem Hintergrund« beteiligt). Die daraus gewonnenen Daten wurden und werden derzeit ergänzt durch schriftliches Material der Gewerkschaften und Aktivist*innen.

Auf Grundlage dieser Daten lassen sich drei Betätigungsfelder der untersuchten Gewerkschaften herausarbeiten: 1.) Arbeitskämpfe; 2.) Theorieproduktion, die ich im Sinne einer »organischen Theorie« nach Marchart, Adolphs und Hamm verstehe;⁴ sowie 3.) die Produktion alternativer Räume.⁵ Diese alternativen Räume, so werde ich in dem Artikel darlegen, haben eigene Charakteristika und sind in Abgrenzung von der Mainstreamgesellschaft und den Mainstreamgewerkschaften⁶ zu verstehen.⁷ Diese Abgrenzung beruht unter anderem auf den eigenen biografischen Erfahrungen der Aktivist*innen.

Im Folgenden beschäftige ich mich dann eingehender mit dem dritten Betätigungsfeld. Dabei gehe ich (wie in meiner Dissertation) induktiv vor.

⁴ Oliver Marchart; Stephan Adolphs; Marion Hamm: Bewegungspraxis und »organische Theorie«. Zur Rezeption und Produktion theorieförmiger Diskurse durch soziale Bewegungen am Beispiel der Prekarisierungsbewegung. In: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft (ÖZP), Bd. 39, Nr. 1, 2010, S. 73-87. Abrufbar unter: <https://webapp.uibk.ac.at/ojs/index.php/OEZP/article/view/1371/1065> (7.12.2018).

⁵ Vgl. Carl Cassegård: Youth Movements, Trauma and Alternative Space in Contemporary Japan, Leiden/Boston 2014. Cassegård spricht in seinem englischsprachigen Buch der verwendeten Sprache entsprechend von »alternative spaces«.

⁶ Begriffe wie »Mainstreamgesellschaft« (*mainstream society*), »Mainstream-Arenen« (*mainstream arenas*) etc. tauchen unter anderem bei Cassegård 2014 als Gegenhorizont der von ihm untersuchten aktivistischen »alternative spaces« im Japan vor allem der 1980er und 90er Jahre auf. Der Begriff der »Mainstreamgewerkschaft« ist analog dazu als Abgrenzung von den *alternativen* Gewerkschaften/gewerkschaftlichen Räumen zu verstehen, die ich untersuche.

⁷ Vgl. auch Julia Glöckl: *Gendai nihon ni okeru purekarizēshon (fuanteika) to aratana katsudō* 現代日本におけるプレカリゼーション(不安定化)と新たな活動 (Prekarisierung im gegenwärtigen Japan und ein neuer Aktivismus). In: *Ōsaka Shiritsu Daigaku Daigakuin Bungaku-Kenkyūka* 大阪市立大学大学院文学研究科 (Graduate School of Literature and Human Sciences, Osaka City University): *Daigakuin Kenkyū Fōramu Yokō-shū* 大学院研究フォーラム予稿集 (Graduate School Research Forum Proceedings), 2018, S. 10-11, hier: S. 11.

Ausgehend vorrangig von meinen eigenen Erfahrungen während der teilnehmenden Beobachtungen und ergänzt durch Interviewdaten arbeite ich zuerst einige spezifische Charakteristika der alternativen Räume heraus. Anschließend lege ich dar, inwiefern die Mainstreamgesellschaft und Mainstreamgewerkschaften als Gegenhorizont verstanden werden müssen. Dabei berufe ich mich zum Teil auf die Daten der teilnehmenden Beobachtungen, vor allem aber aus den Interviews (ergänzt durch Erkenntnisse aus Carl Cassegårds *Youth Movements, Trauma and Alternative Space in Contemporary Japan* (2014)). Zu guter Letzt möchte ich die bisherigen Ergebnisse in einen theoretischen Kontext einbetten. Dabei werden mir vor allem das bereits erwähnte Konzept der »alternative space(s)« von Cassegård⁸ sowie Anne Allison's »social precarity«⁹ behilflich sein. Dass diese Einbettung nur recht knapp – quasi als Ausblick – erfolgen soll, liegt in der bereits erwähnten induktiven Vorgehensweise meines Gesamtprojekts begründet, in deren Rahmen ich versuche, mich während der Analyse der empirischen Daten nur wenig mit bereits existierender Theorie zu beschäftigen, um »aus den Phänomenen selbst ›passende‹ und ›adäquate‹ Konzepte zu generieren«¹⁰ und nicht in die Falle zu tappen, »›runde Daten‹ in ›quadratische‹ – also vorgefertigte – Kategorien pressen zu wollen.«¹¹

Begriffsbestimmung »Raum«

Wenn ich von »Raum« spreche, meine ich damit, vor allem Michel de Certeau, aber auch Cassegård folgend, keinen Ort (*place, lieu*) als »distinct location«,¹² sondern einen *Raum (space, espace)*, der durch Handlungen¹³ oder soziale Beziehungen¹⁴ in seiner Aktualisierung konstituiert wird.¹⁵ Trotz dieser Unterscheidung sehen beide hier genannten Autoren

⁸ Cassegård 2014.

⁹ Anne Allison: *Precarious Japan*, Durham/London 2013, S. 8.

¹⁰ Aglaja Przyborski; Monika Wohlrab-Sahar: *Qualitative Sozialforschung*. Ein Arbeitsbuch, München 2014, S. 196.

¹¹ Ebd.

¹² Michel de Certeau: *The practice of everyday life*, Berkeley 1984, S. 117.

¹³ Vgl. de Certeau 1984, S. 117.

¹⁴ Vgl. Cassegård 2014, S. 22.

¹⁵ Vgl. auch Julia Glöckl: *Activist Spaces in Japan as examples of Foucault's Heterotopia* (Vortrag). In: Joint Conference 7th Flying University in Transnational Humanities & XV. International Summer School of the Graduate School Global and Area Studies of the Research Academy, Leipzig 2017a.

durchaus einen Zusammenhang zwischen Ort und Raum. So spricht de Certeau von *space* als einem »practiced place«: »Thus the street geometrically designed by urban planning is transformed into a space by walkers.«¹⁶ Cassegård macht darauf aufmerksam, »that alternative spaces are primarily a social milieu, defined by the form of social relationships existing in these places«.¹⁷

Empirisch stellte sich diese Verbindung während meiner Forschung dergestalt dar, dass, wie auch Cassegård erwähnt,¹⁸ alternative Räume zwar häufig an bestimmten Orten, wie zum Beispiel den jeweiligen Gewerkschaftsbüros, aktualisiert werden, aber auch unabhängig davon an öffentlichen Orten (in Parks¹⁹ oder in öffentlichen, mietbaren Räumlichkeiten²⁰) produziert werden können und werden. Cassegård spricht davon, dass sich alternative Räume in einem ständigen Aushandlungsprozess von Distanz und Nähe (bis hin zur Teilnahme) zu der »mainstream public sphere« befinden.²¹ Im Zusammenhang beispielsweise mit Demonstrationen muss mit Julia Obinger sogar von einem *strategischen* Eindringen in den öffentlichen Raum gesprochen werden.²²

Alternative Räume und ihre Charakteristika

Offenheit und Inklusion

Das Charakteristikum der Offenheit und der Bemühung um Inklusion habe ich während meiner Forschung mit den Gewerkschaftsaktivist*innen von Anfang an auch selber erfahren dürfen. So ist mir bereits bei

¹⁶ De Certeau 1984, S. 117.

¹⁷ Cassegård 2014, S. 22.

¹⁸ Vgl. ebd.

¹⁹ So zum Beispiel beim *May Day-Picknick der Union Bochi Bochi* am 30.4.2018 am Ufer des Flusses Kamo in Kyōto.

²⁰ Beispielsweise bei der Vortragsveranstaltung »Was wird aus euch, Ōsaka und Universität? – Was aus der Krise der Universität und dem Arbeitskampf an der Ōsaka City University ersichtlich wird (*Donai natten nen, Ōsaka to Daigaku – Daigaku no kiki to Ōsaka Ichidai-sōgi kara miete kuru mono*, どないなつてんねん、大阪と大学——大学の危機と大阪市大争議から見えてくるもの——)« am 7.12.2018 in Ōsaka, organisiert von der *Union Bochi Bochi*.

²¹ Cassegård 2014, S. 11.

²² Julia Obinger: *Alternative Lebensstile und Aktivismus in Japan. Der Aufstand der Amateure in Tokyo*, Wiesbaden 2015, S. 126-129.

der ersten direkten Kontaktaufnahme²³ mit jeder der drei untersuchten Gewerkschaften die große Offenheit der Aktivist*innen mir gegenüber aufgefallen, die mich auch anschließend durchweg begleitet hat.²⁴

Nun mag dies als dankenswerter Zufall erscheinen, ich bin jedoch der Ansicht, dass es sich hierbei vielmehr um ein spezifisches Charakteristikum des untersuchten Aktivismus handelt.²⁵ So werben alle drei Gewerkschaften damit, »offen für alle« zu sein: Die *Union Bochi Bochi* stellt sich vor als »eine Gewerkschaft (Union), in die alle, auch Einzelpersonen und auch Personen, die gegenwärtig nicht arbeiten, eintreten können.«²⁶

Die *Furitā Zenpan Rōdō Kumiai* verweist bei ihrer Vorstellung darauf, dass »[j]ede*r Einzelne, alle eintreten können.«²⁷

Die *Furitā Union Fukuoka* beschreibt sich selbst als eine »(Arbeits-/Lebens-) Gewerkschaft, in die alle, auch Einzelpersonen, auch Prekäre eintreten können.«²⁸

Diese sprachlich auffällig ähnliche Betonung der eigenen Offenheit ergibt meines Erachtens nur vor einem Gegenhorizont der Nicht-Offenheit einen Sinn, auf den ich später noch einmal zu sprechen kommen werde.

²³ In allen drei Fällen habe ich mich im Voraus per E-Mail vorgestellt und mein Kommen angekündigt. Zur *Union Bochi Bochi* und zur *Furitā Zenpan Rōdō Kumiai* hatte ich von Deutschland aus schon einmal per E-Mail Kontakt aufgenommen, woraufhin ich auch schon zu einem Treffen eingeladen worden war.

²⁴ Vgl. teilnehmende Beobachtung des *May Day-Picknicks* der *Union Bochi Bochi* am 30.4.2018, Kyōto; teilnehmende Beobachtung des *shikkōinkai kaigi* 執行委員会会議 (Versammlung des Geschäftskomitees) der *Union Bochi Bochi* am 12.5.2018, Kyōto; TB Podiumsgespräch »*Kyabakura*« 2018; natürliches Gespräch (im weiteren: NG) vor und nach dem Gruppeninterview mit Mitgliedern der *Furitā Union Fukuoka* am 20.10.2018, Fukuoka.

²⁵ Vgl. auch Glöckl 2018, S. 11.

²⁶ 「ユニオンぼちぼちは、誰でも一人でも、現在働いていない人でも入れる労働組合 (ユニオン) です。」 – *Yunion Bochi Bochi* ユニオンぼちぼち (*Union Bochi Bochi*): *Yunion Bochi Bochi ni tsuite*. »*Yunion Bochi Bochi*« wa dō iu tokoro desu ka? ユニオンぼちぼちについて. 「ユニオンぼちぼち」はどういうところですか? (Über die *Union Bochi Bochi*. Was für ein Ort ist die »*Union Bochi Bochi*«?), <http://rootless.org/botiboti/about.html> (27.5.2019), Hervorhebung J.G.

²⁷ 「フリーター全般労働組合です。一人でも、誰でも入れます。」 – *Furitā Zenpan Rōdō Kumiai* フリーター全般労働組合 (Allgemeine *Freeter*-Gewerkschaft): Twitter, <https://twitter.com/FZRK?lang=de> (27.5.2019), Hervorhebung J.G.

²⁸ 「フリーターユニオン福岡は、誰でも、一人でも、不安定でも、入れる労働/生存組合です。」 – *Furitā Union Fukuoka* フリーターユニオン福岡 (*Freeter*-Gewerkschaft Fukuoka): *Furitā Union Fukuoka ni tsuite* フリーターユニオン福岡について (Über die *Freeter*-Gewerkschaft Fukuoka), <http://fufukuoka.web.fc2.com/profile.html> (31.5.2019), Hervorhebung J.G.

Die Offenheit wird praktisch umgesetzt, nicht nur indem Vortrags- und andere Veranstaltungen der Gewerkschaften im Allgemeinen öffentlich und als offen für alle (auch Interessierte und Nichtmitglieder) beworben,²⁹ sowie die eigentlichen »Treffen des Geschäftskomitees« auch für alle anderen Mitglieder der Gewerkschaft geöffnet werden,³⁰ sondern auch durch die Bemühung, Interessierten und Neumitgliedern den Zugang zur Gewerkschaft zu erleichtern. So erzählte das Mitglied F-san der *Union Bochi Bochi*, dass man sich unter anderem bemühe, Gespräche mit schwer verständlichen Fachwörtern zu vermeiden, die den Zugang zur Gewerkschaft erschweren könnten, sowie Interessierte beim *kaigi* freundlich aufzunehmen und ihnen Unbekanntes zu erklären.³¹ Auch ich selbst habe auf verschiedenen *kaigi* erlebt, wie Personen, die zum ersten Mal oder erst seit Kurzem an den Treffen teilnahmen, das Angebot gemacht wurde, jederzeit Fragen stellen zu können und wie ihnen – auch ohne vorherige Fragen – Erklärungen gegeben wurden.³²

Bemühung um Hierarchielosigkeit

Die Frage der Hierarchie bewegt sich bei den untersuchten Gewerkschaften meinen bisherigen Erkenntnissen zufolge in einem doppelten Spannungsfeld. So gibt es eine (offenbar gesetzlich) festgelegte Struktur für Gewerkschaften, die zum Beispiel bestimmte Posten beinhaltet.³³ Zudem spielt Praktikabilität eine Rolle, etwa wenn ein*e »Verantwort-

²⁹ Vgl. *Yunion Bochi Bochi Burogu* ユニオンぼちぼちブログ (Blog der *Union Bochi Bochi*), <http://rootless.org/botiboti/blog/> (31.5.2019); *Furitā Union Fukuoka* フリーターユニオン福岡 (*Freeter*-Gewerkschaft Fukuoka): *Burogu* ブログ (Blog), <https://fufukuoka.blog.so-net.ne.jp/> (31.5.2019); *Furitā Zenpan Rōdō Kumiai/Kyabakura Union no Burogu* フリーター全般労働組合・キャバクラユニオンのブログ (Blog der Allgemeinen *Freeter*-Gewerkschaft/*Cabaret Clubs*-Gewerkschaft), <https://ameblo.jp/cabaunion/> (31.5.2019).

³⁰ Vgl. *Yunion Bochi Bochi Staff A* ユニオンぼちぼちスタッフA (*Union Bochi Bochi Staff A*): *Ichigatsu kaigi wo oemashita* 1月会議を終えました (Januar-Sitzung beendet), <http://rootless.org/botiboti/blog/blog-entry-2387> (31.5.2019); Interview K-san 2018, 01:24:40-01:24:50, Interview J-san 2018, 00:35:00-00:35:20.

³¹ Vgl. Interview mit F-san, Mitglied der *Union Bochi Bochi* am 26.5.2018, Kyōto, 00:59:36-01:00:37.

³² Vgl. teilnehmende Beobachtung des *shikkōinkai kaigi* 執行委員会会議 (Versammlung des Geschäftskomitees) der *Union Bochi Bochi* am 12.8.2018, Kyōto; teilnehmende Beobachtung des *shikkōinkai kaigi* 執行委員会会議 (Versammlung des Geschäftskomitees) der *Union Bochi Bochi* am 10.11.2018, Kyōto.

³³ Vgl. Interview K-san 2018, 01:18:25-01:20:35.

liche*r« (*tantō* 担当) für einen Arbeitskampf als dauerhafte Ansprechperson für die Arbeitgeber*innenseite dient.³⁴

Innerhalb dieses Rahmens bemüht man sich in den untersuchten Gewerkschaften allerdings meinen Erkenntnissen zufolge um eine möglichst geringe Hierarchie. So dienen die erwähnten *tantō* vorrangig als *erste Anlaufstelle* und nicht als Alleinbestimmer*innen.³⁵ Auch die Öffnung der *shikkōinkai kaigi* für alle Gewerkschaftsmitglieder sei hier noch einmal erwähnt. Zudem wurde auf der Vollversammlung der *Union Bochi Bochi* 2018 explizit das Ziel betont, die Mitglieder, die nicht zum *shikkōinkai* gehören, mehr einzubeziehen und zur Teilnahme zu motivieren.³⁶ Während dies zum einen darauf hindeutet, dass es offenbar doch gewisse Unterschiede hinsichtlich der Teilnahme und Aktivität unter den Gewerkschaftsmitgliedern gibt, zeigt es zum zweiten aber auch ein kritisches Problembewusstsein des »festen Kerns« der Aktiven in Hinblick auf dieses Thema.

Auch in puncto persönlichkeits- oder fähigkeitsbedingter inoffizieller Hierarchien zeichnet sich ähnliches ab. So gebe es nach persönlicher Ansicht des *Union Bochi Bochi*-Mitglieds C-san zwar innerhalb der eigenen Gewerkschaft durchaus fähigkeitsbedingte Hierarchien, die man noch nicht habe beseitigen können, genauso gebe es aber ein kritisches Bewusstsein für die Problematik dieser Situation.³⁷ Auch ein Mitglied der *Furitā Zenpan Rōdō Kumiai/Kyabakura Union* berichtet von inoffiziellen Hierarchien und Machtverhältnissen innerhalb der Gewerkschaft, ebenso wie von ihrer Problematisierung und Bemühungen, diese abzubauen.³⁸

Zwischenmenschliche Beziehungen und eine gute Atmosphäre

Eines der wichtigsten Charakteristika erschien mir während meines Kontakts mit den Gewerkschaften vor Ort das der »zwischenmenschlichen Beziehungen« (*ningen kankei* 人間関係), beziehungsweise der »guten

³⁴ Vgl. ebd., 01:16:55-01:18:25.

³⁵ Vgl. ebd.

³⁶ Vgl. teilnehmende Beobachtung des *teiki taikai* 定期大会 (regelmäßige Vollversammlung) der *Union Bochi Bochi* am 13.10.2018, Ōsaka.

³⁷ Vgl. Interview mit C-san, Mitglied der Gewerkschaft *Union Bochi Bochi*, am 18.5.2018, Ōsaka, 00:48:40-00:50:32.

³⁸ Vgl. Interview mit J-san, Mitglied der *Furitā Zenpan Rōdō Kumiai/Kyabakura Union* am 19.9.2018, Tōkyō, 00:32:00-00:38:12.

Atmosphäre« (*ii kankyō* いい環境) zu sein. Schon bei der Selbstvorstellung auf ihrer Homepage beantwortet die *Union Bochi Bochi* die Frage »Was ist der Union Bochi Bochi wichtig?« unter anderem damit, dass ihnen »das Gespräch miteinander wichtig ist« und sie sich »um eine Atmosphäre bemühen, in der die Menschen frei ihre Meinung äußern können«. ³⁹ Diese Bemühung um eine angenehme Atmosphäre – eine, wie sie selbst sagt, »wahnsinnig schwierige« (*sugoku muzukashii* すごく難しい) Aufgabe – wird auch von K-san für die *Furitā Zenpan Rōdō Kumiai/Kyabakura Union* betont. ⁴⁰

Auf der Vollversammlung der *Union Bochi Bochi* 2018 wurde als Ziel für das neue Jahr formuliert: »Lasst uns den Austausch [untereinander] wirklich ernst nehmen!« ⁴¹ Als Mittel dafür wurden unter anderem die *teirei kafe* genannt; genauso können aber auch *kōryūkai*, »Jahresendtreffen« (*bōnenkai* 忘年会) und alle anderen Treffen hinzugefügt werden, die nicht primär einen thematischen Fokus haben oder dem gewerkschaftlichen »Tagesgeschäft« dienen, sondern vor allem dazu, dass die Mitglieder zusammenkommen und Zeit miteinander verbringen. ⁴² Derartige Veranstaltungen wurden oder werden auch von den anderen beiden Gewerkschaften durchgeführt und von ihren Mitgliedern in Interviews positiv hervorgehoben sowie zum Teil in noch größerer Anzahl gewünscht. ⁴³

Gerade die *kōryūkai* unterscheiden sich nach Aussagen mehrerer Aktivist*innen von vergleichbaren Veranstaltungen in der Geschäftswelt, beziehungsweise Mainstreamgesellschaft (wobei diese dort meist »*nomikai* 飲み会 (wörtlich: Trinktreffen)« genannt werden) durch zwei wichtige Punkte: Erstens sind sie auf einen engeren Personenkreis begrenzt (»*semai* 狭い«) ⁴⁴ und haben damit privateren, beziehungsweise

³⁹ 「話し合いを大事にしていますし、意見の言いやすい雰囲気を作れるように努力しています。」 – *Yunion Bochi Bochi* ユニオンぼちぼち (*Union Bochi Bochi*): *Yunion Bochi Bochi ni tsuite. Yunion Bochi Bochi ga taisetsu ni shiteiru koto wa nan desu ka?* ユニオンぼちぼちについて。ユニオンぼちぼちが大切にしていることは何ですか? (Über die *Union Bochi Bochi*. Was ist der *Union Bochi Bochi* wichtig?), <http://rootless.org/botiboti/about.html> (31.5.2019).

⁴⁰ Vgl. Interview K-san 2018, 01:22:40-01:23:04, 01:25:39-01:27:00.

⁴¹ 「やっぱり交流を大切にしましょう!」 – TB *Union Bochi Bochi taikai* 2018.

⁴² Vgl. auch Glöckl 2018, S. 11.

⁴³ Vgl. Interview K-san 2018, 01:29:40-01:34:27; Interview mit J-san, Mitglied der *Furitā Zenpan Rōdō Kumiai/Kyabakura Union* am 19.9.2018, Tōkyō, 00:24:28-00:25:45; Gruppeninterview mit Mitgliedern der *Furitā Union Fukuoka b*, am 20.10.2018, Fukuoka, 00:26:00-00:27:06; 00:35:12-00:35:35.

⁴⁴ NG Gruppeninterview *Furitā Union Fukuoka* 2018.

vertrauteren (»*shitashii* 親しい«)⁴⁵ Charakter. Zweitens wurde wiederholt der Teilnahmepflicht bei *nomikai* in der Arbeitswelt kritisiert und demgegenüber die Freiwilligkeit der Teilnahme an den *kōryūkai* der untersuchten Gewerkschaften äußerst positiv bewertet.⁴⁶

Freiwilligkeit

Das Prinzip der Freiwilligkeit geht jedoch über die *kōryūkai* hinaus und prägt den gesamten Aktivismus in den von mir untersuchten Gewerkschaften.⁴⁷ So werden Aufgaben wie das Besetzen des Beratungstelephons in der *Union Bochi Bochi* auf Basis der Freiwilligkeit an Personen übertragen.⁴⁸ Auch bei der Selbstvorstellung betont sie, dass »Freiheit« (*jiyū* 自由) für sie eine wichtige Rolle spiele. Wie sie anschließend weiter ausführt, »[werden wir] euch den Lösungsweg [für Probleme am Arbeitsplatz], den die Gewerkschaft aufzeigt, nicht aufdrängen. Auch gibt es keinen Zwang zur Teilnahme an Wahlen oder Demonstrationen oder dergleichen«.⁴⁹ An anderer Stelle wiederum wird darauf hingewiesen, dass die Kontaktaufnahme zur Gewerkschaft wegen eines Problems am Arbeitsplatz *nicht* bedeutet, dass man aktiv werden *muss*, sondern es »natürlich auch die Möglichkeit gibt, nichts zu unternehmen«.⁵⁰ Wie sich auch in dem Zitat schon andeutet, soll die Entscheidung darüber,

⁴⁵ Teilnehmende Beobachtung des *teirei kafe* 定例カフェ (regelmäßiges Café) der *Union Bochi Bochi* am 27.10.2018, Kyōto.

⁴⁶ Vgl. NG Gruppeninterview *Furitā Union Fukuoka* 2018; TB *Union Bochi Bochi kaigi* August 2018.

⁴⁷ Vgl. auch Julia Glöckl: From Revolutionary Training Grounds to Enacted Utopias? Activist Spaces in Japan (Vortrag). In: Cultural Typhoon in Europe, Nürnberg 2017b.

⁴⁸ Vgl. teilnehmende Beobachtung des *shikkōiinkai kaigi* 執行委員会会議 (Versammlung des Geschäftskomitees) der *Union Bochi Bochi* am 10.12.2018, Ōsaka.

⁴⁹ 「組合の提示する解決方法を押し付けるといったことはしません。また選挙やデモへの強制的な参加などありません。」– *Union Bochi Bochi* ユニオンぼちぼち (*Union Bochi Bochi*): *Union Bochi Bochi ni tsuite. Union Bochi Bochi ga taisetsu ni shiteiru koto wa nan desu ka?* ユニオンぼちぼちについて。ユニオンぼちぼちが大切にしていることは何ですか? (Über die *Union Bochi Bochi*. Was ist der *Union Bochi Bochi* wichtig?), <http://rootless.org/botiboti/about.html> (31.5.2019).

⁵⁰ 「もちろん何もしないという選択もあります。」– *Union Bochi Bochi* ユニオンぼちぼち (*Union Bochi Bochi*): *Union Bochi Bochi ni tsuite. Tsugi ni dono yō ni shitara ii desu ka?* ユニオンぼちぼちについて。次にどのようにしたらいいですか? (Über die *Union Bochi Bochi*. Was sollte ich als nächstes tun?), <http://rootless.org/botiboti/about.html> (31.5.2019).

wie man in Bezug auf das Problem weiter verfährt (zum Beispiel ob und wie ein Arbeitskampf geführt wird) nicht von der Gewerkschaft für die betroffene Person getroffen werden. Stattdessen lädt die *Union Bochi Bochi* dazu ein, *gemeinsam* über das weitere Vorgehen nachzudenken.⁵¹

Zwischenfazit: Gewerkschaften als *ibasho*

Betrachtet man die obigen Prinzipien, so wird deutlich, dass es bei den von mir untersuchten Gewerkschaften nicht allein darum geht, Menschen bei der Durchsetzung ihrer (Arbeits-)Rechte zu unterstützen. Vielmehr sollen sie im Idealfall auch *ibasho* 居場所 sein: Räume, in denen man *einfach sein kann*.⁵² So werden zum Beispiel die Gewerkschaftsbüros nicht nur zu Geschäftszwecken genutzt, sondern auch zum Bilden und Aufrechterhalten zwischenmenschlicher Beziehungen (*teirei kafe, kōryūkai, bōnenkai* etc.) sowie dazu, sich einfach in angenehmer Gesellschaft aufzuhalten.⁵³ Die von mir anfangs eingeführte Erklärung der untersuchten Gewerkschaften als unabhängig von Dachverbänden und regional agierend kann somit um den Begriff der »community union«⁵⁴ (*komyuniti yunion* コミュニティユニオン) erweitert werden, wobei »community« hier nach Aussage von Mitgliedern der *Union Bochi Bochi* und der *Furītā Zenpan Rōdō Kumiai/Kyabakura Union* die Gemeinschaft, die Verbindung (*tsunagari* 繋がり) der Mitglieder untereinander meint.⁵⁵

Mainstreamgesellschaft und Mainstreamgewerkschaften als Gegenhorizont

Inwiefern werden Mainstreamgesellschaft und Mainstreamgewerkschaften nun von den Aktivist*innen implizit oder explizit als Gegenhorizont zum eigenen Aktivismus aufgespannt?

Im Abschnitt »Offenheit und Inklusion« habe ich bereits darauf hingewiesen, dass die Betonung der Offenheit bei der Selbstvorstellung

⁵¹ Vgl. ebd.

⁵² Vgl. auch Gruppeninterview *Furītā Union Fukuoka* 2018b, 00:22:35-00:23:05.

⁵³ Vgl. NG Gruppeninterview *Furītā Union Fukuoka* 2018.

⁵⁴ TB Union Bochi Bochi *kaigi* Dezember 2018; Interview C-san 2018, 00:29:50-00:30:43.

⁵⁵ Vgl. TB Union Bochi Bochi *kaigi* Dezember 2018; Interview K-san 2018, 01:32:40-01:32:50, 01:46:30-01:47:47.

nur dann einen Sinn ergibt, wenn diese nicht selbstverständlich ist, das heißt nur dann, wenn es Gewerkschaften gibt, wo eben nicht »alle«, keine »Einzelpersonen«, »Prekäre« oder »Personen, die gegenwärtig nicht arbeiten«, eintreten können. Dies ergibt sich auch aus verschiedenen Interviews. Diese Betonung kann somit als Abgrenzung von als (eher) »geschlossen« betrachteten Gewerkschaften verstanden werden.⁵⁶ Auch die fehlende Bereitschaft vieler Gewerkschaften, kämpferisch für die Rechte und Belange der Arbeiter*innen einzustehen, wird mehrfach kritisch erwähnt. So spricht K-san davon, dass es »viele Gewerkschaften gibt, die nicht gegen die Unternehmen kämpfen«⁵⁷ (den gleichen Ton schlägt auch ein Mitglied der *Furitā Union Fukuoka* an, wenn sie sagt, dass »große Gewerkschaften den Kurs eingeschlagen haben, immer weniger zu kämpfen«⁵⁸), sondern sich darauf beschränken, einmal im Jahr über eine Erhöhung des Stundenlohns zu sprechen.⁵⁹ Einen weiteren Aspekt eröffnet K-san, wenn sie anmerkt, dass es sich bei (Mainstream-)Gewerkschaften zum Teil um »otoko-shakai 男社会 (Männerdomänen)«⁶⁰ handle, in denen gerade die von prekärer Arbeit besonders betroffenen Frauen häufig Schwierigkeiten hätten, Anschluss zu Personen in ähnlichen Arbeits- oder Lebenssituationen zu finden.⁶¹

Wie bereits erwähnt stellt die Freiwilligkeit der Teilnahme an gewerkschaftlichen *kōryūkai* eine zum Teil explizite Gegenposition zum Teilnahmewang an den *nomikai* in der Geschäftswelt dar. Darüber hinaus dürften die biografischen Erfahrungen der Gewerkschaftsmitglieder in der Mainstreamgesellschaft vor allem im Kontext der zwischenmenschlichen Beziehungen interessant sein. So äußerten gleich mehrere Aktivist*innen eigene Erfahrungen mit *harassment* (zum Beispiel das soge-

⁵⁶ Vgl. auch Interview K-san 2018, 00:57:26-00:58:18, Interview J-san 2018, 00:26:38-00:28:00; Gruppeninterview *Furitā Union Fukuoka* 2018b, 00:15:32-00:16:01.

⁵⁷ 「会社と闘わない組合ってたくさん[...]ありますね。」 – Interview K-san 2018, 00:57:02-00:57:07.

⁵⁸ 「その大きな組合がだんだん闘わない(.)方向に行った」 – Gruppeninterview *Furitā Union Fukuoka* 2018b, 00:06:45-00:06:50. Hervorhebung im Original. Vgl. auch ebd. 00:06:45-00:07:35.

⁵⁹ Vgl. Interview K-san 2018, 00:57:09-00:57:19. Es ist anzunehmen, dass sie sich damit auf die sogenannte Frühjahrsoffensive (*shuntō*, 春闘) bezieht, während der Gewerkschaften in Japan traditionell über Lohn, Arbeitszeit etc. verhandeln. – Vgl. zum Beispiel Wikipedia: Shuntō, <https://ja.wikipedia.org/wiki/春闘>, <https://en.wikipedia.org/wiki/Shuntō>, <https://de.wikipedia.org/wiki/Shuntō> (31.5.2019).

⁶⁰ TB Podiumsgespräch »Kyabakura« 2018.

⁶¹ Vgl. Interview K-san 2018, 00:59:25-01:00:55.

nannte *pawa hara* パワハラ⁶², das die Schikanierung durch Vorgesetzte meint),⁶³ Diskriminierung (zum Beispiel aufgrund der eigenen Genderidentität)⁶⁴ und ähnlichem.⁶⁵ Zudem wurde mir gegenüber auch die Leistungs- und Verwertungslogik menschlicher Beziehung in der Arbeitswelt kritisiert, als deren mögliche Alternative die Gewerkschaft aufgesucht wurde.⁶⁶ Insofern kann die Betonung einer angenehmen Atmosphäre und guter zwischenmenschlicher Beziehungen innerhalb der Gewerkschaft sicherlich vor dem Hintergrund gegenteiliger Erfahrungen in der Mainstreamgesellschaft verstanden werden.

In den Kontext der zwischenmenschlichen Beziehungen in der Mainstreamgesellschaft lässt sich auch das Phänomen des *sontaku* (村度) einordnen, das beim *May Day-Picknick* der *Union Bochi Bochi* 2018 das zentrale Thema war. Es handelt sich hierbei um die gesellschaftliche Erwartung, »die Gefühle anderer Menschen zu erschließen, und dann auf dieser Grundlage Rücksicht auf das Gegenüber zu nehmen«, mit anderen Worten »darüber nachzudenken, was das Gegenüber wohl denkt.«⁶⁷ Wie in dem Aufruf weiter ausgeführt wird, ist dies erst einmal nicht unbedingt etwas Schlechtes, sondern mitunter sogar geboten. Einen negativen Charakter nehme es jedoch dann an, wenn man aus Angst vor negativen Konsequenzen seitens Lehrer*innen oder Mitschüler*innen, oder im Sinne des vorseilenden Gehorsams von Vorgesetzten oder Politiker*innen dazu gezwungen ist (oder sich gezwungen fühlt), sich der Erwartung des *sontaku* zu beugen und somit den Mut, die Möglichkeit oder Fähigkeit verliert, »offen zu sprechen und mit dem eigenen Kopf zu denken.«⁶⁸ Im Rahmen eines Gedichtwettbewerbs auf dem *May Day*

⁶² *Pawa Hara* ist die Kurzform von *Pawā Harasumento* (パワーハラスメント), ein Neologismus, zusammengesetzt aus den englischen (und dann *verbatim* in japanische *Katakana* übertragenen) Wörtern *power* und *harassment*. – Vgl. Rochelle Kopp: Power Harassment, www.japanintercultural.com/en/news/default.aspx?newsid=167 (31.5.2019).

⁶³ Vgl. TB *May Day-Picknick* 2018.

⁶⁴ Vgl. Interview C-san 2018.

⁶⁵ Vgl. auch Glöckl 2018, S. 11.

⁶⁶ Vgl. Gruppeninterview mit Mitgliedern der *Furitā Union Fukuoka*, am 20.10.2018, Fukuoka, 00:28:25-00:32:15; 00:49:45-00:51:07.

⁶⁷ 「『他人の気持ちをおしはかる、また、おしはかって相手に配慮する』ということ、つまり、『相手が何を考えているのか、考える』」 – *Union Bochi Bochi hinako* ユニオンぼちぼちhinako (*Union Bochi Bochi hinako*): *Mēdē no yobikake-bun* メーデーの呼びかけ文 (Aufruf zum *May Day*), <http://rootless.org/botiboti/blog/blog-entry-2648> (31.5.2019).

⁶⁸ 「本音が言えなくなる、自分の頭で考えることが出来なくなる。」 – Ebd.

wurden in einem der Gedichte die negativen emotionalen Auswirkungen der ständigen Erwartung des *sontaku* ausdrücklich genannt: »Wegen zu viel *sontaku*/dem Umfeld gegenüber/leidet das Herz«. ⁶⁹ Im Gegensatz solle der *May Day* der *Union Bochi Bochi* dazu dienen, »sich zu erholen«, ⁷⁰ »weil es nicht nötig ist, überflüssiges *sontaku* zu betreiben.« ⁷¹

Einen weiteren Negativhorizont, der wiederholt angesprochen wird, bilden die Bedingungen in der Arbeitswelt. Dazu zählen lange und länger werdende Arbeitszeiten, vor allem dann, wenn sie (beispielsweise in Form von sogenannten Service-Überstunden (*sābisu zangyō* サービス残業⁷²)) nicht entlohnt werden⁷³ sowie die Entgrenzung von Arbeit in die Freizeit hinein.⁷⁴ Im Falle von C-san zum Beispiel führten schlechte Arbeitsbedingungen, darunter vor allem lange Arbeitszeiten, gerade in der Nacht, zu schweren negativen Auswirkungen wie Depressionen.⁷⁵ Weiterhin zählen dazu unsichere Wieder-, Weiter- oder Neu-Anstellungsverhältnisse wie beispielsweise systematisches *hire-and-fire* (*tsukai-sute* 使い捨て)⁷⁶ oder altersbedingte Kündigungen unter den *kyabajō*.⁷⁷ Finanzielle Unsicherheiten, die sich daraus, aber auch aus sozialpoliti-

⁶⁹ 「そんたくを 周りにしすぎて 心病む」 – TB *May Day-Picknick* 2018; vgl. auch *unionbotiboti*: Kono roku de mo naku subarashiki mēdē hōkoku このろくでもなく素晴らしきメーデー報告 (Bericht von diesem nichtsnutzigen, wunderbaren *May Day*), <https://rootless.org/botiboti/blog/blog-entry-2689> (31.5.2019).

⁷⁰ 「のんびりする」 – *Yunion Bochi Bochi hinako* ユニオンぼちぼちhinako (*Union Bochi Bochi hinako*): *Mēdē no yobikake-bun* メーデーの呼びかけ文 (Aufruf zum *May Day*), <http://rootless.org/botiboti/blog/blog-entry-2648> (31.5.2019).

⁷¹ 「余計な付度をしなくて済むから。」 – Ebd.

⁷² Auf der Internetseite *Rōdō Mondai Bengoshi Nabi* 労働問題弁護士ナビ (Anwaltsführer für Probleme am Arbeitsplatz) definiert der Anwalt Umezawa Kōji 梅澤康二 *sābisu zangyō* als »Überstunden, die Unternehmen ihre Angestellten machen lassen, ohne ihnen Überstundenvergütung zu bezahlen.« (サービス残業とは、企業が残業代を支払わずに従業員に残業をさせることです。) – Umezawa Kōji 梅澤康二: *Sābisu zangyō no akushitsu-na nanatsu no teguchi to rōdōsha ga taikō dekiru mittsu hōhō* サービス残業の悪質な7つの手口と労働者が対抗できる3つ方法 (*Sābisu zangyō*: Sieben üble Tricks und drei Wege, wie Arbeiter*innen sich ihnen widersetzen können), <https://roudou-pro.com/columns/27/> (31.5.2019).

⁷³ Vgl. *Yunion Bochi Bochi* ユニオンぼちぼち (*Union Bochi Bochi*): *Yunion Bochi Bochi ga dekiru koto* ユニオンぼちぼちができること (Was die *Union Bochi Bochi* tun kann), <http://rootless.org/botiboti/solution.html> (31.5.2019).

⁷⁴ Vgl. TB Podiumsgespräch »*Kyabakura*« 2018.

⁷⁵ Vgl. Interview C-san 2018, 00:06:30–00:07:34. Vgl. auch Glöckl 2018, S. 11.

⁷⁶ Vgl. teilnehmende Beobachtung des 89. *Nakanoshima May Day* 第89回中之島メーデー am 1.5.2018, Ōsaka; Interview K-san 2018, 01:42:51; Cassegård 2014, S. 28; Allison 2013, S. 32.

⁷⁷ Vgl. TB Podiumsgespräch »*Kyabakura*« 2018.

schen Entwicklungen, zum Beispiel im Bereich der Sozialhilfe (*seikatsu hogo* 生活保護), ergeben, können sich auch auf die gegenwärtige oder zukünftige Wohnsituation ausweiten. So erzählt C-san: »[Z]um Beispiel wird das Haus, in dem ich gerade lebe, in etwa zehn oder zwanzig Jahren sicher renoviert, und wenn ich dann durchschnittlich die gleiche Summe an Sozialhilfe wie jetzt habe, dann ist da tatsächlich eine Ungewissheit, denke ich [...].«⁷⁸ Auch das Phänomen von erwachsenen Kindern, die im Elternhaus verbleiben oder in dieses zurückkehren,⁷⁹ findet medial und in der Japanforschung Beachtung. Sein Name, nämlich »Parasite Singles« (*parasaito shinguru* パラサイトシングル),⁸⁰ verdeutlicht dabei die Stigmatisierung der Betroffenen.

Ausblick: Theoretische Einbettung

Wie aus den vorherigen Abschnitten sowie aus dem Thema meines Disserationsprojekts deutlich wird, spielt das Konzept der Prekarisierung eine zentrale Rolle in meiner Forschung. An dieser Stelle gehe ich aber nicht so sehr auf Prekarisierung im weiten Sinne ein, sondern beschränke mich für eine knappe theoretische Einbettung auf Allison's »social precarity«⁸¹ sowie im Anschluss auf Cassegårds »alternative space(s)«.⁸²

Soziale Prekarität

Allison beleuchtet in *Precarious Japan* unter anderem die soziale Prekarität (»social precarity«⁸³). Sie beginnt ihre Argumentation dabei in den 1970er Jahren, einer Zeit, die durch das Paradigma der lebenslangen Vollzeitanstellung bei ein und derselben Firma geprägt war. Schon hier waren Arbeit und Freizeit nicht immer klar voneinander getrennt und »work relations that were family-like«⁸⁴ überschritten ihr zufolge

⁷⁸ 「たとえば(.)私の住んでいる家//Y:うん//はあと10年、20年//Y:うん//ぐらいでぎっと建て替えが起こってしまうし、//Y:はい//、うん、起こってしまうし、;、そんで、今と同じ水準で生活保護の額?//Y:はい//があるとやっぱり(.)それが不確定やと思っいて//Y:はい//」 – Interview C-san 2018, 00:19:14-00:19:36; bearbeitet durch J.G.

⁷⁹ Vgl. zum Beispiel Gruppeninterview *Furitā Union Fukuoka* 2018a; b.

⁸⁰ Siehe zum Beispiel Yamada Masahiro 山田昌弘: *Parasaito Shinguru no jidai* パラサイト・シングルの時代 (Das Zeitalter der *Parasite Singles*), Tōkyō 1999.

⁸¹ Allison 2013, S. 8.

⁸² Vgl. Cassegård 2014.

⁸³ Allison 2013, S. 8.

⁸⁴ Ebd., S. 25.

häufig die Grenzen von Arbeitszeit und Arbeitsort.⁸⁵ Sie spricht von einem Gefühl der Zugehörigkeit zum Betrieb und einer Identitätsstiftung über die eigene Arbeit und den Betrieb: »as the cliché goes about the sararīman, he didn't work for Toyota, he belonged to Toyota.«⁸⁶ In der stark gender-arbeitsteiligen Gesellschaft jener Zeit galt dies natürlich vorrangig für den männlichen Arbeiter. Das Äquivalent für Frauen war Allison zufolge die Zugehörigkeit zum Haushalt der Familie und die Identitätsstiftung über die Erziehung, Ausbildung und akademischen Leistungen des Kindes. In beiden Fällen jedoch waren Sozialität und Emotionalität verbunden mit »duty and performance.«⁸⁷

Im Zuge der neoliberalen Reformen der 1990er und 2000er Jahre löst sich dieses Paradigma der lebenslangen Anstellung bei derselben Firma zunehmend zugunsten flexiblerer – und das heißt auch: prekärer – Arbeitsverhältnisse auf.⁸⁸ Damit einher geht die Auflösung der genderspezifisch arbeitsteiligen, verheirateten Kernfamilie. Gerade die Rolle des Mannes als Versorger der Familie bröckelt zum Teil (aber natürlich nicht ausschließlich) wegen prekärer Anstellungsverhältnisse und niedrigen Löhnen, durch die ein Einversorgermodell kaum noch finanzierbar ist.⁸⁹ Die zwei oben erwähnten Pfeiler sozialer Einbindung, Zugehörigkeits- und Identitätsstiftung, nämlich Arbeit/Betrieb und Familie, gehen damit zunehmend verloren. Dieses Fehlen langfristiger sozialer Beziehungen, das sich in dem Begriff *muen shakai* 無縁社会 (Gesellschaft ohne (soziale) Beziehungen) ausdrückt, bezeichnet Allison als soziale Prekariätät. Am Beispiel der Autorin und Aktivistin Amamiya Karin⁹⁰ 雨宮処凜 (*1975) beschreibt sie, wie »the uncertainty of labor and life rhythms (never sure whether she could find work or keep a job even if she found one) and the estrangement from ongoing human relations and recognition (*shonin*) (not called by name at work and treated as disposable labor) ... *crippled her sense of self*.«⁹¹ Mit den Worten des Philosophen und Aktivisten Franco »Bifo« Berardi spricht Allison hier von der »alienation of the soul.«⁹² Doch gerade diese Entfremdung, »while numbingly pain-

⁸⁵ Vgl. ebd., S. 23, 25f. et al.

⁸⁶ Ebd., S. 23.

⁸⁷ Ebd., S. 26; vgl. ebd., S. 21-27.

⁸⁸ Vgl. Allison 2013; Cassegård 2014 et al.

⁸⁹ Vgl. Cassegård 2014, S. 28; Allison 2013, S. 30-34.

⁹⁰ In diesem Artikel werden japanische Namen in der in Japan üblichen Reihenfolge genannt, d.h. der Nachname ist dem Vornamen vorangestellt.

⁹¹ Allison 2013, S. 15, Hervorhebung J.G.

⁹² Berardi zitiert nach Allison 2013, S. 15.

ful ..., positions the worker to resist – and reconnect to other humans – in a radically new way«. ⁹³ Somit ist sie »a necessary condition for the construction – in a space estranged from and hostile to labor relations – of an ultimately human relationship«. ⁹⁴ An dieser Stelle möchte ich darauf verweisen, dass es die alternativen Räume der *community unions* sind, die das Potenzial haben, solche »ultimately human relationship(s)« fernab von »labor relations« hervorzubringen.

Alternative spaces

Darüber hinaus möchte ich hier noch zwei weitere Eigenschaften alternativer Räume kurz erwähnen, auf die Cassegård verweist: So eröffnen sie zum einen den Blick auf oppositionelle Diskurse und mögliche Alternativen zum neoliberalen Diskurs der Eigenverantwortung (*jiko sekinin* 自己責任), ⁹⁵ indem sie die Bedingungen und Paradigmen der Mainstreamgesellschaft »entnaturalisieren«. ⁹⁶ Zum zweiten betont er trotz ihrer relativ geringen Sichtbarkeit ihre politische Relevanz im Rahmen eines »prefigurative activism« (das heißt der direkten Umsetzung angestrebter Veränderungen im Hier und Jetzt) ⁹⁷ sowie im Rahmen dessen, was er »therapeutic activism« und »empowerment« nennt. ⁹⁸ Das Ziel des letzteren besteht demnach darin, Akteure zu erschaffen, die ihr Gefühl von Machtlosigkeit überwinden und zu dem (Selbst-)Vertrauen gelangen, Veränderungen bewirken zu können. ⁹⁹ In diesem Sinne sind alternative Räume dann nicht »nur« Selbstzweck, sondern vielmehr gleichzeitig auch »basis and trainings grounds«, ¹⁰⁰ um schließlich in die Mainstreamgesellschaft zurückzukehren und dort für Veränderungen einzustehen: »Ultimately, they therefore return to the mainstream public and »help expand discursive space« by bringing stigmatisation out into the open, protesting against discrimination and insisting on their right to public visibility.« ¹⁰¹

⁹³ Nach: ebd.; vgl. auch Gruppeninterview Furitā Union Fukuoka 2018a, 00:28:25-00:32:15; 00:49:45-00:51:07.

⁹⁴ Berardi zit. n. Allison 2013, S. 15.

⁹⁵ Vgl. Cassegård 2014, S. 42; Allison 2013, S. 28, 33.

⁹⁶ Cassegård 2014, S. 23 (Übersetzung J.G.); vgl. auch ebd., S. 21-23.

⁹⁷ Vgl. ebd., S. 22-24 et al.; Obinger 2015; Glöckl 2017b.

⁹⁸ Vgl. Cassegård 2014, S. 21-26.

⁹⁹ Vgl. ebd., S. 23-26.

¹⁰⁰ Ebd., S. 186.

¹⁰¹ Ebd.

Rohan Dominic Mathews

A Comprehensive Legislation for Construction Workers in India

Unpacking State, Capital and Labour

The Building and other Construction Workers (Regulation of Employment and Conditions of Service) Act (henceforth Welfare Act) and the allied Building and other Construction Workers' Welfare Cess Act (henceforth Cess Act) are the two major legislations enacted by parliament in 1996 with the sole intention of providing a comprehensive legislation »to regulate the employment and conditions of service of building and other construction workers and to provide for their safety, health and welfare measure and for other matter connected therewith or incidental thereto«. ¹ This law was an outcome of a requirement perceived across several decades in the 20th century, seen as an urgent need in an industry that had very special features.

In the enactment of the law, three moments need to be distilled. First, the perceived requirement for legislation that focuses on construction workers. The *casual* or *informal* nature of workers is a central theme when this requirement is mentioned at different moments. The terminology and its evolution gives us a sense of both how construction work in India is perceived to be changing, and in what ways it still retains certain features. Second, the scope of existing labour legislation is discussed, which gives a glimpse into how employment in other sectors is compared to construction work, and the overall legal terrain within which construction is placed. Finally, the negotiations between industry, state and labour that led to the enactment of the Welfare Act and the Cess Act. These give us insights into how »informality« is dealt with in legal terms as a contest between demands and responses. This provides some sense of how the terms of trade between unions and the state in the case of construction work are completely circumscribed by the priorities of the state and capital. These three moments have intersecting terrains, and cannot be placed in silos, and yet, at the same time the analytical separation of informality, processes of negotiation

¹ Act of Parliament of India: The Building and Other Construction Workers (Regulation of Employment and Conditions of Service) Act, Preamble, 19.8.1996.

and actual legislation provide a basis for reflecting on organizing and informality among construction workers.

Requirement for a Comprehensive Legislation

Two aspects appear to be salient when discussing the perceived requirement of the legislation. First, the peculiar features of the construction industry, which makes it distinct from any other industry and forms the basis for any conversation on a unique legislation. Second, related to the first point, the fragmented and incomplete application of existing legislation to workers in the construction industry.

The construction industry is consistently highlighted, both by the state, employers as well as workers' organisations as having certain peculiar features, which make it distinct from other forms of industrial employment. The peculiarity of the construction industry can be classified into some more specific aspects. First, the nature of the industry in terms of labour process or conditions of production.² This is also seen in terms of its seasonality, with work reducing or slowing down during the rainy season (Monsoon) between July and September: »In the northern regions building activity is concentrated in the winter months as in summer the days are too hot for outdoor work. During the rainy season also building activity is more or less at a standstill«. ³ Owing to the conditions of production, the nature of work is of a casual nature. This consists of no fixed workplace with »the industry geographically dispersed«⁴ as well as no certain duration of work or production which means »there is intermittent unemployment and interruptions in their earnings«. ⁵

Second, the nature of employers and business. As the government is one of the major employers in this industry, the tendering process means a competitive bidding where the lowest quote is given preference. This also makes labour another cost-cutting measure, wherein »Construction work is allotted to contractors on the basis of tenders submitted by them. This system inevitably leads to contractors keeping their quotations low and subsequently economising on their expenses by poor

² This is used as an ad hoc term, currently.

³ Labour Bureau: Labour Conditions in the Building and Construction Industry in India, Chandigarh 1954, p. 14.

⁴ Labour Bureau: Building and Construction Industry in Delhi (1977-78), Chandigarh 1979, p. 2.

⁵ Ibid.

quality of work and by sweated labour«. ⁶ However, the dominance of the government in the building and construction sector sees a change post 1991, ⁷ when there is an increase in private players that are contracted.

Third, the nature of employment relations. This consists of a vast network of contracting and sub-contracting making the relation between the principal employer and the worker unclear and distant, wherein »the construction sector is an aggregate of numerous discrete elements. This facilitates contracting. Fluctuation in demand for construction services contribute to instability in the workforce and encourage the paradigm of owner-contractor-subcontractor-worker relationship«. ⁸ There is little or no job security. Further, this becomes an entry point for labour from different sectors, especially the agriculture sector. This is compounded by abject living conditions.

State Policy and Construction Workers: Employment potential, safety and de-casualisation

The 3rd five-year plan⁹ document refers to the uniqueness of the construction industry, recognising that »working conditions at construction sites are very different from those in factories, primarily because of the purely *temporary* basis upon which most of the work is organised«. ¹⁰ Throughout the early plan documents two aspects come out of the plan documents, first, the recognition of the complexities within the construction industry, second, the capacity of the construction industry to absorb labour. This absorptive capacity is central to a growing economy, which is attempting to increase non-agricultural employment.

⁶ National Commission of Labour: Report of the Study Group for the Construction Industry, Delhi 1968, pp. 6.

⁷ 1991 marks a watershed year in the Indian economy, when a systematic process of deregulation and a structural adjustment program was adopted on account of an IMF loan taken by the India Government. This marked a departure from major public investment in the economy and the increase in private investment.

⁸ Government of India: Report of the National Commission of Labour, New Delhi 2003, p. 100.

⁹ With independence, India adopted a system of a planned economy based on the Soviet model with five-year plans, with the first five-year plan introduced between 1951-56.

¹⁰ Planning Commission: Third Five-Year Plan. <http://planningcommission.gov.in/plans/planrel/fiveyr/index3.html> (13.8.2019).

This is a significant conceptual moment, where construction work is placed as a priority sector with reference to the general planning process and economic growth. This allows us to see how state policy is trying to provide some regularity in this sector, by ensuring, first, a stable workforce for business, second, secure employment conditions for workers. The Government is seen at the commanding heights of the economy. The public works departments, responsible for infrastructure related construction have clear clauses for fair wages and work conditions that need to be followed by all those contracted, and somehow their implementation appears weak.¹¹ This is a complex moment, where the government is the main employer in the industry, has established laws to ensure good working conditions, and yet, the reality is distant. This is best reflected in a scrutiny report of parliament of the National Buildings Construction Corporation (NBCC), a publicly incorporated company, wherein the report notes that »As regards excess expenditure on labour, the corporation should increasingly employ piece-rate workers like private contractors ... in other works, the corporation should work more as a commercial body than as a government organisation«. ¹² The logic of the industry seems to have permeated the approach of the government, too. To minimize costs at the expense of labour.

However, the Ministry of Labour's Industrial Committee on Building and Construction Industry, in its recommendations, sees safety as a preeminent issue recognising the need for a legislation pertaining to construction work, with a focus primarily on safety and health of construction workers »more or less on the lines of the Factories Act«¹³ with possible guidelines for »suitable huts« to be provided by employers, and a »provision for appointment of safety and welfare officers in works employing 500 or more«,¹⁴ as well as accident insurance.

However, in 1968, the first time a clear focus on the construction industry and employment within it emerges with the creation of a study group on the construction industry by the National Commission on La-

¹¹ Labour Bureau: Labour Conditions in the Building and Construction Industry in India, Chandigarh 1954, p. 54.

¹² Secretariat, Lok Sabha: Report on the Committee on Public Undertakings on the National Buildings Construction Corporation Ltd, Delhi 1965, p. 42.

¹³ National Commission of Labour: Report of the Study Group for the Construction Industry, Delhi 1968, p. 9-10.

¹⁴ Ibid.

bour.¹⁵ The report outlined conditions of work within construction, security of employment as well as specificities relating to employer status, social security and discusses the application of existing legislation. It mentions the centrality of the government in providing employment in the construction industry and notes the need to secure employment to the mass of unskilled workers who are the most vulnerable within the industry.

The lack of protective or regulative legislation is noted, and this deficiency has implications for the collection of data on construction workers. When referring to the labour process, it sees the concern of location wherein »Construction works are not located at definite points permanently; but, by its very nature, the place of work changes at varying intervals«¹⁶ and »Even the employers themselves are often not permanently located at one place«,¹⁷ as well as duration, where »in the case of minor construction projects, the work may get completed in a matter of few months ... [and] on major construction projects like dams or irrigation schemes, work may go on at a particular site for several years«. ¹⁸ Further, in terms of employment conditions, »the number of workers at a project is not constant«¹⁹ and that »The fact that work does not go on continuously at the same place permanently has given to the work a certain casual character«,²⁰ which has implications for »the nature of employment of labour, particularly the security of their jobs«. ²¹ This security of employment of unskilled and semi-skilled workers working with contractors is stark, and this is aggravated when the »principal contractor does not keep any record of the names of workers working on the project«. ²² Further, owing to the tender system, »there is a practice among contractors to economise on labour amenities and wages so as to keep their bills low«. ²³ In terms of wage payment, there is

¹⁵ The National Commission of Labour is a statutory body created by the Government of India, to look at the condition of labour laws and suggest changes. Only two national commissions have been formed post-independence, one in 1968 and the other in 2002.

¹⁶ National Commission of Labour: Report of the Study Group for the Construction Industry, Delhi 1968, p. 19.

¹⁷ Ibid.

¹⁸ Ibid.

¹⁹ Ibid.

²⁰ Ibid.

²¹ Ibid.

²² Ibid.

²³ Ibid.

the Minimum wages act, but, the conditions of contracting and sub-contracting and their effects on wage payment are pointed to, where »the contractor pays the sub-contractor on piece rates, but the latter pay individual workers by daily-rates [which] leads to complaints of non-payment or short-payment«. ²⁴ Living conditions are seen as appalling, and the lack of social security apart from Workmen's Compensation Act, and Employee State Insurance Corporation and Provident fund ²⁵ benefits are not yet extended to workers. ²⁶

The study group notes the precarious and vulnerable position of construction workers with work of a casual nature owing to the lack of a fixed workplace, clear tenure of employment exacerbated by an elaborate system of contracting and sub-contracting and no clear employer-employee relations resulting in abject conditions of poverty. As a response the study group proposes the scheme of de-casualization as a remedy to the situation. The proposal by the study group is to create de-casualization centres, recognising »the problem regarding the unskilled workers is to ensure for them at least a minimum security of employment«. ²⁷ It recommends an assessment of the needs of the industry and »to evolve some kind of decasualisation schemes on the lines of those governing the cotton textile industry in Bombay and Ahmedabad or those applied in the ports and docks«. ²⁸ This would mean that »all the construction workers in a particular city should be registered at any one of a suitable number of decasualisation centres distributed over the whole city« ²⁹ and »construction contractors should be required to recruit their respective requirements from the pool of registered workers available at these centres«. ³⁰ They recognise the friction such a move may create, but provide an assurance that »the scheme will not hamper operations in any manner, but might actually help them [the contractors, R.M.] by assuring them of the availability of labour to meet their requirements«. ³¹ Finally, in an interesting note, when refer-

²⁴ Ibid., p. 15

²⁵ These laws are explained in footnotes 32, 33, 34

²⁶ The application of labour laws to construction workers has been significantly extended over time; however, the lack of implementation remains a problem.

²⁷ National Commission of Labour: Report of the Study Group for the Construction Industry, Delhi 1968, p. 9.

²⁸ Ibid., p. 10.

²⁹ Ibid.

³⁰ Ibid.

³¹ Ibid.

ring to the extension of social security benefits, the report notes that »we have made some suggestions in the previous pages to bring about some measure of security of employment for these workers. Once such security of employment is achieved, there should be no great difficulty in extending the social security benefits like provident fund and health insurance etc. to these employees also.«³²

The report of the study group is one of the early documents³³ concretely referring to construction workers and the industry in general outlining key aspects such as the nature of work and employer-employee relations, contracting and sub-contracting and the role of the state. However, what stands out is the response to these issues, through a key recognition of ensuring security of employment and remedying this with de-casualization as an active policy tool, and further associating social security benefits with security of employment. The lens of industrial work appears to hold sway in these recommendations, but, unlike other reports, the choice of using models such as de-casualization schemes amongst dock workers shows an attempt at maintaining a continuity of employment conditions as available in certain industries also plagued by lack of security of employment.

De-casualisation as a term is not new. One of the set of workers that the study group referred to were the dockworkers. In fact, The Royal Commission of Labour 1931 refers to the term de-casualisation in light of the conditions of employment in docks across the country. Owing to fluctuations on cargo being handled in the ports, during the 1920s, severe unemployment and underemployment was seen, fostered by a string of intermediaries that controlled gangs for employment. This led the Royal commission to consider that there was a need to »secure as large a measure of regular employment as the nature of the calling will allow«³⁴ and it felt this could be achieved through de-casualisation. Two points appear to stand out in this recommendation, first, a need to register »all workers who have a genuine claim to be regarded as dock labourers«³⁵ and regulate their numbers based on requirements, and, second, remove the role of intermediaries and ensure »a system which, as

³² Ibid., p. 16.

³³ The 1954 report on labour conditions in the building and construction industry outlines some of these issues, but does not go ahead and recommend any sweeping suggestions to remedy the situation.

³⁴ Government of India: Royal Commission of Labour Report, Calcutta 1931, p. 186.

³⁵ Ibid.

far as possible, gives all efficient men an equal share«. ³⁶ Subsequently, the Dock Workers (Regulation of employment) Act 1948 was enacted with the intention of »ensuring greater regularity of employment and for regulating the employment of dock workers«. ³⁷ This was ensured through the formation of tri-partite Dock Labour Boards which would ensure registration of workers as well as administration of welfare schemes for workers. Similarly, the Maharashtra *Mathadi, Hamal*³⁸ and Manual Workers (Regulation of Employment and Welfare) Act, 1969 comes into place. This legislation, on similar lines like the Dock Workers Act, created tripartite boards for head loading and manual workers. These appear to be similar legislations on the basis of which the study group recommended de-casualisation schemes. The effectiveness of these boards owes itself to some key features. First, they were initiated through the collective pressure of unions, and their effectiveness was largely due to the presence of strong unions that ensured their working, and formed the basis of tripartitism. ³⁹ This can be seen as »labour participation in managements in its full sense« and »the introduction of Dock Labour Boards also brought significant reduction to a number of wildcat strikes and prevalence of serious crimes on port waters ... and gave an identity to the workers and helps them in getting organized«. ⁴⁰

The recognition of labour's role in management, the urgency to ensure security of employment and most importantly the recognition of a worker in a particular industry are key features of the discussion on de-casualization. De-casualization, while intending to ensure some security of employment and social security and welfare benefits on account of that security, also provides a specific identity to a worker which has implications for organizing and union activity. However, this narrative goes through a marked change in the subsequent decades.

³⁶ Ibid.

³⁷ Act of Parliament of India: The Dock Workers (Regulation of Employment) Act, Section 3, 4.3.1948.

³⁸ Refers to head-loading porters working in different establishments, including agricultural markets.

³⁹ Ernesto Noronha: Bombay Dock Labour Board 1948-1994. From Insecurity to Security to Insecurity? In: Economic and Political Weekly, Jg. 36, Nr. 52, 2001, p. 48, 51-58.

⁴⁰ Ministry of Labour, Government of India: Dock Labour Board System, New Delhi 1986, p. 5.

The Move towards a legislation

Following the study group, and the reiteration of a *health and safety* legislation by the Labour Ministry's Industrial Committee on the Building and Construction industry in 1972, there was very little movement on any law related to construction workers.⁴¹ During the second half of the 1970s momentum started picking up for legislation in Tamil Nadu⁴² which was spearheaded by the Tamil Maanila Kattida Thozhilalar Sangam – TMKTS (Tamil Nadu State Construction Workers Union).⁴³ The union had been instrumental in pushing for the enactment of the Tamil Nadu Manual Workers Act in 1982; however, the implementation of the act remained incomplete. The TMKTS attempted to pressurize the Tamil Nadu government to form a tripartite labour board for construction workers as a part of this legislation; however, this did not materialize. In May 1981, The TMKTS organized a seminar with lawyers presided by Justice V.R. Krishna Iyer, where a model bill for construction workers was formulated, and in August 1981 the bill along with a memorandum was submitted to Prime Minister Indira Gandhi as well as the Labour Minister. This bill was introduced in the lok sabha⁴⁴ by George Fernandes⁴⁵ and in the Rajya Sabha by M. Kalyana Sundaram and came up for discussion in 1985, but, owing to plans from the government to begin preparation for a comprehensive legislation, the bill was withdrawn. Around the same time, the TMKTS took the initiative to organize a national level seminar in 1985 where the National Campaign Committee for Comprehensive Legislation on Construction Labour (NCCCL) was formed, under the chairmanship of retired Justice V.R. Krishna Iyer. This meeting was attended by representatives from all the trade unions.⁴⁶

⁴¹ It must be noted that around this time the Contract Labour (Regulation and Abolition) Act, 1970 is enacted by Parliament, which seeks to regulate conditions of work and service of contract workers.

⁴² A state in the south of India.

⁴³ A regional trade union of construction workers in the southern Indian state of Tamil Nadu, which was at the forefront of the movement for a comprehensive legislation.

⁴⁴ Lower house of parliament.

⁴⁵ A member of parliament who was also a prominent trade unionist with the socialist party.

⁴⁶ Nirmal Sundaram: Nirman Mazdooro ke liye Kya Chahiya? (What do we need for construction workers?), Delhi, n.d., p. 5.

It must be added that at the same time the condition of construction workers received national attention with the ASIAD⁴⁷ workers case. In the landmark judgement in the Peoples Union for Democratic Rights vs Union of India (1983) or as it is popularly known as the ASIAD workers case. The judgement had key aspects, first, non-payment of minimum wages amounted to bonded labour, second, the responsibility of the principal employer in terms of contract labour both in payment of minimum wages as well as adequate conditions of work stating that »any amenity required to be provided for the benefit of the workmen employed in an establishment is not provided by the contractor, the obligation to provide such amenity rests on the principal employer«. ⁴⁸

In this context, the tripartite working group (TWG) of the Ministry of labour was formed in 1985, to look into the possibility of a central legislation for construction workers. The discussions that emerged during the tripartite working group and subsequently the petitions committee⁴⁹ of parliament form the basis for how the legislation develops. It was interesting that the initial mandate of the TWG was: »To identify the specific difficulties being faced by the Building and Construction Industry in complying with the social security legislation namely Employees' Provident Fund Act⁵⁰ ... and schemes framed thereunder the Employees' State Insurance Act⁵¹ and the schemes under the Payment of Gratuity act«⁵² and »to work out what type of special social security measures should be formulated for the workers in the industry keeping in view the difficulties« in complying with existing laws.⁵³ Subsequently,

⁴⁷ ASIAD refers to the Asian Games which were held in Delhi in 1982.

⁴⁸ People's Union for Democratic Rights vs. Union of India. A.I.R. 1473, Supreme Court, 1982.

⁴⁹ The committee on Petitions of the Parliament is based on article 350 of the Constitution of India, where »any aggrieved citizen can quite legitimately seek the assistance or use the good offices of the elected representatives of the people – the Members of Parliament – to get his/her grievances redressed«.

⁵⁰ Legislation enacted in 1952 to create a contributory provident fund for employees, which will accumulate and serves as one aspect of social security during moments of crisis.

⁵¹ A legislation enacted in 1948 to provide a contributory social and health insurance system for employees registered.

⁵² A legislation enacted in 1972, meant to provide an amount of money at the point of retirement.

⁵³ Tripartite Working Group on Building and Construction Workers: Report of the Tripartite Working Group on Building and Construction Workers, New Delhi, 1989, p. 1.

during the course of the meetings, representatives of labour contended that social security measures would be meaningless unless implemented through construction labour boards. Three sub-groups were formed with tripartite representation aimed at discussing three key areas »a) the alternative to existing social security laws« as well as to »consider the establishment of a welfare fund for building and construction workers«, b) »improving the existing social security laws« so as to ensure »higher effectiveness« and c) the mathadi labour act and what are the benefits and drawbacks of these acts based on the experience of Maharashtra and Gujarat.⁵⁴

The report recognizes the highly mobile nature of activity, as well as the uncertain duration, resulting in casual employment without clear employer-employee relations emerging. Sub-contracting is seen as widespread which ensures »layers of employment with the apex level owner seldom knowing, who and how many and where the labour is working for him«. ⁵⁵ It notes that how »in view of the absence of any satisfactory regulatory/licensing requirements, entry into Building and Construction Industry is very easy«. ⁵⁶ The migratory nature of employment is distinct especially among the unskilled component of labour. There is very little attention towards skilling or training of construction workers, and the few who gain training are sought after owing to specialized skills, while the majority of unskilled workers remain at the bottom and are vulnerable to the vicissitudes of the industry. ⁵⁷ When referring to safety, the only legislation that was seen to be applicable to construction work was the Workmen's compensation Act 1923, ⁵⁸ which was not supported by an infrastructure of inspection which could ensure some sort of teeth to the legislation.

The representations made by the industry in the tripartite working group are indicative of certain issues that are structural at the same time indicative of will. The report mentions the difficulties faced: first,

⁵⁴ Ibid., p. 3.

⁵⁵ Ibid., p. 7.

⁵⁶ Ibid., p. 8.

⁵⁷ Tripartite Working Group on Building and Construction Workers: Report of the Tripartite Working Group on Building and Construction Workers, New Delhi, 1989.

⁵⁸ The Workmens Compensation Act 1923 is one of the preeminent laws governing compensation in the case of accidents or injury during the course of employment in any establishment. And, it is one of the oldest laws that has been applicable to the construction industry.

the temporary and mobile nature of work, elaborate systems of contracting and sub-contracting, unwillingness for deductions from wages, especially in the case of employees working on piece rate work. Further, according to the PF act, the requirements include long term work and a permanent address, both of which are lacking among many of those employed in the construction industry.⁵⁹ In terms of the Employees' State Insurance Scheme, which is a social insurance scheme meant to ensure health benefits, the primary issues the report refers to are: first, the infrastructure for health facilities are area based, any movement out of the area deems coverage difficult. Second, moving out of coverage areas, something common for construction workers, makes collection of contributions equally difficult. In fact, the tripartite working group clearly outlines that there were plans to extend the ESI to construction workers, but, state governments stopped based on difficulties in determining principal employers as well as continuous movement of workers.⁶⁰ It is rather telling that the inability to provide social security and welfare to the workers is linked to peculiarities of the construction industry and the casual nature of employment. However, when the labour union representatives place the need for tripartite construction labour boards to regulate employment, the responses from the state and industry indicate the strong opposition to any such measure.

The Builders' Association of India (BAI) representing the employers proposed a draft code for construction, while the CITU⁶¹ and the TMKTTS proposed alternate drafts for a comprehensive code for construction labour. The trade unions had emerged through a series of meetings to provide a unanimous position on the construction labour boards, which was in stark contrast to the position being forwarded by the BAI. The Trade unions agreed views stressed that »in order to provide social security to the construction labour it is necessary to regulate the employment through the construction labour board«⁶² and more importantly »recruitment of workers and regulation of employment through the

⁵⁹ Tripartite Working Group on Building and Construction Workers: Report of the Tripartite Working Group on Building and Construction Workers, New Delhi, 1989, p. 9-11.

⁶⁰ *Ibid.*, p. 12.

⁶¹ The Centre for Indian Trade Unions (CITU) is a Central Trade union federation affiliated to the Communist Party of India (Marxist).

⁶² Tripartite Working Group on Building and Construction Workers: Report of the Tripartite Working Group on Building and Construction Workers, New Delhi, 1989, pp. 1.

board«⁶³ as well as administration of social security schemes through the construction labour board. This was in line with the consistent demand that the dock workers and mathadi workers model should be followed. However, the BAI after a bipartite⁶⁴ meeting with select members of the working group decided to bypass this contention by the trade unions by omitting any mention of regulation of employment instead focusing on »setting up construction labour boards to administer the various provisions of the Social Security Schemes«⁶⁵ and consistently alluding to how »the group has noted that the position of employment of labour in the industry is such that it does not conceive of continued employer-employee relationship«. ⁶⁶

The core point of contention within the working group is the issue of tripartite construction labour boards. A brief foray into the debate that ensued, which eventually led to separate legislations being pushed forth by the employers' side as well as the unions side. These are shown in table 1, to provide a better comparative sense of the contentious issues.

The question of regulating employment appeared to be the breaking point for the working group, where the BAI brought forth the argument of a changing industry where the »use of upgraded technology requires specialized services and skilled workers. It might not be possible for the board to have the necessary skilled workers registered with them«, which would create imbalances in the labour supply for the industry and affect work progress.⁶⁷ Therefore, the TWG suspended discussion on the functions of the Construction labour boards, leaving it to the government to decide, and instead recommended a cess⁶⁸ on construction work as well as the creation of a construction labour welfare fund meant to meet expenses to provide welfare benefits to workers.

The NCCCL, fresh from its formation in 1985 held a series of meetings in 1986 and the outcome was a model legislation comprising a Construction Workers (Regulation of Employment and Conditions of Service) Act

⁶³ Ibid., pp. 2

⁶⁴ This was a meeting done without the knowledge of many trade unions, as well as the state, and saw the complicity of some trade unions with the industrial lobby.

⁶⁵ Tripartite Working Group on Building and Construction Workers Report of the Tripartite Working Group on Building and Construction Workers, Annexure IV, New Delhi, 1989, pp.5.

⁶⁶ Ibid., pp. 4.

⁶⁷ Ibid., p. 26.

⁶⁸ This is like a fee either 1% or 2% of construction costs which accrues into a fund meant for welfare of construction workers.

Table 1: Core Issues relating to Construction Labour Boards within the Tripartite Working Group*

Issue	Employers View	Unions View
Legislation	A Unified building and comprehensive labour code for the Building and Construction Industry to replace all existing labour legislation.	The unified labour code for the industry was outside the scope of the terms of reference of the group.
Construction Labour Boards (CLBs)	The CLBs would register employers, contractors and workers.	CLBs without the right to regulate the industry and supply labour to contractors (based on the dock labour boards) will be an ineffective body.
	The CLBs would be responsible for administration of social security benefits to workers.	Without the inability to regulate employment in the industry, social security benefits could not be effectively provided.
	The CLBs would be responsible for implementation of all laws falling under the labour code on the construction industry.	If state governments or the central government find it difficult to implement existing legislation, to expect a CLB to do so would be very ambitious.
	The CLBs would deal with dispute settlement.	This would take away precious time away from the CLBs.
Coverage	The CLBs would be gradually expanded.	Constitution of CLBs at Central, State and Local levels.
Constituents	The CLBs would have equal representation from the state, workers and industry.	The CLBs would have 50% representation from workers.

*Tripartite Working Group on Building and Construction Workers: Report of the Tripartite Working Group on Building and Construction Workers, New Delhi, 1989, pp. 22-27.

and a similarly entitled Scheme. The model scheme clarified the scope and functions of the Construction Labour Boards, outlined in table 2.

The NCCCL took forward this bill to several parliamentarians, garnering support from trade unions, as well as circulating it among state chief ministers. However, the response was tepid. So, the NCCCL deci-

ded to petition the Lok Sabha, by submitting a model legislation as well as outlining their key concerns in a petition. There had been extensive mobilization, with a signature campaign with 400,000 signatures from five states, and on December 5, 1986, over 2,000 construction workers marched to parliament and presented the petition to the Chairperson of the petitions committee of the Lok Sabha.

This was around the time the debates in the TWG were taking place, and the NCCCL noting the lack of initiative on their demands decided to pursue a parallel path to ensuring the passage of their model legislation. There was apprehension that the unity of the trade unions in the face of the builders' arguments was weakening, and ultimately the HMS⁶⁹ and INTUC⁷⁰ members capitulated when a bipartite⁷¹ meeting with builders' representatives was able to push forth the position that the CLB's⁷² should be confined to ensuring some statutory welfare and safety measures, far from the demands of the NCCCL for regulation of employment. On 5th December 1988, a draft bill was introduced in parliament, which caught everyone by surprise, and as expected it had no provision for regulation of employment and provided only for tripartite advisory boards. Simultaneously the petitions committee began hearing the evidence that NCCCL had provided to support its own model legislation.

The petition committee urged the pending bill to be withdrawn and suggestions from the NCCCL to be included »to the extent practicable«. ⁷³ With a new government installed, the NCCCL started building momentum, and on 30th march 1990, it mobilized 20,000 workers on parliament to present its model bill. But, this did not lead to any action. In October 1990, the Labour ministry amended the Employees' Provident Fund Scheme to include construction workers. In 1991, with the formation of a new government and the new labour minister, a trade union leader from Tamil Nadu, there was hope that a legislation was in the offing. In March 1992 another rally is organized, and a month later, the builders lobby organized a seminar on welfare of construction workers, making it a point to showcase that the »institutional arrangements and bene-

⁶⁹ Hind Mazdoor Sabha is a central trade union federation associated with the erstwhile socialist parties.

⁷⁰ The Indian National Trade Union Congress (INTUC) is a central trade union federation affiliated with the Indian National Congress (INC) party.

⁷¹ Mentioned in footnote 22.

⁷² Construction Labour Boards.

⁷³ Committee of Petitions, Lok Sabha: 12th Report, New Delhi, 1989, p. 42.

Table 2: Role of Construction Labour Boards under model scheme as proposed by the NCCCL*

Subject	Function of CLB
Registration	Compulsory registration of employers and »bonafide construction workers« and bar on unregistered workers.
Entry criteria	Trade union members and workers certified by their employers or licensed contractors as having worked in the previous year would be eligible to enter the initial pool. Other applicants as »temporary workers« who would be eligible to enter the pool after putting 360 days of work over a period of 2 years.
Employers responsibility	Consent of CLB for commencement of work as well as knowledge of estimates of current and future labour requirements.
Benefits to workers	CLBs to provide pool workers with more than one year’s standing a guaranteed minimum wage for whenever no work is available, as well as fixing the number of days for this guarantee of wages. »Disappointment money« for work that does not commence and an »attendance allowance« for those days when work could not be found. The board will also prescribe wages, allowance, overtime, rest intervals, holidays and other service conditions.
Social security	Formulating contributory provident fund, gratuity, accident insurance and ensuring medical facilities and maternity benefits for pool workers.
Welfare fund	Administering a welfare fund to meet the cost of amenities, health, educational and other welfare and recreation facilities.

*Role of Construction Labour Boards under model scheme as proposed by the NCCCL

fits proposed in the NCCCL’s draft legislation were cumbersome, over-extensive and unworkable ... and would substantially increase construction costs«. ⁷⁴ Subsequently, after continuous back and forth and a series of seminars and sit-ins across the country, the labour minister announ-

⁷⁴ Azeez Mehdi Khan: Shaping Policy. Do NGOs Matters? Lessons from India, New Delhi 1997, p. 232.

ced an ordinance⁷⁵ with most provisions of a comprehensive legislation, with one announced in October 1995 and the other in January 1996. With national elections around the corner, the legislation was enacted in August 1996, and included some other features distinct from earlier bills such as: a cess on employers or contractors up to 1% of the construction cost, state level welfare boards of a tripartite nature, a welfare fund administered by the boards, provision of temporary accommodation at work sites by employers and contractors and recognizing the *locus standi* of voluntary agencies.⁷⁶

This was seen as an improvement over earlier legislations but conveniently ignored two key demands of the NCCCL, first, the regulation of employment, second, the 50% representation of workers in the CLBs. As this process of legislation culminated, the process of enacting the law did not happen instantly, and a series of legal cases, which still continue to this day exist to ensure that these welfare benefits reach the construction workers.

Conclusion

Based on three moments mentioned at the outset, the need for a new legislation, the scope of existing state policy and legislation with respect to construction workers and the movement to bring about the comprehensive legislation, we see the complex negotiation between state, labour and capital in the legal and legislative terrain.

The obvious aspects that are evident are at a textual level, for example, in the two reports of 1968 and 1989 pertaining to a central legislation, how does decasualization, which is seen as a central aspect in discussing the condition of construction workers get sidelined, owing to attention on immediate welfare provisions as opposed to the security of their employment. In 1968, security of employment is seen as the basis for any conversation on social security and welfare. Welfare is seen as a subset of employment relations, in fact social security is characterized as an indirect wage. Subsequently, in the 1980s, the separation of

⁷⁵ An ordinance is a legislative instrument in the constitution of India, which allows the government (executive) to enact a law when parliament is not in session, through the assent of the president, and it needs to be ratified by parliament within six weeks of its meeting, or else it lapses.

⁷⁶ Azeez Mehdi Khan: *Shaping Policy. Do NGOs Matter? Lessons from India*, New Delhi 1997, p. 221-238.

these two aspects appears to gain prominence. A preliminary textual reading would see the debate in the Tripartite Working Group as constitutive of this shift, wherein one can read it as a shift in priorities. Welfare, in the context gains ascendance, while still maintaining the garb of welfare for the construction worker.

The state in 1968 is in its interventionist phase actively involved in regulating and participating in the economy. It is one of the largest players in the construction industry, involved in both infrastructure and housing projects. It recognizes the value of a trained workforce for improved productivity in the construction industry, as several Five-year plan documents testify. It also recognizes the need to improve the conditions of employment of those employed in the industry and is in the process of enacting legislation and policy to ensure improved working conditions. But, it also recognizes the value of private capital to the national project, and seeks to build a compromise between capital and labour, through setting up an infrastructure of industrial truce.⁷⁷ It also betrays its predilection towards the private sector approach to cost-cutting in labour when it comes to practice. This reveals a peculiar contradictory moment, which appears to play out subsequently.

Therefore, on paper two different visions of labour and its entitlements within industry are put forth. And, it is here that the distinction between welfare and employment can find its roots, and not in a future moment. The root of welfare is not to place the worker in a relationship with capital, but, as another factor of production, whose maximum output ensures greatest benefit to all concerned. However, the second aspect seeks to place the worker in a relationship with capital, which is inevitably resisted by capital.

And, it is here that we can then find the roots of why certain legislations are able to find the light of day and why others remain pieces of paper tucked away in dingy offices. In the case of related legislation such as the Dock Workers Act 1948 or the Maharashtra Mathadi Workers Act 1969, all subsequent discussion on their successes or failures relates to the overarching role of the unions. These legislations were conceived through the active participation of strong unions; however, if we look at the developments that formed the basis of the creation of the comprehensive legislation on construction workers, the active participation of unions was mixed, and the subsequent role of unions in ensuring the effectiveness of whatever threadbare legislation that was

⁷⁷ K.N. Vaid: *State and Labour in India*, London 1965.

enacted is evidence for the inherent weakness of these unions. These unions attempted to force a relation with capital, through legislation where none existed.

Therefore, the very idea of a strong union is one which establishes a direct relationship with capital, as opposed to ensuring a legislative framework to circumscribe its relation with capital, or rather to assist it in building a relationship with capital. The NCCCL attempts to do that. However, we cannot hold this argument too long, because then we must meet the more crucial question which precedes the weakness of the construction workers unions.

Why is it that these unions are weaker? And, this then goes back to discussion throughout the literature on informality and casual employment, of the inability to capture a stable workforce in the face of constant mobility of labour and short tenures of employment. These are the very reasons that are consistently held for their casual and precarious conditions. It appears then we are entering into a vicious cycle of informality, wherein workers cannot be organised because their employment conditions are informal, and their employment conditions are informal because they are not organised.

In this light, the attempts of the NCCCL take a different light. In the face of widespread informality, they are able to cast construction workers within a frame. They are able to locate them within the framework of legislation and the state, and to some extent work towards ensuring that capital is held accountable, at least in terms of financial liability through a cess. The long court cases are the new arenas where these struggles are being fought. But, what is more important, they are able to still maintain the uniqueness of the *construction worker* as a category, and a law which is focused on providing welfare to the *construction worker*.

In the face of widespread informality, when labour circulation and occupational profiles are fluid, to create legislation where workers are forced to showcase their identity as construction workers, serves as an important way in locating them within the industry. It maintains remnants of the classical notion of the sectoral industrial worker. However, this resultant form of unionisation and collectivising while adaptive to the realities of the times, also in a negative form is able to give us a glimpse into the roots of informality. Despite the legislation and the struggle to ensure its implementation, the construction worker still remains informally employed and at the bottom of the social structure, albeit with a series of welfare benefits meant to supplement the reproduc-

tion needs of their families. Therefore, the struggle by informal workers takes the form of ensuring persisting informality within a framework of state recognition and gives us light into the possible roots of informality in contemporary times.

Nick Prasse

Brachland im Schatten des Neoliberalismus

Zur schwierigen Genese wohlfahrtsstaatlicher Kulturpolitik
auf Bundesebene

In einer Veranstaltung anlässlich des 20. Jubiläums der Behörde der *Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien* (nachfolgend BKM) im Januar 2019 in Dresden sagte Amtsinhaberin Monika Grütters folgende bemerkenswerte Sätze: »Im Verhältnis von Kunst und Markt geht es um die Unterscheidung zwischen Wert und Preis. Dass Kunst einen Wert und einen Preis hat und dass die sorgfältige Unterscheidung zwischen beidem keinesfalls nur eine semantische Spitzfindigkeit ist, das ist nicht neu. Eine relativ neue Entwicklung ist aber, dass die eindimensionale Sicht auf den Preis, also auf den Marktwert der Kunst, mittlerweile hoffähig geworden ist.«¹

Kulturpolitische Diskussionen über das Verhältnis von Kultur und Ökonomie sind mitnichten neu, sondern so alt wie das Politikfeld Kulturpolitik selbst. In den letzten Jahren ist jedoch eine Renaissance zu beobachten, die die Ökonomisierung im Kulturbereich seit den 1980er Jahren – und insbesondere ab der zweiten Hälfte der 1990er Jahre – kritisch beleuchtet. Die Kritik zielt nicht nur auf die diversen Formen von Kommerzialisierung, sondern bezieht ebenso Tendenzen sich verstetigender Prekarisierung infolge neoliberaler Landnahme mit ein. Dazu zählen zum Beispiel die Analysen von Alexandra Manske, Pierre-Michel Menger oder Bernadette Loaker.²

Darin wird vorwiegend die sich wandelnde Arbeitswelt im Kulturbereich und die Rolle von Künstler*innen und Kreativen untersucht. Beschäftigte im Kultursektor werden dabei – oft in Anlehnung an den

¹ Monika Grütters: Rede zum Auftakt der BKM-Reihe »ZUKUNST! Perspektiven für Kultur und Medien« in Dresden am 24.1.2019, <https://tinyurl.com/y6rjsgoh> (23.5.2019), www.bundesregierung.de.

² Alexandra Manske: *Kapitalistische Geister in der Kultur- und Kreativwirtschaft. Kreative zwischen wirtschaftlichem Zwang und künstlerischem Drang*, Bielefeld 2016; Pierre-Michel Menger: *Kunst und Brot. Die Metamorphosen des Arbeitnehmers*, Konstanz 2006; Bernadette Loaker: *kreativ prekär. Künstlerische Arbeit und Subjektivität im Postfordismus*, Bielefeld 2010.

*Neuen Geist des Kapitalismus*³ – entweder als eine Art Erfüllungsgehilfe des Neoliberalismus oder als dessen Opfer beschrieben.

Wesentlich weniger Raum in den Studien zu den Arbeitsbedingungen im Kulturbereich nimmt hingegen die Betrachtung konkreter kulturpolitischer *policys* mithilfe politikfeldanalytischer Instrumentarien ein. Fragen nach dem Zustandekommen und den Auswirkungen von Kulturpolitik, beispielsweise dem Verhältnis von Projektförderung und institutioneller Förderung oder der Wirkung und dem Wandel kollektiver Sicherungssysteme für Kulturschaffende, bleiben meist außen vor.

Die »Büchse der Pandora«? – Von der Kultur für alle zum Kreativitätsdispositiv

Dabei sind die Entwicklungslinien, die vom Konzept *Kultur für alle*,⁴ der Neugründung staatlicher Kultureinrichtungen in der Nachkriegszeit und der Etablierung des Kulturmanagements bis zum Hype der Kreativwirtschaft und den Diskussionen über die *Creative Class* reichen, gleichsam kulturpolitisch zu verbinden.

Die extensive Nutzung des Kreativitätsbegriffes ist heute auch aus dem kulturpolitischen Bereich nicht mehr wegzudenken. Sobald von Künstler*innen und Kreativen gesprochen wird, findet gleichsam eine Art Aufhebung des klassischen, romantischen, mystifizierten künstlerischen Rollenmodells statt. Selbst wenn sich bei weitem nicht alle Künstler*innen und Kreativen als Subjektideal der postfordistischen Arbeitswelt eignen,⁵ es sogar weitreichende Widerständigkeit dagegen gibt, so ist die Anrufung und Gleichsetzung von Kreativen als modernen Arbeitnehmer*innen im politischen Raum gleichwohl häufig zur Regel geworden.

Andreas Reckwitz hat diese Vorgänge in *Die Erfindung der Kreativität*⁶ ausführlich beschrieben. Das allumfassende Kreativitätsdispositiv ist nicht nur im Bereich der Wirtschaftspolitik, sondern auch auf allen Ebenen der Kulturpolitik erkennbar und virulent. Als kommunale, städtische

³ Luc Boltanski; Ève Chiapello: *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz 2013.

⁴ In den 1970er Jahren maßgeblich von Hilmar Hoffmann erdachtes Konzept, das die kulturelle Teilhabe möglichst vieler Menschen durch die demokratische Öffnung von Kulturinstitutionen erreichen sollte.

⁵ Vgl. Walther Müller-Jentsch: *Der Künstler als Kippfigur – Artisten in der postmodernen Arbeitswelt?* In: *Leviathan*, 44. Jg., 3/2016, S. 476-481, hier: S. 479.

⁶ Vgl. Andreas Reckwitz: *Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung*, Berlin 2012.

*Kreativpolitik*⁷ genauso wie in Alternativen für den Strukturwandel ländlicher Kohleregionen⁸ bis hin zur Kultur- und Kreativwirtschaftsförderung von BKM und Bundeswirtschaftsministerium. Selbst die augenscheinlich noch existierende Trennung zwischen einem marktabgewandten, öffentlichen, von staatlichen Fördermitteln getragenen Kulturbereich und der überwiegend privaten Kreativwirtschaft schwindet. Nicht nur die prosperierende Games-Industrie, die massive Lobbyarbeit für Fördermittel betreibt und inzwischen über einen 50 Millionen Euro schweren Förderfonds auf Bundesebene verfügt,⁹ weist darauf hin, sondern auch die Pendelexistenzen und unsteten Erwerbsverläufe der Kulturschaffenden selbst, die häufig zwischen Angestelltenstatus und Selbstständigkeit wechseln.

Alexandra Manske hat dafür den treffenden Begriff der *hybriden Arbeit* geprägt. Zentral bei ihrem Konzept sind die Statuswechsel in den Erwerbsbiografien. Manske spricht von »dynamische[n] Statuswechsel[n], infolgedessen die Akteur_innen zu Grenzgänger_innen zwischen Erwerbsformen und Arbeitsverhältnissen werden, die episodisch zwischen selbständiger und abhängig beschäftigter Arbeit schwanken und sich als Grenzgang von selbständiger Arbeit präsentieren.«¹⁰ Derartigen Erwerbsformen ist eine Form von Unsicherheit und verlorener Verlässlichkeit immanent, die gepaart mit Leistungsintensivierung und Konkurrenzdruck die gesamte Lebenssituation der Kulturschaffenden negativ beeinflussen und so zu einer Destabilisierung des sozialen Lebens insgesamt beitragen kann.¹¹

Jenseits dieser Statuswechsel und deren Folgen ist die vielfach finanziell prekäre Situation von Beschäftigten im Kulturbereich – nimmt man die geringe Anzahl an ›Stars‹ der Branche und gut vergütete Architekt*innen und Softwareentwickler*innen einmal aus – in vielen Studien untermauert worden. In der Analyse einer Umfrage des Bundes-

⁷ Vgl. Iris Dzudzek: *Kreativpolitik. Über die Machteffekte einer neuen Regierungsform des Städtischen*, Bielefeld 2016.

⁸ Vgl. Fraktion DIE LINKE im Sächsischen Landtag: *Erneuerbar ist nicht genug. 15 Thesen für einen Strukturwandelprozess in der Lausitz*, Dresden 2018, S. 6.

⁹ Vgl. Game, Verband der deutschen Games-Branche: *Bundeshaushalt enthält erstmals 50 Millionen Euro für Games-Förderung*, Berlin 2018, <https://tinyurl.com/y3taee3w> (23.05.2019), www.game.de.

¹⁰ Alexandra Manske: *Zwischen den Welten: Hybride Arbeitsverhältnisse in den Kulturberufen*. In: *Industrielle Beziehungen*, 23. Jg., 4/2016, S. 498-516, hier: S. 512.

¹¹ Vgl. Kerstin Jürgens: *Prekäres Leben*. In: *WSI-Mitteilungen*, 8/2011, S. 379-385, hier: S. 382.

verbandes der Bildenden Künstler*innen heißt es beispielsweise: »Die schwierige wirtschaftliche Situation von Bildenden Künstlerinnen und Künstlern spiegelt sich insbesondere in der geringen Höhe ihrer Einkünfte: Allein durch den Verkauf ihrer Werke, aus Aufträgen, Honoraren und anderen künstlerischen Aktivitäten kann der Lebensunterhalt zumeist gar nicht oder nur marginal bestritten werden. Daher berichten die Befragten über unterschiedliche Praktiken zur Erreichung von Einkommen aus verschiedenen Quellen. Hauptsächlich werden die Ausübung von Lehrtätigkeiten (rund 55% der Befragten), Erwerbstätigkeit im nichtkünstlerischen Bereich (rund 39%), Rentenbezüge (rund 33%) und familienbezogene Unterstützungen durch den Ehe- oder Lebenspartner (rund 34%) genannt.«¹² Der Kulturbericht für das Land Nordrhein-Westfalen weist für Selbstständige in künstlerischen und verwandten Berufen 56% und in publizistischen Berufen 62% mit Jahresumsätzen von unter 17.500 Euro aus. Bei den abhängigen Beschäftigten sind nur 58% in Vollzeit tätig und je 21% in Teilzeit sowie als geringfügig Beschäftigte.¹³

Die Zahlen verweisen auf eine kulturpolitische Diskrepanz: Zwar wird eine Kulturpolitik, die den Warencharakter von Kunst und Kultur stärkt, überwiegend abgelehnt, Vermarktlichung kritisiert – wie von Monika Grütters zu Beginn dieses Aufsatzes –, selten wird jedoch die damit in Verbindung stehende wirtschaftliche und soziale Situation von Kulturschaffenden ins Auge gefasst. In der Kulturförderung steht der *Output* im Mittelpunkt, die Künstler*innen als prekarierte kulturproduzierende Subjekte dagegen werden zunehmend einer neoliberalen »marktförmigen Selbstgestaltung«¹⁴ überlassen. Kulturarbeit ist heute »überwiegend *Projektarbeit*, und zwar unabhängig davon, ob es sich um öffentliche oder um privatwirtschaftliche Auftraggeber handelt«. Die »Projektarbeit changiert zwischen singulärer Aufgabe und dauerhafter Beschäftigung« und »erfordert ein virtuoses Flexibilitätsmanagement«.¹⁵

Wendy Brown hat die Charakteristik neoliberaler Rationalität als eine »weit ausgedehnte Ökonomisierung von bislang nicht ökonomischen Bereichen, Tätigkeiten und Themen, aber nicht notwendigerweise ihre

¹² Eckhard Priller: Die wirtschaftliche und soziale Situation Bildender Künstlerinnen und Künstler 2016, Expertise des BBK, Berlin 2016, S. 59.

¹³ Vgl. Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen: Landeskulturbericht Nordrhein-Westfalen 2017, S. 205 und 207.

¹⁴ Isabell Lorey: Die Regierung der Prekären [2012], Wien 2015, S. 110.

¹⁵ Manske 2016, S. 201.

Vermarktlichung oder Monetarisierung«¹⁶ beschrieben. Strategien der Ökonomisierung finden also auch jenseits von Vermarktlichungstendenzen und der Zuordnung von Geldwerten auf kulturelle Güter statt und überschneiden sich nicht zwangsläufig. Dementsprechend kann Vermarktlichung von politischer Seite abgelehnt werden, obwohl ein traditionell weitgehend antikökonomisch ausgerichteter Kulturbereich zunehmend in kommodifizierenden Kategorien organisiert und gedacht wird. Auf der (kultur-) politischen Ebene zeigt sich diese neoliberale Rationalität nicht nur in der Indienstnahme von Kultur und Kunst als Standort- und Tourismusfaktor, sondern auf der Subjektebene gerade auch in der sich wandelnden Förderpolitik von Kulturschaffenden, die stärker als in anderen Arbeitsbereichen mit der Förderung von Institutionen und Projekten korrespondiert und daher sensibel auf Verschiebungen von Förderstrukturen reagiert. So hat die Zunahme der ursprünglich als ergänzende Option erdachten Projektförderung eine Art Zwei-Klassen-System der Kulturförderung zwischen langfristiger institutioneller und projektbasierter Förderung etabliert, wobei letztere sich durch permanenten Wettbewerb um Projektmittel und einen Zwang zur Dauerinnovation auszeichnet.¹⁷

Die Zunahme von Projektförderung, die veränderten Bedingungen künstlerisch-kreativer Arbeit durch die Potenzierung von projektbasierten Arbeitsverhältnissen und Pendelexistenzen scheinen eine korrelierende Verflechtung zu bilden, deren Ursprung in der politischen Expansion neoliberaler Rationalität begründet liegt.

Der Gestaltwandel wohlfahrtsstaatlicher Regulierung von Kulturarbeit ist dabei ein zentrales politisches Handlungsfeld. Indem Kulturschaffende nicht mehr als schutzbedürftige Arbeitnehmer*innen oder Selbstständige, sondern als kreative Innovationstreiber*innen angesprochen werden, die statt sozialpolitischer Regulierung wirtschaftspolitischer Erschließung bedürfen, entsteht ein neuartiges wohlfahrtsstaatliches Arrangement.¹⁸

¹⁶ Wendy Brown: Die schleichende Revolution. Wie der Neoliberalismus die Demokratie zerstört, Berlin 2015, S. 33.

¹⁷ Vgl. Norbert Sievers: Kontrolle ist gut, Vertrauen ist besser. Zum Verhältnis Gesellschaft und Staat. In: Olaf Zimmermann (Hrsg.): Wachgeküsst. 20 Jahre neue Kulturpolitik des Bundes 1998-2018, Berlin 2018, S. 202-210, hier: S. 207.

¹⁸ Vgl. Alexandra Manske: Kreative als aktivierte Wirtschaftsbürger. Zur wohlfahrtsstaatlichen Rahmung von künstlerisch-kreativer Arbeit. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 38. Jg. 3/2013, S. 259-276, hier: S. 269.

Quellen wohlfahrtsstaatlicher Kulturpolitik

Im Zuge dessen wird die Frage relevant, ob und wenn ja wie, (sozial-) kulturpolitische policies zu einer Forcierung dieser Entwicklung beitragen und beigetragen haben.

In das deutsche Sozialstaatsmodell rheinisch-kapitalistischer Prägung wurden im Zeitalter des Postfordismus diverse neoliberale Versatzstücke implementiert. Wie in vielen OECD-Staaten erkennbar, fand ein Umbau von sorgenden zu aktivierenden Systemelementen statt. In der Arbeitsmarktpolitik hat sich diese Prioritätsverschiebung besonders deutlich artikuliert¹⁹ und auch bei den Sozialversicherungen wurde verstärkt auf private Eigenvorsorge gesetzt.²⁰

Um der Frage nachzugehen, inwiefern sich an der Schnittstelle von Kultur- und Sozialpolitik auf Bundesebene derartige Verschiebungen beobachten lassen, bedarf es zuvorderst einer theoretischen Annäherung an wohlfahrtsstaatliche Kulturpolitik. Hilmar Hoffmann und Dieter Kramer definierten öffentliche Kulturpolitik bereits 1990 als »zusammenfassende[n] Begriff für all jene Aktivitäten, die, von Gemeinden, Gemeindeverbänden, Ländern und Bund ... ausgehend, den Prozeß des kulturellen Lebens und der kulturellen Entwicklung gestaltend beeinflussen«. ²¹ Kulturpolitik wird demnach als gesellschaftliches Kräftefeld widerstreitender Interessen beschrieben, die sowohl das kulturelle Leben, als auch die kulturelle Entwicklung beeinflussen und in gesamtstaatlicher Zuständigkeit liegen. Die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Kulturschaffenden sind in dieser Definition immanent.

In der Politikwissenschaft hingegen wird der Kulturpolitikbegriff eher auf drei Dimensionen beziehungsweise Handlungsmodi heruntergebrochen: Kulturpolitik als Exklusion über zensorische Eingriffe, Kulturpolitik als Beauftragung und Instrumentalisierung beispielsweise zur Aufrechterhaltung politischer Macht und schließlich Kulturpolitik als Ermögli-

¹⁹ Vgl. Herbert Obinger; Stephan Leibfried; Claudia Bogedan u.a.: Wandel des Wohlfahrtsstaates in kleinen offenen Volkswirtschaften. In: Stephan Leibfried; Michael Zürn (Hrsg.): Transformation des Staates?, Frankfurt am Main 2006, S. 265-308, hier: S. 300.

²⁰ Vgl. Manfred G. Schmidt: Sozialpolitik in Deutschland. Historische Entwicklung und internationaler Vergleich. Wiesbaden 2005, S. 116.

²¹ Hilmar Hoffmann; Dieter Kramer: Zum Kulturbegriff demokratischer Kulturpolitik. In: Helmut Brackert; Fritz Wefelmeyer (Hrsg.): Kultur. Bestimmungen im 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 1990, S. 421-440, hier: S. 427.

chung sozialer Kontingenz.²² Die Dimensionen treten in der Regel nicht solitär auf, sondern mischen sich in Abhängigkeit der politischen Herrschaftssysteme unterschiedlich stark in ihrer Ausprägung.

Wohlfahrtsstaatliche Kulturpolitik in westlichen Demokratien müsste folglich primär in der Dimension der Ermöglichung als Kulturförderung verortet werden. Sie verwebt sich jedoch auch mit der Dimension der Instrumentalisierung, da die werbenden Effekte selbsternannter *Kulturstaaten* ebenfalls von Relevanz sind. Auf der Ebene konkreter *policy* bezeichnet wohlfahrtsstaatliche Kulturpolitik politische Inhalte, die im Prinzip der Sozialstaatlichkeit verankert sind, und sowohl im Bereich der sozialen Statussicherung als auch der gesellschaftlichen Modernisierung wirken. Im Rekurs auf die sozialstaatlichen Funktionen nach Stephan Lessenich kann man mehrere kultur- und sozialpolitische *policies* im Feld wohlfahrtsstaatlicher Kulturpolitik verorten. Lessenich zählt zu den Funktionen von Sozialstaatlichkeit neben der Modernisierung und Normalisierung, also der zwangsläufigen Fügung in Normen, auch die Umverteilungsfunktion, die Sicherungsfunktion und die Integrationsfunktion. Letztere beschreibt die Integration sozialer Teilgruppen in ein System kollektiver Solidarität. Weiterhin nennt er die Relationierung, die das Zusammenbringen individueller und kollektiver Akteure beschreibt, und die Stabilisierung, worunter auch eine Stärkung der demokratischen politischen Kultur durch gesellschaftliche Daseinsvorsorge verstanden wird.²³

Wohlfahrtsstaatliche Kulturpolitik reicht somit von der Absicherung durch Sozialversicherungen über direkte und indirekte Künstler*innenförderung (Stipendien, Preise, Projekt- und Institutionenförderung) bis hin zum Urheberrecht und den Verwertungsgesellschaften.

Nachfolgend soll der Blick jedoch gezielt auf die traditionell sozialpolitische Ebene wohlfahrtsstaatlicher Kulturpolitik gerichtet und schlaglichtartig zwei sozialkulturpolitische Versatzstücke beleuchtet werden: die Künstlersozialversicherung als klassische und einmalige Instanz bundesrepublikanischer Sozialstaatlichkeit, die gewissermaßen die Sicherungs- mit der Umverteilungsfunktion verbindet, und die *Initiative Kultur- und Kreativwirtschaft* der Bundesregierung als relativ neuartiges

²² Vgl. Felix Heidenreich: Zur Theorie der Kulturpolitik. Drei Dimensionen kulturpolitischen Handelns. In: ZfP – Zeitschrift für Politik, 62. Jg, 4/2015, S. 442-456, hier: S. 455.

²³ Stephan Lessenich: Theorien des Sozialstaats. Hamburg 2012, S. 29ff.

Instrument aktivierender Arbeitsmarkt- und Förderpolitik auf Bundesebene.

Die Künstlersozialversicherung – sozialpolitische Errungenschaft mit ungewisser Zukunft

Für Klaus von Beyme galt die Künstlersozialpolitik einst als »Krönung des Wohlfahrtsstaatsgedankens«. ²⁴ Im Feld der Sozialpolitik nahm sie aufgrund ihrer existenziellen Bedeutung für viele Künstler*innen eine Sonderstellung ein; nicht zuletzt, da die Künstlersozialversicherung als Säule des Sozialversicherungssystems in Deutschland und Teil des Sozialstaats eine bemerkenswerte Besonderheit darstellt. ²⁵ Die Künstlersozialversicherung liegt nicht im direkten Zuständigkeitsbereich der BKM, sondern federführend beim Arbeits- und Sozialministerium.

Die Künstlersozialversicherung, deren Versicherungsveranlagung und Beitragserhebung der Künstlersozialkasse (KSK) mit Sitz in Wilhelmshaven obliegt, gilt als die wichtigste Institution im Bereich wohlfahrtsstaatlicher Kulturpolitik. Durch das Künstlersozialversicherungsgesetz von 1981 sind selbstständige Künstler*innen und Publizist*innen – nach Paragraph 2 des Künstlersozialversicherungsgesetzes als Personen definiert, die Musik, darstellende oder bildende Kunst schaffen, ausüben, lehren oder als Schriftsteller*in, Journalist*in oder in anderer Weise publizistisch tätig sind – seit dem 1. Januar 1983 als Pflichtversicherte in die gesetzliche Kranken- und Rentenversicherung einbezogen. Im Jahr 1995 wurde der Schutz auf die Pflegeversicherung ausgeweitet. Die vorherige Pflicht zur Selbstversicherung der selbstständigen Künstler*innen und Publizist*innen wurde damit aufgehoben, jedoch ist weiterhin ein Mindesteinkommen zur Aufnahme in die Künstlersozialversicherung

²⁴ Klaus von Beyme: Kulturpolitik in Deutschland. Von der Staatsförderung zur Kreativwirtschaft, Wiesbaden 2012, S. 130.

²⁵ Nach dem *Autorenreport* war es vor allem der *Künstler-Report* von Karla Fohrbeck und Andreas Wiesand aus dem Jahr 1975, der erstmalig wissenschaftlich genau die fatale soziale Lage vieler künstlerisch tätiger Menschen in Deutschland – vor allem in Bezug auf die fehlende Alterssicherung – nachwies und so zum maßgeblichen Motor für das wenige Jahre später eingeführte KSVG wurde. Vgl. bspw. Heinz Josef Herbort: Einige brauchbare Modelle. In: DIE ZEIT, 31.10.1975, www.zeit.de/1975/45/einige-brauchbare-modelle (25.5.2019).

nachzuweisen, das aktuell bei 3.900 Euro jährlich, beziehungsweise 325 Euro monatlich liegt.²⁶

Die Versicherungssituation ähnelt jener von Beschäftigten in der freien Wirtschaft, wobei eine Besonderheit gegenüber anderen in die Sozialversicherung einbezogenen Selbständigen in der Art der Finanzierung besteht, da der Versicherungsbeitrag nur zur Hälfte von den in der KSK Versicherten aufgebracht wird. Der Arbeitgeber*innenanteil wird von den sogenannten Verwertern sowie durch einen steuerfinanzierten Bundeszuschuss erzielt. Die Verwerter bezeichnen zum Beispiel Unternehmen, die Leistungen oder Werke von Künstler*innen in Anspruch nehmen und dafür Honorare zahlen. Dazu zählen beispielsweise Verlage, der Rundfunk, Galerien, Museen oder Werbeagenturen. Der einheitliche Abgabesatz auf die an Künstler*innen und Kreative gezahlten Honorare wird jährlich angepasst. Aktuell beträgt die Künstlersozialabgabe 4,2%. Der Bundeszuschuss als sozusagen zweite Hälfte des Arbeitgeber*innenanteils begründet sich über die Honorare, die Künstler*innen und Kreative von Endabnehmern künstlerischer Leistungen erhalten, die diese nicht primär verwerten, sondern eher konsumieren und somit nicht zur Künstlersozialabgabe herangezogen werden sollten. Im Jahr 2017 zahlte der Bund einen Zuschuss an die KSK von knapp über 200 Millionen Euro. Im selben Jahr waren insgesamt 186.949 Personen über die KSK versichert. Die meisten Versicherten stammten aus dem Bereich der Bildenden Kunst mit fast 64.000 Versicherten, gefolgt von den Bereichen Musik, Wort und Darstellende Kunst.²⁷

Die Versichertenzahlen der KSK steigen seit 1991 in allen Versicherungsbereichen kontinuierlich an. Waren es damals noch 47.713 Versicherte, lag die Zahl zehn Jahre später bereits bei 118.104 und stieg schließlich im Jahr 2018 auf fast 190.000 an. Das Haushaltsvolumen der KSK betrug im Jahr 2018 insgesamt rund 1,11 Milliarden Euro und verachtachte sich somit seit 1990.

Das durchschnittliche Jahreseinkommen der Versicherten im Jahr 2018 betrug im Bereich Wort 20.909 Euro (24.139 bei Männern, 18.108 bei Frauen), im Bereich der Bildenden Kunst 17.109 Euro (19.825 bei Männern, 14.292 bei Frauen), im Bereich Musik 14.199 Euro (15.775

²⁶ Vgl. Künstlersozialkasse: Voraussetzungen für eine Versicherung bei der KSK, <https://tinyurl.com/y9q794xa> (25.5.2019), www.kuenstlersozialkasse.de.

²⁷ Vgl. Künstlersozialkasse: KSK in Zahlen, www.kuenstlersozialkasse.de/service/ksk-in-zahlen.html (25.5.2019). Auch alle nachfolgenden Zahlen, bzw. finanziellen Daten zur Künstlersozialversicherung stammen aus dieser statistischen Quelle.

bei Männern, 11.853 bei Frauen) und in der Darstellenden Kunst 17.072 Euro (20.906 bei Männern, 13.484 bei Frauen). Insgesamt ergibt sich ein Durchschnittseinkommen von 17.130 Euro – dabei 19.514 Euro bei männlichen und 14.540 bei weiblichen Versicherten. Der *Gender-Pay-Gap* beträgt somit 25%. Noch einmal geringer ist das Einkommen von Berufsanfänger*innen; hier nennt die KSK zusammengefasst für alle Bereiche 14.209 Euro Jahreseinkommen. Damit offenbart sich ein weiterer deutlicher Hinweis auf prekäre Arbeitsverhältnisse von Selbstständigen im Kulturbereich.

Die KSK ist seit ihrer Gründung Gegenstand von Debatten und gerichtlichen Auseinandersetzungen. Gegen sie argumentierte der *Bundesverband der Selbstständigen* ebenso wie der *Bund der Steuerzahler* und die *Bundesvereinigung der Arbeitgeberverbände*, die die gänzliche Abschaffung der Künstlersozialversicherung fordert.²⁸ Selbst aus den Reihen der Bundesländer wurden bereits Initiativen zur Auflösung der KSK gestartet.²⁹ Auf der anderen Seite des Interessenspektrums stehen beispielsweise der *Deutsche Kulturrat* und verschiedene Journalist*innengewerkschaften, die in der Künstlersozialversicherung die einzige Form der sozialen Absicherung von Künstlern*innen und Publizist*innen sehen.

In den vergangenen Jahrzehnten gab es vereinzelte Novellierungen des KSVG, die vor allem auf die Senkung und Stabilisierung des Abgabesatzes der Unternehmen zielten, da dieser im Jahr 2005 einen Höchststand von 5,8% erreicht hatte. Die dauerhafte Senkung sollte durch Mehreinnahmen erreicht werden, die von bisherigen Beitragsschuldner*innen stammen sollten. Dazu wurde das gesamte Prüfsystem der KSK reformiert und in die *Deutsche Rentenversicherung* eingegliedert, die durch ihre bessere personelle Ausstattung engmaschigere und intensivere Prüfverfahren durchführen kann. Das Künstlersozialabgabestabilisierungsgesetz wurde im Juli 2014 *einstimmig* im Bundestag beschlossen. Die Unternehmensprüfungen sollen von 70.000 auf 400.000 jährlich steigen. Über einen Zeitraum von zehn Jahren sollen somit 3,2 Millionen Unternehmen auf ihre Zahlungspflicht überprüft werden.³⁰

²⁸ Vgl. Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände: BDA zur Künstlersozialversicherung, <https://tinyurl.com/yxpp1qx8> (26.5.2019), www.arbeitgeber.de.

²⁹ Vgl. Der Tagesspiegel: KSK abschaffen? Proteste gegen Bundesländer. In: Der Tagesspiegel, 10.9.2008, <https://tinyurl.com/y2uo6t68> (25.5.2019), www.tagesspiegel.de.

³⁰ Vgl. Katharina Göder: Die Künstlersozialversicherung – eine klare Abstimmung mit den Füßen. In: Zimmermann 2018, S. 223-230, hier: S. 229.

Andere Problemfelder der Künstlersozialversicherung hingegen wurden von den Novellierungen nicht erfasst. So wird von vielen Kreativen seit langem bemängelt, dass die KSK sich zunehmend durch eine restriktivere Aufnahmepraxis auszeichnet und vor allem die Pendelexistenzen zwischen abhängiger Beschäftigung und Selbstständigkeit Probleme hätten, in die Künstlersozialversicherung (erneut) aufgenommen zu werden.³¹

Damit wird ein Dilemma offensichtlich, dass sich aus dem Wachstum und den veränderten Bedingungen künstlerisch-kreativer Arbeit sowie dem Wandel der Kulturberufe ergibt: War die Künstlersozialversicherung einst für eine relativ überschaubare Gruppe von Künstler*innen und Publizist*innen erdacht worden, ist sie heute zum zentralen System der sozialrechtlichen Absicherung von Selbstständigen im Kulturbereich avanciert. Von kulturpolitischer Seite stets verteidigt, wird ihre Legitimation vor allem von Wirtschaftsverbänden – oft mit Verweis auf hohe bürokratische Kosten – angezweifelt.

In kulturpolitischen Debatten zeigt sich hingegen, dass die Künstlersozialversicherung im bundeskulturpolitischen Bereich einen wichtigen Bezugspunkt darstellt und regelmäßig problematisiert wird. Gibt es an ihrer grundsätzlichen Struktur meist keine Kritik, stehen die geringen späteren Auszahlungsquoten stärker im Fokus. Zentrales Problem der Künstlersozialversicherung ist das überwiegend geringe Einkommensniveau ihrer Versicherten, das letztendlich oft zu einer prekären Situation im Alter durch die geringe Anzahl an gesammelten Entgeltpunkten und damit geringen Rentenbezügen führt. Eine Debatte über eine rentenversicherungsrechtliche Höherwertung der strukturell niedrigeren Einkommen von vielen Beschäftigten im Kulturbereich – analog beispielsweise zu den ebenfalls strukturell niedrigeren Einkommen der Menschen in Ostdeutschland – gibt es derzeit jedoch noch nicht. Und auch eine Erhöhung des Bundeszuschusses steht in aktuellen Diskussionen nicht an erster Stelle.

Insgesamt, so der Tenor einer Studie zur sozialen Absicherung von Selbstständigen im Kulturbereich, trägt die Künstlersozialversicherung nur in einem bescheidenen Umfang zur Einkommenssicherung von Künstler*innen im Alter bei.³² Als wesentlich höher ist hingegen ihre

³¹ Vgl. Haiko Prengel: Geschlossene Gesellschaft. In: DIE ZEIT, 18.1.2011, www.zeit.de/karriere/beruf/2011-01/selbstaendige-kuenstersozialkasse (25.5.2019).

³² Vgl. Carroll Haak; Hilmar Schneider: Zur sozialen Absicherung von selbständigen Künstlern. Eine Bestandsaufnahme, Berlin 2012, hrsg. von der Friedrich-

Bedeutung für die Absicherung im Krankheitsfall anzusehen, da durch die Einbeziehung in die GKV über das KSVG eine tatsächliche Entlastung für die Versicherten im Gegensatz zur freiwilligen gesetzlichen Krankenversicherung erreicht wird. Somit stellt die Künstlersozialversicherung eine wichtige Basisabsicherung für freiberufliche Künstler*innen und Kreative dar. Dennoch ist sie durch die Vielfalt neuer Kulturberufe unter Druck geraten. Der ursprüngliche Gründungsgrund der KSK, der die Sonderstellung von Künstler*innen in der Gesellschaft hervorhob und zum Begründungsmuster stilisierte, scheint im Zeitalter des Kreativitätsdispositivs zunehmend an Grenzen zu stoßen. Zwar ist die Künstlersozialversicherung weitgehend als sozialpolitische Tatsache anerkannt, ihre Zukunft jedoch wird vermutlich durchaus mit der bleibenden und begründbaren Sonderstellung des Kulturbereichs und starken Interessenvertreter*innen verknüpft sein, sowie einer verwaltungsrechtlichen Anerkennung veränderter Marktverhältnisse, in denen der Kulturarbeitsmarkt keine Erwerbsnische mehr darstellt und hybride Erwerbsstrukturen der Beschäftigten weitverbreitet sind.³³

Jenseits von Reformen der Künstlersozialversicherung werden indes neue Modelle wohlfahrtsstaatlicher Kulturpolitik erprobt, die sich näher am Typus des unternehmerischen Selbst orientieren.

Die Initiative Kultur- und Kreativwirtschaft der Bundesregierung – Schule der Kulturunternehmer*innen

Bereits im Herbst 2007 wurde die *Initiative Kultur- und Kreativwirtschaft* mit dem dazugehörigen Kompetenzzentrum gegründet. Organisatorisch angesiedelt ist die Initiative im Bundeswirtschaftsministerium, wobei ein Teil ihrer Aufgaben im Auftrag des Ministeriums vom privaten *u-Institut für unternehmerisches Denken und Handeln*³⁴ wahrgenommen wird. Die

Ebert-Stiftung, S. 23.

³³ Vgl. Manske 2013, S. 268.

³⁴ Das u-Institut gewann die entsprechende Ausschreibung des BMWi und organisiert und koordiniert seitdem das Kompetenzzentrum und die dazugehörigen Veranstaltungen, Projekte und Preisverleihungen. In ähnlichen Zusammenhängen arbeitet es auch für das Land Niedersachsen. In der Selbstbeschreibung heißt es: »Das u-institut entwickelt Strategien, fördert Potenziale und baut Brücken zwischen unterschiedlichsten Akteur*innen und Organisationen. Unser Team spricht die Sprache der Wirtschaft, Politik und Kreativbranche und bringt so interdisziplinäre Projekte, von bundesweiten Ausschreibungen bis zum Cross-Innovation-

BKM, die ebenfalls ein kleines Referat für Kultur- und Kreativwirtschaft unterhält, tritt meist nur durch kurze Grußworte in Veröffentlichungen in Erscheinung. In einer Selbstbeschreibung auf der *Homepage* der Initiative heißt es selbstbewusst: »Im Mittelpunkt der Arbeit steht dabei die Förderung von Kooperationen zwischen der Kreativwirtschaft und anderen Branchen, das Werben für das Innovationspotenzial der Kreativwirtschaft sowie das Bereitstellen von Vernetzungsplattformen. Das Kompetenzzentrum soll wesentlich dazu beitragen, die Bedeutung der Kultur- und Kreativwirtschaft als eigenständige Wirtschaftsbranche und Innovationsmotor stärker sichtbar zu machen.«³⁵ Als Ziele nennt die Initiative unter anderem: die Kultur- und Kreativwirtschaft als eigenständiges Wirtschaftsfeld und als Wachstumsbranche zu etablieren und deren Wettbewerbsfähigkeit zu stärken, die wirtschaftliche Vernetzung zu verbessern, den Zugang zu Fremdkapital zu erleichtern, sowie den Rahmen für digitalen Urheberrecht fortzuentwickeln.³⁶

Um diese Ziele zu erreichen, führt die Initiative jährlich Wettbewerbe (Kultur- und Kreativpiloten), *Start-up-Nights* für Kreative, Akteursdialoge und eine Vielzahl von Beratungs- und Coachingangeboten durch. Außerdem koordiniert sie die Verleihung des *Deutschen Wirtschaftsfilmpreises* und die Erstellung von *Monitoring*-Berichten zur Kultur- und Kreativwirtschaft. Die aufgewendeten Bundesmittel – allein für die Arbeit des organisatorisch beteiligten u-Institutes – stiegen von 70.570 Euro im Jahr 2010 auf 2.494.653 Euro im Jahr 2017.³⁷

Über die bereits mehrfach aufgelegte, 70-seitige Broschüre der Initiative mit dem paradigmatischen Titel *Alles, nur kein Unternehmer?* lässt sich die inhaltlich-programmatische Aufstellung gut darstellen: Inhaltlich reicht das Spektrum von der Feststellung »Kultur und Kreativität brauchen Umsatz und Gewinn«, über »Businessplan und Projektplanung«, »Teamarbeit und Rechtsformen«, bis hin zur »unternehmerischen Absicherung« und »Buchführung«. Bei der Beschreibung der Förderangebote wird neben Stipendien, Wettbewerben, Preisen, Projektförderung und Mäzenatentum auch *Crowdinvesting* und sogar Beteiligungskapi-

Workshop, auf die Straße. Auf unserer Dachterrasse stoßen Politiker*innen, Mittelstand und die Startups der Stadt gemeinsam an« (u-Institut: Was machen wir?, <https://u-institut.de> (14.8.2019)).

³⁵ BMWi: Das Kompetenzzentrum Kultur- und Kreativwirtschaft des Bundes, <https://tinyurl.com/y49swc7d> (27.5.2019), www.kultur-kreativ-wirtschaft.de.

³⁶ Vgl. BMWi: Ziele der Initiative Kultur- und Kreativwirtschaft, <https://tinyurl.com/y5umso3p> (27.5.2019), www.kultur-kreativ-wirtschaft.de.

³⁷ Vgl. Deutscher Bundestag: Drucksache 18/11995, 2017, S. 21.

tal über *Venture-Capital*-Gesellschaften genannt, die – so ein Hinweis in der Broschüre – jedoch eine sehr hohe Rendite erwarten. Im Kapitel zur unternehmerischen Absicherung wird gleichzeitig zur Kurzvorstellung der Künstlersozialversicherung auf die überwiegend privat finanzierten Sicherungsformen Riester- und Rürup-Rente hingewiesen.³⁸

Hier verdeutlicht sich, dass nicht nur semantisch eine neuartige Einordnung von Künstler*innen und Kreativen in einen unternehmerischen Kontext vorgenommen wird. Die verschiedenen Kulturbereiche werden als elf *Teilmärkte* angesprochen und die Kultur- und Kreativwirtschaft somit als eine Branche unter vielen charakterisiert, in der es jedoch noch Nachholbedarf in ökonomischem Grundlagenwissen gebe. Die Kreativen werden als defizitäre Unternehmer*innen konstruiert, die betriebswirtschaftlich geschult werden müssten, um ihre Marktchancen zu vergrößern; gleichzeitig werden ihnen private Formen der sozialen Absicherung empfohlen.

Selbstmarketing, die Wettbewerbe, die den Sieger*innen neue Markterfolge eröffnen sollen, und die vielfältigen Vernetzungsangebote beschreibt Alexandra Manske daher als »angebotsorientierte Arbeitsmarktpolitik«³⁹, die der sozialpolitischen Aktivierung dient. Die stetig erhöhten finanziellen Mittel der Initiative sprechen überdies für eine klare Prioritätensetzung, die nicht nur weiterhin eine Förderung von unternehmerischer Selbstständigkeit verfolgt, sondern durch die Formen der Aktivierung einen weiteren Schritt in Richtung der von Wendy Brown problematisierten neoliberalen Humankapitalbildung geht, die Kreative beauftragt, »die richtigen Strategien der Investition in sich selbst und des Unternehmertums zu erkennen und zu befolgen, damit [sie] gedeihen und überleben [können]«⁴⁰. Sichtbar wird dadurch ebenfalls der von Loïc Wacquant beschriebene institutionelle Mechanismus, der die Durchsetzung von Marktlogiken – im Sinne von *welfare to workfare* – gerade auch durch staatliche Einrichtungen hervorhebt.⁴¹

³⁸ Vgl. Initiative Kultur- und Kreativwirtschaft der Bundesregierung: Alles, nur kein Unternehmer? Tipps für Gründerinnen, Gründer und Selbstständige in der Kultur- und Kreativwirtschaft, <https://tinyurl.com/y3t4hwe6> (27.5.2019), www.bmwi.de.

³⁹ Manske 2013, S. 272.

⁴⁰ Brown 2015, S. 156.

⁴¹ Vgl. Loïc Wacquant: Der neoliberale Leviathan. Eine historische Anthropologie des gegenwärtigen Gesellschaftsregimes. In: PROKLA, 42. Jg. 4/2012, S. 677-698, hier: S. 687.

Die wirtschaftliche und soziale *Malaise* von vielen Selbstständigen in der Kulturbranche scheint nach der Problemdefinition des Instituts zum Großteil auf fehlendem unternehmerischen Instinkt zu beruhen, worin sich nicht zuletzt die ökonomische Handschrift des BMWi als zuständigem Träger zeigt. Lösungsmöglichkeiten, die jenseits der individuellen Verantwortung liegen, wie beispielsweise die Einführung von branchenspezifischen Mindesthonoraren, sind in diesem Kontext der proklamierten Selbstverantwortung kaum vorstellbar.

Zwischen nachholender Neoliberalisierung und ungenutzten Möglichkeiten

In ihrem Buch *Bereicherung* legen Luc Boltanski und Arnaud Esquerre anschaulich dar, wie eine kulturalistische Bereicherungsökonomie Gegenstände, Regionen, ja sogar Geschichte, mit kreativen Mitteln zu wertvollen Waren stilisiert, die ein neues Betätigungsfeld des Kapitalismus geschaffen haben und dabei vor allen den Reichen nutzen.⁴² Die Kreativen hingegen werden zur andauernden Innovation angehalten; über Wettbewerbe oder den Kampf um Projektmittel. Dies begünstigt einerseits Tendenzen der Entsolidarisierung – die sich zudem durch den Gegensatz zwischen abhängig Beschäftigten und Selbstständigen ausweitet – und nutzt andererseits die intrinsische Eigenmotivation von Künstler*innen und Kreativen aus, ihrer Begabung nachzugehen, ohne an erster Stelle auf auskömmliche Einkommen zu achten.

Bisher haben sich relativ wenige Forschungen konkret mit dem Einfluss neoliberaler Praktiken auf die Kulturpolitik befasst. Dabei sind die Auswirkungen des Neoliberalismus auch in vielen Bereichen des Kultursektors inzwischen sichtbar und gerade in Bezug auf die sich wandelnde Arbeitswelt intensiv analysiert worden. Die Kultur- und Kreativwirtschaft gilt seit einigen Jahren als vielversprechende Wachstumsbranche, deren Beitrag zur Bruttowertschöpfung im Jahr 2014 mit 64 Milliarden Euro bereits höher war als jener der Energieversorgung oder der Chemieindustrie.⁴³ Der Bedeutungszuwachs des Kulturbereichs zeigt sich

⁴² Luc Boltanski; Arnaud Esquerre: *Bereicherung. Eine Kritik der Ware*, Berlin 2018.

⁴³ Vgl. Bundesministerium für Wirtschaft und Energie: *Monitoringbericht 2016: Ausgewählte wirtschaftliche Eckdaten der Kultur- und Kreativwirtschaft*, Berlin 2016, S. 6.

aber auch an anderer Stelle: So stellte der Bund bereits im Jahr 2015 über 1,5 Milliarden Euro und somit 14,8% aller öffentlichen Kulturausgaben zur Verfügung. Im Vergleich zu 2005 erhöhte er seine Ausgaben für Kultur um 53%.⁴⁴

Die kulturpolitischen Strukturen haben sich dieser nachholenden neoliberalen Entwicklung nicht unbedingt widersetzt. Zwar ist mitunter zu beobachten, dass die BKM auf Bundesebene als eine Art Gegenspielerin zu den allzu innovationslastigen Ideen des BMWi auftritt und die klassische kulturpolitische Linie gegen eine kulturwirtschaftliche verteidigt, aber im Bereich wohlfahrtsstaatlicher Kulturpolitik herrscht dennoch beinahe Stagnation. Die zwei analysierten Teilbereiche zeigen einen Weg zwischen einer höchstens als Bestandssicherung anzusehenden Weiterentwicklung der Künstler*innensozialversicherung und einer Art forcierten Unternehmer*innenförderung im Bereich künstlerisch-kreativer Arbeit durch die Initiative Kultur- und Kreativwirtschaft, die wohlfahrtsstaatliche Kulturpolitik zusehends in einen wirtschaftspolitischen Rahmen integriert.

Obwohl – wie die aufgeführten Daten zu den Arbeits- und Einkommensbedingungen von Künstler*innen und Kreativen deutlich veranschaulicht haben – genug Handlungsbedarf bestünde, wird einer sich verstetigenden Prekarisierung kaum entgegengewirkt. Zumal der beschriebene Wandel von Förderstrukturen eher noch zur Verstärkung der negativen Ausformungen künstlerisch-kreativer Arbeit beiträgt.

Dagegen gäbe es durchaus Perspektiven wohlfahrtsstaatlicher Kulturpolitik auf Bundesebene, die näher an ihren genuinen Grundfunktionen wären: Mindesthonorare, verpflichtende Ausstellungsvergütungen, Sonderregelungen bei der Arbeitslosenversicherung, aber auch die Vervielfachung von Stipendien, die keinen Rendite-Zweck verfolgen, die Einhaltung von sozialen Mindeststandards für die Vergabe von Projektmitteln und eine intensiviertere institutionelle Förderung könnten die Lage vieler Kulturschaffender verbessern. Nur kommen solche dekommodifizierenden Politikansätze in einem noch immer durch neoliberale Denkmuster geprägten Diskurs kaum vor.

Die Auseinandersetzung mit Prekarität im Kulturbereich wird uns daher auch in den kommenden Jahren weiter beschäftigen. Die bereits heute in den Debatten zum Strukturwandel angestoßenen Alternativkonzepte sehen regelmäßige Förderungen der Kultur- und Kreativwirt-

⁴⁴ Vgl. Statistische Ämter des Bundes und der Länder: Kulturfinanzbericht 2018, Wiesbaden 2018, S. 23.

schaft vor, ohne explizite Antworten auf die Dilemmata der wesentlich geringeren Einkommen der Mehrzahl der Kreativen geben zu können. Zudem wird die Forschung zeigen müssen, inwiefern die hier in Ansätzen beschriebenen Problemlagen im Rahmen von Interessengegensätzen zu Entsolidarisierungsprozessen im Kulturbereich führen könnten oder bereits bestehende verstärken. Ein erster ernstzunehmender Fingerzeig dafür war die Auseinandersetzung um das neue EU-Urheberrecht. Dabei stand – vereinfacht gesagt – die digitale Bohème, flankiert von Internetkonzernen, gegen die Verlagslandschaft und traditionelle gewerkschaftliche Künstler*innen- und Autor*innenvertretungen.

Um derartige Interessenkollisionen künftig einzuhegen und die Mobilisierungsfähigkeit der kreativen Klasse zu erhalten, wird es nötig sein, die solidarischen Elemente wohlfahrtsstaatlicher Kulturpolitik zu betonen und darauf zu drängen, dass Kulturpolitik jenseits einer wirtschaftspolitischen Rahmung ansetzen muss, mit den Logiken des neoliberalen Kapitalismus bricht und die Notwendigkeit von Kunst und Kultur an die Notwendigkeit des guten Lebens der Künstler*innen und Kreativen knüpft.

TRANSFORMATION & STAATLICHKEIT

Ismail Küpeli

Machbarkeit der türkischen Nation

Diskursive Exklusion und physische Vernichtung
als Säulen von *nation building*

Der Konflikt zwischen dem türkischen Staat und der kurdischen Bevölkerung ist einer der entscheidenden Faktoren, die die Geschichte und Gegenwart der Türkei bestimmen. Die politischen Debatten und Entscheidungen in vielen sehr unterschiedlichen Bereichen, von der Bildungspolitik bis hin zur Außenpolitik, lassen sich auf die sogenannte Kurd*innenfrage zurückführen. Darüber hinaus ist der Konflikt für die geschichtliche Entwicklung und die aktuelle Lage des gesamten Nahen und Mittleren Ostens bedeutend. Dies nicht zuletzt dadurch, dass kurdische Bevölkerungsgruppen in vielen Staaten¹ existieren und in vielen Staaten politisch relevante Akteur*innen hervorgebracht haben, wie etwa neben der Türkei in Syrien und im Irak.

Die Geschichte des Konflikts zwischen der Türkei und der kurdischen Bevölkerung muss aufgearbeitet werden, um die gegenwärtigen Konflikte zu verstehen. Bisher konzentriert sich die politische und wissenschaftliche Beschäftigung mit dem »Kurdenkonflikt« auf die Gegenwart, ohne eine historische Perspektive.

Die fehlende wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der historischen Dimension des »Kurdenkonflikts« ist indes eine direkte Folge der staatlichen Geschichtspolitik der Türkei, die seit vielen Jahrzehnten daraufsetzt, eine spezifische historische Interpretation der Ereignisse zu forcieren. Die »Wissensproduktion« an den türkischen Hochschulen hat ebenfalls das staatliche Narrativ reproduziert, wobei andere Perspektiven massiv unterdrückt wurden. Wissenschaftler*innen, die es gewagt haben, der staatlichen Geschichtspolitik zu widersprechen, mussten mit faktischen Berufsverboten bis hin zu langen Haftstrafen rechnen, wie etwa im Falle des türkischen Soziologen İsmail Beşikçi, der aufgrund seiner Publikationen zum »Kurdenkonflikt« insgesamt 17 Jahre in Haft saß. Diese repressive Atmosphäre verhindert bis heute eine offene wissenschaftliche Debatte und sorgt dafür, dass die Ereignisse von 1925 bis

¹ So existieren etwa in der Türkei, im Iran, im Irak und in Syrien größere kurdische Bevölkerungen.

1938, die hier angesprochen werden sollen, bisher nicht adäquat thematisiert wurden.

So bleiben die Verbindungen zwischen der türkischen staatlichen Homogenisierungspolitik und den kurdischen »Aufständen« in den 1920er und 1930er Jahren vielfach unterbelichtet und die möglichen Auswirkungen dieser Entwicklung für die gegenwärtige politische Lage unbeachtet. Dabei wird »Aufstände« in Anführungszeichen gesetzt, weil es sich in den meisten Fällen, die in der Literatur als solche bezeichnet werden, nicht um Aufstände, sondern um Militäroperationen des türkischen Nationalstaates handelt, die mit angeblichen Aufständen oder Rebell*innenaktivitäten legitimiert werden sollen.

Diese Militäroperationen, oder allgemeiner gesagt, die staatliche Gewaltpolitik des türkischen Staates gegen die kurdische Bevölkerung wurde durch spezifische Narrative über die türkische Nation und die Kurd*innen als das *Andere* ermöglicht und umrahmt. Die diskursiven Setzungen, die auf Exklusion von Menschen zielte, und die Gewaltpolitik, die die massenweise physische Vernichtung von Menschen einschließt, bilden so zwei Säulen des türkischen *nation building*. Diese sowohl in Wort als auch in Tat gewaltsamen Durchsetzung der Nationalstaatlichkeit soll im Folgenden näher betrachtet werden.

Vom Osmanischen Reich zur Republik Türkei

Die Republik Türkei wurde 1923 auf dem Restgebiet des Osmanischen Reiches gegründet. Zuvor hatte die jungtürkische Regierung (1908-1918) versucht, das multiethnische und multireligiöse Reich durch die Vernichtung der armenischen Bevölkerung und die »Türkisierung« der muslimischen Bevölkerung zu einem türkischen Nationalstaat umzuwandeln.² Während mit dem Genozid 1915 die Vernichtung der Armenier*innen weitgehend vollzogen war, scheiterte die Transformation zu einem Nationalstaat, nicht zuletzt durch die Niederlage des Reiches im 1. Weltkrieg. Die Kemalisten als die nachfolgende türkisch-nationalistische Bewegung agierten hierbei deutlich geschickter. Der junge Nationalstaat unter kemalistischer Führung vertrieb im sogenannten Türkischen Befreiungskrieg (1919-1923) die übriggebliebene christliche Bevölkerung des Osmanischen Reiches weitgehend und sicherte so eine deutliche

² Vgl. Taner Akçam: From Empire to Republic. Turkish Nationalism and the Armenian Genocide, London 2004.

muslimische Dominanz in der Restbevölkerung.³ Unter den Vertriebenen waren neben Überlebenden des Genozids an den Armeniern 1915 die christlichen Bevölkerungen in Westanatolien und Thrakien.⁴ Sowohl der Genozid 1915 als auch die Vertreibung der christlichen Bevölkerungen 1919-1923 wurde von den muslimischen Eliten und Bevölkerungsgruppen getragen. Diese muslimische Einheit in der »Scharnierphase«, also in der Spätphase des Osmanischen Reiches, wurde spätestens mit der Gründung der Republik Türkei 1923 abgelöst durch die Vorstellung einer einheitlichen türkischen Nation. In dieser einheitlichen Nation gab es keinen Platz für andere Bevölkerungsgruppen. Dieser Paradigmenwechsel war nicht unbestritten. Das Haupthindernis für die Schaffung einer einheitlichen türkischen Nation wurde in den Kurd*innen gesehen, die zwar durch unterschiedliche Religionen und Sprachen keine Einheit bildeten, aber trotzdem vom türkischen Nationalstaat als eindeutig anders und als nicht-türkisch gesehen wurden. Die bis heute ungelöste »Kurd*innenfrage« wurde in der historischen Phase zwischen der Gründung der Republik 1923 und der Niederschlagung der letzten kurdischen »Aufstände« 1938 entscheidend geprägt.

Die Etablierung eines türkischen Nationalstaats, einschließlich der Schaffung einer türkischen Nation, ging einher mit der Vernichtung, Vertreibung und Marginalisierung von nicht-muslimischen und nicht-türkischen Bevölkerungsgruppen. Die Schaffung einer türkischen Nation wurde allerdings nicht nur durch Vernichtung und Exklusion vorangetrieben, sondern ebenfalls mit diskursiven Mitteln, nämlich mittels Narrativen und Leitbildern. Sie dienten dazu, staatliche Politiken zu legitimieren. So wurde etwa die ethnisch-religiöse Homogenisierungspolitik durch das Narrativ der fehlenden nationalen Einheit als Hindernis für eine erfolgreiche Modernisierung legitimiert.

Die Narrative und Leitbilder sind keineswegs starr und unveränderlich. So wurde etwa die panturkistische und turanistische Utopie eines großtürkischen Reiches von Ostchina bis nach Mitteleuropa, das während der Jungtürken-Regime (1908-1918) dominierte, in der kemalistischen Republik (ab 1923) durch die Vorstellung einer Türkei ersetzt, die sich im Wesentlichen auf Anatolien beschränkt. Dieser diskursive Übergang von einem großtürkischen Reich zu einer Türkei in Anatolien lässt

³ Vgl. Norman M. Naimark: Flammender Hass: Ethnische Säuberung im 20. Jahrhundert, Bonn 2009, S. 29-76.

⁴ Diese Gebiete liegen in der westlichen Hälfte des heutigen Staatsgebietes der Türkei.

sich dadurch erklären, dass die kemalistische Strategie darin bestand, die bestehenden Gebiete zu *turkisieren*, statt eine expansive Außenpolitik zu betreiben. Die Narrative über zu bewältigende Defizite und damit einhergehende Forderungen nach nationaler Homogenisierung wurden dann in Strategien zur Erreichung einer solchen Homogenisierung und der konkreten politischen Maßnahmen des türkischen Staates überführt. Anders formuliert: Wenn die Utopie einer türkischen Heimat in Anatolien durchgesetzt werden sollte, dann wurde nach adäquaten strategischen Ansätzen und konkreten Maßnahmen gesucht, mit denen andere Bevölkerungsgruppen verdrängt und eine türkische Dominanz in Anatolien herbeigeführt werden konnte.

Die sogenannten ethnischen Säuberungen, Massaker, Deportationen und Umsiedlungen sind Bestandteile dieser Strategien des türkischen Staates. Die Reduzierung von bestimmten Bevölkerungsgruppen zu »Minderheiten« ist eine Folge dieser Gewaltpolitiken. In zahlreichen Regionen hatten nicht-türkische Bevölkerungsgruppen die Mehrheit gestellt, bis dies durch Massaker und Umsiedlungen geändert wurde.

1925-1938: Zeit des Leugnens, Zeit des Tötens

Die Kurd*innen waren als die letzte große nicht-türkische Gruppe in der neuen Republik das Haupthindernis für das kemalistische Staatsprojekt einer homogenen türkischen Nation. Anders als bei den anderen Bevölkerungsgruppen, wie etwa den Nicht-Muslim*innen, war der Versuch einer Vertreibung oder Vernichtung aus staatlicher Perspektive kaum praktikabel. Kurd*innen stellten die Mehrheit der Bevölkerung in den östlichen Regionen und die kurdischen Eliten verfügten über politische und militärische Erfahrungen und Mittel. Der türkische Staat musste hier anders vorgehen. Die unausgesprochene Kompromissformel zwischen Staatsführung und kurdischen Eliten lautete: Der Staat verzichtet darauf, die loyalen kurdischen Eliten gänzlich zu entmachten und belässt ihnen eine intermediäre Position (Staat → kurdische Eliten → kurdische Bevölkerung), gleichzeitig müssen die kurdischen Eliten loyal zum neuen Staat sein und so darf die Behauptung der Nichtexistenz einer eigenständigen kurdischen Bevölkerungsgruppe nicht in Frage gestellt werden. Anders gesagt: Gleichzeitig wurde ein Teil der kurdischen Eliten kooptiert und die Kurd*innen als eine eigenständige soziale Gruppe offiziell negiert.

Der Aufbau der staatlichen Strukturen ging einher mit einem relativen und schleichenden Machtverlust für die bisherigen kurdischen

Führungsfiguren. Die Mehrheit der Stammesführer und Scheichs nahm dies hin – nicht zuletzt, weil die Alternative eine umgehende und vollständige Exklusion aus dem Machtapparat wäre. Nur wenige Anführer mobilisierten die kurdische Bevölkerung zu Aufständen – kaum in den Städten, hauptsächlich in den ländlichen Regionen. Ihre Aufrufe basierten auf ungerechter Behandlung der Kurd*innen und auf religiös-traditionellen Motiven. Die Mobilisierungen blieben begrenzt auf die eigene unmittelbare Anhänger*innenschaft und hatten wenig Ausstrahlungskraft für »fremde« kurdische Akteure (etwa in den Städten oder anderen Regionen). Die Aufstände wurden auch mithilfe von kurdischen Akteuren niedergeschlagen (wie etwa alevitische Stämme beim Scheich-Said-Aufstand 1925). Für die kurdischen Eliten war die Frage, wie sie ihre eigene Macht innerhalb des politischen Systems der Republik Türkei sichern können, wichtiger als das Ideal einer vermeintlichen nationalen Zusammengehörigkeit.

Die »Aufstände« und »Rebellionen« wurden nur in wenigen Fällen tatsächlich geplant und ausgelöst, mehrheitlich waren sie Reaktionen auf und Abwehr der staatlichen Angriffe. Von Planung und Organisation lässt sich lediglich beim Scheich-Said-Aufstand 1925 und Ararat-Aufstand 1930 sprechen, in den meisten Fällen jedoch nicht. Die überwiegende Mehrheit der »Aufstände« sind, wie etwa Kocusagi (Dersim) 1926, Mutki 1927, Bicar 1927, eher Militäroffensiven der Türkei, die mit vermeintlichen Rebellionen der Kurd*innen legitimiert wurden. Das Vorgehen der türkischen Armee ähnelt sich vielfach: Aus relativ geringfügigen Gründen (Nichterbringung von Steuern, Wehrdienstverweigerung, Raubüberfälle/Viehdiebstahl) wird die Vertreibung beziehungsweise Bestrafung der gesamten Bevölkerung in einer Region beschlossen. Die Dörfer werden zerstört, gefangengenommene Männer wurden sofort vor Ort erschossen, Flüchtende ebenfalls getötet, Frauen und Kinder abtransportiert – wobei beim Transport ebenfalls viele getötet wurden. Anschließend wurden alle Gebäude, Felder und bewohnbaren Höhlen zerstört und das Gebiet komplett entvölkert.

Diese Militäroffensiven wurden begleitet von einem gesamtpolitischen Vorgehen des türkischen Staates: 1925 wurde der »Takrir-i Sükûn Kanunu« (Gesetz Nr. 578, »Gesetz zur Sicherung der öffentlichen Ruhe«) beschlossen und die »Istiklal Mahkemeleri« (»Unabhängigkeitsgerichte«) etabliert, mit denen Bürgerrechte und Pressefreiheit ausgesetzt und die politische Opposition – auch im Parlament – ausgeschaltet wurde. Mit dem »İskan Kanunu« (Gesetz Nr. 2510, »Ansiedlungsgesetz«, 1934) wurde das Staatsgebiet in drei Regionen aufgeteilt: (a) Regionen,

in denen Türk*innen angesiedelt werden sollen und die bisherige Bevölkerung teilweise vertrieben werden soll, (b) bereits »türkisierte« Regionen, in denen nicht-türkische Bevölkerungsgruppen aus Region (a) zerstreut assimiliert werden können, und (c) Regionen, in denen keine Ansiedlung gewünscht ist.

Das Eindringen des Staates und die Vertreibung der kurdischen Bevölkerung war immer wieder umkämpft, zuletzt 1937/1938 in Dersim. Dersim als widerständige Region mit schwacher staatlicher Präsenz wurde nach langer Planung vom türkischen Staat angegriffen. Jeglicher Widerstand wurde brutal zerschlagen und die Bevölkerung getötet oder vertrieben.⁵ Danach gab es keine nennenswerten Kämpfe zwischen kurdischen Akteur*innen und der türkischen Armee bis in die 1970er Jahre. So galt bis in die 1960er ein Kompromiss, der nicht ausgesprochen wurde, aber trotzdem gültig war: Der türkische Staat kooptierte die loyalen kurdischen Eliten in das neue politische System, etwa durch die Gewährung von Parlamentssitzen. Die faktische Macht, die lokale Eliten hatten, wurde institutionalisiert und mit den Strukturen der Republik in Einklang gebracht. Im Gegenzug akzeptierten die kurdischen Eliten die offizielle Redeweise, die die Existenz der Kurden leugnete und von einem monoethnischen, türkischen Staat sprach. Sie verzichteten ebenfalls auf Forderungen wie etwa nach der Anerkennung der kurdischen Sprache oder der Schaffung eines Minderheiten- oder Autonomiestatus für die Kurd*innen.

Die Rede über die Kurd*innen

Der hegemoniale Diskurs der türkischen Geschichtsschreibung, wie sie sowohl in den geschichts- und sozialwissenschaftlichen Fakultäten der Hochschulen als auch von den staatlichen Wissensproduzent*innen hergestellt wird, entwirft spezifische Erzählungen über die Republik Türkei und ihre jeweiligen Gegner*innen. Eine dieser Erzählungen, nämlich das Narrativ über die Kurd*innen als eine rebellische und feindliche Bevölkerungsgruppe, entstand bereits vor der Gründung der Republik und ist bis heute relevant. Die Beschreibung der Kurd*innen als rebellisch und barbarisch hängt dabei unmittelbar mit der Legitimierung der staatlichen Gewaltpolitiken gegen die Kurd*innen zusammen.

⁵ Vgl. Ismail Beşikçi: *Tunceli Kanunu (1935) ve Dersim Jenosidi*, Istanbul 1990, S. 9-94.

Die Erzählungen über die »andersartigen« Kurd*innen

Die Erzählung von den Kurd*innen als eine »fremde«, »andersartige« und nicht vertrauenswürdige Bevölkerungsgruppe ist einerseits zentral, um sie aus dem Kreis der schützenswerten Staatsbürger*innen auszuschließen und so die staatliche Gewaltpolitik gegen sie zu legitimieren. Andererseits stellt diese Erzählung den hegemonialen Diskurs selbst in Frage, weil eine andere zentrale Erzählung, nämlich die Homogenität der türkischen Nation, unterminiert wird. Anders gesagt: Wenn es gar keine Kurd*innen im engen Sinne gibt und sie eigentlich ein Teil der türkischen Nation sind, die ihre türkischen Wurzeln vergessen hat, wie können sie dann so grundsätzlich »anders« und »fremd« sein?

Dieser Widerspruch wird mit der Behauptung gelöst, dass die einfache kurdische Bevölkerung von ihren Anführern absichtlich in Unfreiheit und Barbarei gehalten wird. Folgerichtig sollen die Kurd*innen von ihren Scheichs und Stammesführern befreit werden, um echte Staatsbürger*innen und Teil der türkischen Nation zu werden. Diese Erzählung von den Stammesführern und einem feudalen System, dem die Kurd*innen unterworfen sind und aus denen sie befreit werden sollen, wurde in den ersten Jahrzehnten der Republik immer wieder verwendet, um die aktuelle Kurd*innenpolitik zu legitimieren. Im hegemonialen Diskurs der türkischen Geschichtsschreibung wird die Erzählung immer noch verwendet, wenn es um diese Jahrzehnte geht. Allerdings wird heutzutage die gegenwärtige Kurd*innenpolitik nicht mehr darüber gerechtfertigt, weil mit den sozialen Veränderungen in den kurdischen Gebieten der Türkei die Rede über Stammesführer und Scheichs keine Überzeugungskraft mehr besitzt. Eine Variante dieser Erzählung ist zu beobachten, wenn etwa der kurdischen PKK vorgeworfen wird, die Kurd*innen hinter das Licht zu führen und in Wirklichkeit eine armenische Verschwörung gegen die Türkei und die Kurd*innen zu sein – das Beispiel ist nicht ausgedacht.⁶

Im Folgenden werden Zitate von türkischen Historikern (durchweg männlich) aufgeführt, die als beispielhaft für die Narrative und die Diskurse der türkischen Geschichtsschreibung gelten können:

»İnsanların özgür bireyler olmalarını engelleyen, onları aşiret ağalarının çikarlarına hizmet eden birer makineye dönüştüren bu feodal sistem.«⁷

⁶ Diese Behauptung wird regelmäßig in türkischen Medien reproduziert. Vgl. Ufuk Özbe: Du Armenier! Die Zeit, Nr. 18/2015.

⁷ Orhan Kılınc: 1926-1930 Ağrı İsyanları, Istanbul 2006, S. 41.

»Das feudale System hindert die Menschen daran, freie Individuen zu werden, und verwandelt sie in Maschinen, die den Interessen der Stammesführer dienen.«

Während in dieser Erzählung die Kurd*innen zu bloßen Werkzeugen der Stammesführer deklariert werden, wird im folgenden Zitat behauptet, dass die Kurd*innen in einer vermeintlich archaischen und primitiven Gesellschaftsordnung leben würden:

»Kanunsuzluğun ve devlet otoritesi yerine ilkel aşiret kanunlarının hâkim olduğu böylesi bir toplumsal ortamda, insanların çok daha sert, şiddeti ve zorbalığı kutsayan bir karaktere sahip olması doğaldır. [...] Toprak ağalarının, aşiret reislerinin ve şeyhlerin çıkarlarına hizmet eden ve yüzyıllardır devam eden bu ilkel feodal düzen, Türkiye Cumhuriyeti yöneticileri için kabul edilebilir değildi.«⁸

»Es ist ganz natürlich, dass in dieser gesellschaftlichen Atmosphäre, in denen Rechtlosigkeit und primitive Stammesgesetze gelten, die Menschen Gewalt und Tyrannei anbeten. Diese primitive feudale Ordnung, die seit Jahrhunderten den Interessen der Großgrundbesitzer, der Stammesführer und der Scheichs diene, war für die Regierenden der Republik Türkei nicht akzeptabel.«

Der Staat wird als Erlöser der Kurd*innen dargestellt und dabei sollen die Scheichs und die Stammesführer als schädliche Figuren erscheinen:

»Devlet Doğu illerinin sosyal, kültürel ve ekonomik sorunlarına çareler aramaya çalışmışsa da bu illerde yaşayan şeyh ve ağalar, dış unsurların kıskırtmalarıyla devlete karşı ayaklanmışlardır.«⁹

»Während der Staat versuchte, Lösungen für die sozialen, kulturellen und ökonomischen Probleme der östlichen Regionen zu finden, haben sich die Scheichs und Stammesführer durch Aufwiegelung ausländischer Kräfte gegen den Staat erhoben.«

Die Erzählung über die Verschwörung der »fremden Feinde« gegen die Türkei

Die Darstellung der kurdischen Aufstände im hegemonialen Diskurs ist neben den Zuschreibungen von Kurd*innen zusätzlich davon gekennzeichnet, dass die kurdischen Akteur*innen zu Werkzeugen von feindlichen »fremden Mächten« gemacht werden. Die Kurd*innen sind also

⁸ Kılınç 2006, S. 43.

⁹ Mehmet Köçer: Ağrı İsyanı, Elazığ 2004, S. 379.

nicht nur »fremd«, »barbarisch«, nicht vertrauenswürdig und »andersartig« (was negativ konnotiert wird), sondern zusätzlich auch Objekte, die benutzt werden. Die Feindschaft der fremden Mächte wiederum wird als absolut und fast schon zeitlos gesetzt. Es ist eine Feindschaft, die schon seit Jahrhunderten existiert und von Kräften weltweit getragen wird. Die Methoden der Feinde sind heimtückisch, schwer zu erkennen und zielen darauf, die Türkei zu schwächen, zu unterminieren und schließlich zusammenbrechen zu lassen. Dazu bedienen sie sich der nicht-türkischen Bevölkerungsgruppen in der Türkei. Diese Erzählung wird fortlaufend aktualisiert und reproduziert und gewinnt in Krisenzeiten zunehmend an Bedeutung – wie etwa seit dem Beginn der Afrin-Offensive am 20. Januar 2018. Auch hier dient die Erzählung von den fremden und feindlichen Mächten, die mit nicht-türkischen Bevölkerungsgruppen gegen die Türkei zusammenarbeiten, der Legitimierung der eigenen Gewaltpolitik.

Es folgen einige beispielhafte Zitate aus den Erzählungen über die Verschwörung der inneren und äußeren Feinde gegen die Türkei:

»Türkiye'nin sömürülmesi ve bağımsızlığının tamamen kısıtlanması için uğraşanlar bütün dünyadır.«¹⁰

»Die ganze Welt bemüht sich, die Türkei auszubeuten und ihre Unabhängigkeit einzuschränken.«

»İplerden birin ucu dışardaki Türklük düşmanlarının, diğerinin ucu da içerideki bir kaç hain ile kitle halindeki gafillerin elinde idi.«¹¹

»Die Feinde des Türkentums im Ausland halten die Fäden über ein paar Verräter und ihre ahnungslosen Anhänger*innen im Inland.«

Ein Element der Narrative über die Feindschaft zwischen den fremden Mächten und der türkischen Nation ist die ahistorische Behauptung, dass die Türkei schon seit Urzeiten eine Weltmacht und die Quelle bedeutender Zivilisationen ist und wegen dieser Rolle angefeindet wird:

»Bu coğrafyaya damgasını vuran Türk devletleri ve Türk milletidir. Çok uzun zamandır Türkiye olarak isimlendirilen Türk vatani, tarih boyunca medeniyet beşiği olduğu kadar dünyanın en etkili strateji ve jeopolitiğine de sahiptir. Gerek bu konumu gerekse bilimsel çalışmalar sonucu tespit edilen ve dünyanın ihtiyaç duyduğu yer üstü ve yer altı enerji rezervle-

¹⁰ Reşat Hallı: Türkiye Cumhuriyetinde Ayaklanmalar (1924-1938) [1972], Ankara 2012, S. 21.

¹¹ Ebd.

rine sahip olması itibariyle Türkiye üzerindeki açık ve gizli politikalar dünden bugüne yürütülmüş ve yürütülmektedir.«¹²

»Diese Landschaft wurde geprägt durch türkische Staaten und durch die türkische Nation. Die türkische Heimat, genannt Türkei, war nicht nur seit Anbeginn der Geschichte die Wiege der Zivilisation, sondern besitzt auch die bedeutendste strategische und geopolitische Lage. Wegen dieser Lage und der Energiereserven, die weltweit benötigt werden, wurden und werden über die Türkei offene und geheime Politiken betrieben.«

Während dem türkischen Nationalismus eine zeitlose und ewig gültige Legitimation zugesprochen wird, wird der kurdische Nationalismus zu einer bloßen Verschwörung der europäischen Mächte gegen die Türkei gemacht:

»Bilindiği gibi Türkiye’de siyasi Kürtçülük; 19. Yüzyıldan itibaren emperyalist Avrupa devletlerinin »Şark meselesi« çerçevesinde Osmanlı devletini parçalayarak bölgeye hakim olmak amacıyla uyguladıkları genel politikanın sonucu olarak doğmaya başlamıştır.«¹³

»Wie es allgemein bekannt ist, entstand der politische Kurdismus in der Türkei im Rahmen der Nahostpolitik der imperialistischen europäischen Staaten seit dem 19. Jahrhundert, als sie versuchten, den osmanischen Staat zu zerschlagen und so die Region zu beherrschen.«

Aufarbeitung der Geschichte als Wegbereitung des Friedens

Der hier skizzierte Diskurs der türkischen Geschichtsschreibung mit Erzählungen über die Kurd*innen als das »Andere« und von der grundsätzlichen Feindschaft zu den »Anderen« ist sowohl in der Wissenschaft als auch in der Politik hegemonial. Das ist allerdings nicht »nur« ein Problem für eine adäquate wissenschaftliche Aufarbeitung der Geschichte der Republik Türkei, sondern hat auch ganz handfeste Folgen für die politische und gesellschaftliche Lage in der Türkei und im Nahen und Mittleren Osten. Die Politik der Türkei, die bis heute auf die Negierung der Kurd*innen als eine Bevölkerungsgruppe mit dem Anspruch auf politische, soziale und kulturelle Autonomie setzt und sogar außerhalb der eigenen Landesgrenzen jedes Bestreben der Kurd*innen, eine solche Auto-

¹² Volkan Arı: 1919-1938 Yılları Arasında Orta Anadolu’da Çıkan İsyânların Siyasî, Sosyal ve İktisadî Sebepleri ve Değerlendirilmesi, Ankara 2009, S. 110.

¹³ Yusuf Sarınoy: Hoybun Cemiyeti ve Türkiye’ye Karşı Faaliyetleri, Ankara 1998, S. 207.

nomie oder gar nationale Unabhängigkeit zu erreichen, als einen Angriff auf die Türkei selbst versteht, ist nicht zu trennen von diesen Erzählungen über die Türkei und die türkische Nation. Eine friedliche und nachhaltige Lösung der sogenannten Kurd*innenfrage ist nur durch eine adäquate und kritische Aufarbeitung der türkischen »Kurd*innenpolitik« in der Vergangenheit und Gegenwart zu erreichen.

Matthias Schmidt-Sembdner

Was passiert an Europas Binnengrenzen?

Migration und die Transformation von Staatlichkeit –
eine methodische Rekonstruktion

Juni 2011, vor einer Suppenküche in Mailand: gemeinsam mit Freund*innen aus München bin ich in der Stadt, um Informationen für unseren Bericht zur Lebenssituation von Geflüchteten in Italien¹ zu sammeln. Jemand tippt mir auf die Schulter, ich drehe mich um und ein junger Mann fragt mich: »Hey, you remember me?« Nur wenige Wochen zuvor hatten wir ihn in einem Lager in Augsburg besucht. Er erzählte uns von der Situation in Italien, von der Obdachlosigkeit, der fehlenden medizinischen Versorgung, der fehlenden Lebensperspektive. Schon in Augsburg hatte er uns mitgeteilt, er werde wohl bald wieder nach Italien abgeschoben werden. Es wäre nicht seine erste Abschiebung auf Grundlage des Dublin-Systems. Dieses Mal hätte er den Winter eben in Deutschland verbracht, die Sommermonate würde er auf den Straßen Italiens schon irgendwie überstehen.

Oft musste ich an diese Situation zurückdenken. Auch, als ich viele Jahre später damit begann, nach dem Abschluss meines Studiums der Ethnologie im Herbst 2014 über ein mögliches Thema für meine Promotion nachzudenken. Nachdem ich mich im Studium mit Forschungen in Mali und in Marokko vor allem den Externalisierungsprozessen des Europäischen Grenzregimes gewidmet hatte, wollte ich mich nun auch wieder wissenschaftlich der *Dublin-III-Verordnung* zuwenden. Ein im Wesentlichen repressives System, welches als Kerninstrument der Regulationsversuche innereuropäischer Transitmigration von Geflüchteten, meist als »Sekundärbewegungen« bezeichnet, geltend gemacht werden konnte. Das System, das den Wegfall der nationalen Grenzkontrollen im Schengenraum kompensieren soll, regelt die staatliche Zuständigkeit eines Asylantrages innerhalb der Mitgliedsländer.² Der Logik des »Verursacherprinzips« folgend, kam dabei das Kriterium des »Ortes der Ersteinreise« in der überwältigenden Mehrheit der Fälle zur

¹ Bordermonitoring.eu: Italien: Vai Via! Zur Situation der Flüchtlinge in Italien. Ergebnisse einer einjährigen Recherche, <https://tinyurl.com/y3bkych9> (31.5.2019), www.bordermonitoring.eu.

² Sonja Buckel: »Welcome to Europe«. Die Grenzen des europäischen Migrationsrechts, Bielefeld 2013, S. 65.

Anwendung. In der Konsequenz sollten für die deutliche Mehrheit der Asylanträge vor allem die süd- und südosteuropäischen Länder an der europäischen Außengrenze verantwortlich sein.³ Dies erklärt auch den Entstehungskontext vieler wissenschaftlicher und aktivistischer Berichte über die Situation von Geflüchteten in den Ländern wie Italien, Griechenland oder Malta.⁴ Das Aufzeigen dortiger Lebensverhältnisse für Geflüchtete unterstützte Kämpfe gegen Dublin-Abschiebungen auf politischer wie rechtlicher Ebene.

Als Ethnologe wollte ich für meine Promotion empirisch forschen. Doch von einer weiteren Forschung, die sich mit der Situation in einem Land mit hohen Erst-Ankunftszahlen auseinandersetzt, konnte ich mich selbst nicht überzeugen: die Frage der Rolle und Position von Staaten, die sich aufgrund ihrer geographischen Lage mit dem Dublin-System ihrer asylpolitischen Verantwortung entziehen können, wäre so – zumindest auf empirischer Ebene – kaum zu greifen. Auch zu einer Forschung in Deutschland, beispielsweise zur konkreten Umsetzung der Dublin-III-Verordnung, konnte ich mich nicht durchringen: zum einen war die sogenannte Überstellungsquote, also die Zahlen tatsächlich vollzogener Abschiebungen aus der Bundesrepublik auf Grundlage des Dublin-Systems, eher gering. Zurückzuführen ist die sukzessive Erosion des Dublin-Systems auf eine Mixtur aus migrantisch-aktivistischem Widerstand, fehlender Kooperationsbereitschaft einiger Mitgliedsstaaten sowie juristischen Hürden und administrativ-bürokratischen Herausforderungen.⁵ Zum anderen sollte sich mein Interesse an den EU-europäischen Zusammenhängen und Entwicklungen hinsichtlich des Umgangs mit der Transitmigration von Geflüchteten auch empirisch widerspiegeln. Mit diesen Ansprüchen im Hinterkopf stellte sich mir die Frage: wo materialisiert

³ Bernd Kasperek: Complementing Schengen: The Dublin System and the European Border and Migration Regime. In: Christian Matheis; Harald Bauder (Hrsg.): Migration Policy and Practice: Intervention and Solutions, Basingstoke 2015, S. 59-78, hier: S. 64.

⁴ Dominik Bender; Maria Bethke: Zur Situation von Flüchtlingen in Italien, Frankfurt am Main 2011; Bordermonitoring.eu: Malta: »Out of System«. Zur Situation von Flüchtlingen auf Malta, <https://tinyurl.com/yyl8swye> (31.5.2019), www.bordermonitoring.eu.

⁵ Bernd Kasperek; Matthias Schmidt-Sembdner: Towards Democracy. Die Bewegung der Migration und die Demokratisierung des europäischen Projektes. In: Mario Candeias; Alex Demirović (Hrsg.): Europe – what's left? Die Europäische Union zwischen Zerfall, Autoritarismus und demokratischer Erneuerung, Münster 2017, S. 175-191, hier: S. 183ff.

sich das Dublin-System in dieser Form, wo liegen Schnittstellen, an denen es ausgehandelt, bekämpft, hintergangen und untergraben wird?

Was ist mein Feld und wo finde ich es? Forschungsfeld und Fragestellungen im Wandel

März 2015, vor dem Bahnhof Brennero in Italien: Auf Einladung einiger Aktivist*innen aus Tirol und Südtirol fuhr ich gemeinsam mit einer kleinen Gruppe aus München an den Brenner. Einer der bedeutendsten Verkehrswege des Schengenraums überquert hier die italienisch-österreichische Grenze. Vor dem Bahnhof der kleinen Grenzgemeinde in den Alpen, geprägt von touristischer Mobilität und dem europäischen Warenverkehr, versammelten sich am Tag des »Transnationalen Migrant*innenstreiks« hunderte Demonstrant*innen, um die Grenze sichtbar zu machen, die aufgrund des Dublin-Systems geflüchteten Menschen ihr Recht auf Bewegungsfreiheit abspricht. Der Protest richtete sich vor allem gegen die seit Herbst 2014 implementierte trilaterale Polizeikooperation, der Italien auf Druck von Deutschland und Österreich nach ministeriellen Absprachen zugestimmt hatte. Mit gemeinsamen Polizeistreifen, bestehend aus zwei italienischen Beamt*innen und jeweils einer Person der deutschen Bundespolizei und der österreichischen Fremdenpolizei, werden seither die international verkehrenden *Eurocity*-Züge ausschließlich auf italienischem Terrain kontrolliert. Ziel der Polizeikooperation ist die Identifizierung von Personen, die ohne gültige Reisepapiere versuchen, die Grenze nach Österreich zu passieren. Damit soll auch ihr Weiterkommen nach Deutschland verhindert werden.

Mit den Grenzpolitiken am Brenner hatte ich einen möglichen empirischen Bezugspunkt gefunden, doch die Konstruktion des (Forschungs-) Feldes beinhaltet nicht nur eine räumliche Lokalisierbarkeit, sondern auch die Frage, welche Konnektivitäten hergestellt werden können und ist damit eine »praxeologische Konstruktion von Forschenden«. ⁶ In Anlehnung an Akhili Gupta und James Ferguson schreibt auch der Ethnologe Martin Sökefeld, dass das Feld nicht durch bestimmte gegebene örtliche Verhältnisse, »sondern durch Lokalisierung, Positionierungen,

⁶ Sabine Hess; Maria Schwertl: Vom »Feld« zur »Assemblage«? Perspektiven europäisch-ethnologischer Methodenentwicklung – eine Hinleitung. In: Sabine Hess; Johannes Moser; Maria Schwertl (Hrsg.): *Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte*, Berlin 2013, S. 13-37, hier: S. 32.

Handlungsstränge und Perspektiven«⁷ charakterisiert ist. Überlegungen zum Entstehungs- und Handlungskontext der trilateralen Polizeikooperation ermöglichten eine solche Konstruktion des Feldes und die Konkretisierung meiner Fragestellungen. Meinen ersten Gesprächen zufolge gab sich die italienische Polizei nur bedingt Mühe, Menschen an der Ausreise aus Italien zu hindern – ein Umstand, den ich fortan als »kuriose Allianz« zwischen Transitmigrant*innen und den italienischen Behörden betitelte.⁸ Gleichzeitig griff die trilaterale Kooperation in die Migrationsprozesse ein: Da es noch keinen solch umfangreichen Kontrollapparat entlang der Brenner-Route gab, wie es heute der Fall ist, war es nur bedingt eine Verhinderung der »Sekundärmigration«. In vielen Fällen erreichte sie wohl eher nur eine Verzögerung des Transits. Doch mit der Abnahme der Fingerabdrücke festgesetzter Migrant*innen und deren Speicherung in der Datenbank *Eurodac* erhöhte sie die Wahrscheinlichkeit einer späteren Dublin-Abschiebung. Diesen Versuch der Stabilisierung des Dublin-Systems nahm ich folglich in meine ersten Fragestellungen auf: Was trägt zur Erschütterung des Dublin-Systems bei und welche Faktoren führen zu seiner immer wiederkehrenden (Re-) Stabilisierung? Dieser Frage wollte ich nachgehen, mit einer empirischen Verortung am Brenner oder konkreter: dem *Eurocity* als mobilem Forschungsort.

Nur wenige Monate später stellten die Migrationsbewegungen des Sommers 2015 entlang der Balkanroute die europäischen Modi der Regulierung und Kontrolle von Migration vehement in Frage und paralyisierten das Dublin-System: In Deutschland wurde dabei die Verordnung für Asylanträge von syrischen Staatsangehörigen vorübergehend ausgesetzt.⁹ Bereits wenige Wochen nachdem die Bilder von den Protesten Asylsuchender am ungarischen Bahnhof Keleti und später von ihrer Ankunft am Münchener Hauptbahnhof durch die Weltpresse gingen, entschied sich die Bundesregierung zur Wiederaufnahme nationaler Grenzkontrollen an der Grenze zu Österreich. Einem Domino-Effekt gleich, veranlassten in der Folge verschiedene europäische Staaten die

⁷ Martin Sökefeld: Feld ohne Ferne – Reflexionen über ethnologische Forschungen »zu Hause« – in Hamburg, zum Beispiel. In: *Ethnoscripts*, Jg. 4, Nr. 1, 2002, S. 82-96, hier: S. 93.

⁸ Matthias Schmidt-Sembdner: Grenzkontrollen als »dauerhaftes Provisorium«? Renationalisierungsprozesse im Schengenraum am Beispiel der Brennerroute. In: *movements. Journal for Critical Migration and Border Regime Studies*, Jg. 4, Nr. 2, 2018, S. 57-76, hier: S. 61.

⁹ Kasperek; Schmidt-Sembdner 2017, S. 185f.

Aufnahme von Binnengrenzkontrollen¹⁰ und Schengen wurde in den Stand-By-Modus versetzt.

Der Bahnhof der bayerischen Stadt Rosenheim, an der Schnittstelle zwischen den Ankünften von der Balkan- und der Brenner-Route gelegen, wurde zu einem der Kontrollschwerpunkte der deutschen Bundespolizei. Wurden in den ersten Wochen noch vor allem Menschen von der Balkanroute gestoppt, gliederten sich auch Asylsuchende von der Brenner-Route auf Höhe der österreichischen Grenzstadt Kufstein ein und nutzten die Zugtransfers nach Rosenheim. Auch die *Eurocities* aus Italien wurden in Rosenheim für umfassende Inspektionen für bis zu 30 Minuten angehalten, ehe sie ihre Fahrt bis nach München fortsetzen konnten.

Angesichts des damaligen Scheiterns des Dublin-Systems, der kompensatorischen Einführung der Grenzkontrollen und den damit ausgelösten Umwälzungen im Schengenraum wandelte sich auch meine Fragestellung: Wie konfiguriert sich der Schengenraum nach dem Sommer der Migration 2015 neu? Wer konstituiert die europäischen Binnengrenzen? Und wie stellt sich migrantische Mobilität immer wieder her? Mit einem empirischen Fokus auf die Brenner-Route untersuche ich diese Fragen unter Einbezug des Spannungsverhältnisses zwischen der Renationalisierung der Grenzpolitiken im Schengenraum durch seine Mitgliedstaaten, den migrationspolitischen Reformversuchen der Europäischen Union und der Bewegung der Migration.

Die politischen Entwicklungen in der ersten Jahreshälfte 2016 bekräftigten zum einen meinen Entschluss, das Dublin-System zu dezentrieren. Zum anderen bestätigten sie auch meine Entscheidung, trotz der großen Bedeutung der Balkan-Route mich weiterhin auf die Brenner-Route zu konzentrieren und die gesamte Zugstrecke des *Eurocitys* in den Blick zu nehmen. Angestoßen von den jeweiligen nationalen Kontrollmaßnahmen der Länder auf dem Balkan und dem Deal zwischen der Europäischen Union und der Türkei zur Rücknahme von Asylsuchenden, wurde die »erfolgreiche Schließung« der Balkan-Route im Frühjahr 2016 proklamiert.¹¹ Getrieben von einer antizipierten Verlagerung der Fluchtwege auf die zentrale Mittelmeer-Route, fokussierte die österreichische Re-

¹⁰ Moving Europe: Sommer der Migrationen. In: Sabine Hess; Bernd Kasper; Stefanie Kron; Mathias Rodatz; Maria Schwertl; Simon Sontowski (Hrsg.): Der lange Sommer der Migration. Grenzregime III, Berlin/Hamburg 2017, S. 236-259, hier: S. 254f.

¹¹ Ebd.; Europäische Kommission: Zurück zu Schengen: Kommission schlägt Fahrplan für vollständige Wiederherstellung des Schengen-Systems vor, 2016, <https://tinyurl.com/y2bkg3rq> (31.5.2019), www.europa.eu.

gierung schon im Februar 2016 die Entwicklungen in Italien und damit auch den Grenzübergang am Brenner. Bereits Anfang März wurde ein neues Grenzmanagement am Brenner vorgestellt: neue Kontrollstreifen wurden eingerichtet und das österreichische Bundesheer in Form eines Assistenzeinsatzes einbezogen. Erste bauliche Maßnahmen wie die Einlassungen am Boden und Aufhängevorrichtungen an den Seiten materialisierten die Drohung, einen Zaun am Brenner zu errichten. Bis heute lagert der Zaun in einem Container auf der österreichischen Seite der Ortschaft Brenner und dient Österreich als Faustpfand, Italien zu erhöhten Kontrollmaßnahmen zu bewegen. Insbesondere mit Blick auf die Frage, wer die europäischen Binnengrenzen konstituiert und welche umkämpften Aushandlungen hier auf der Ebene mikropolitischer Prozesse stattfinden, blieb der *Eurocity* ein spannender empirischer Bezugspunkt: so ist es nicht nur die trilaterale Polizeikooperation, die sich nun, flankiert von den jeweiligen nationalen Maßnahmen an den Binnengrenzen, in eine umfassende Immobilisierungspolitik von Transitmigrant*innen einschreibt. Vor allem der Zustieg von österreichischen Beamt*innen am italienischen Bahnhof Brenner ließ in der Vergangenheit immer wieder zwischenstaatliche Spannungen erkennen. Die Bedeutung von Studien zu solchen »Mikrogeographien der Souveränität« betont auch die Geographin Alison Mountz in ihrer Arbeit über staatliche Bürokratien im Zuge von Grenzziehungsprozessen in Kanada und verweist auf die Doppeldeutigkeit und (oftmals auch rechtliche) Uneindeutigkeit von solchen Orten.¹²

Die ethnographische Grenzregimeanalyse: Sequenzen einer Operationalisierung der empirischen Feldforschung

Entlang der Brenner-Route treffen verschiedene Akteur*innen in den Aushandlungsprozessen um die Politiken der Mobilität und Immobilisierung aufeinander: Migrant*innen, Aktivist*innen, Sozialarbeiter*innen, Polizeibeamt*innen und Mitarbeiter*innen von Zugverkehrsunternehmen. Um solche Kräfteverhältnisse und die in ihnen verwobenen Akteur*innen fassen und analysieren zu können, schlägt die *ethnographische Grenzregimeanalyse* einen integrierenden Forschungsansatz vor. Symptomatische Diskursanalysen können dazu ebenso gezählt werden

¹² Alison Mountz: *Seeking Asylum. Human Smuggling and Bureaucracy at the Border*, Minneapolis & London 2010, S. 140.

wie informelle Gespräche, fokussierte Interviews und teilnehmende Beobachtung, welche oft multilokal und ambulant angelegt sind und das Grenzregime praxeographisch im Moment seiner Hervorbringung und Lokalisierung erforschen.¹³ Der Begriff des *Regimes* verweist nicht nur auf die Vielzahl beteiligter Akteur*innen und Materialitäten oder auf die unterschiedlichen politischen Ebenen und räumlichen Arrangements, in denen um die verschiedenen Grenz- und Migrationspolitiken gerungen wird. Er bezieht auch die Komplexitäten und Widersprüche mit ein, das tastende Verfahren und die Irrwege migrationspolitischer Strategien sowie die Diskrepanzen zwischen Intentionen und Effekten, die hinter den umkämpften Handlungsparadigmen zum Vorschein kommen. So ist das, was im Grenzregime passiert, nicht auf eine »versteckte Agenda« oder eine »systemische Logik« zurückzuführen¹⁴ – ohne Phasen der Verfestigung und Stabilisierung zu negieren, widerspricht der Regimebegriff demzufolge der Vorstellung eines fest verankerten oder dauerhaft stabilen Systems. Im Gegensatz zum Begriff der Hegemonie und daran anschließend der analytischen Konzeption von Hegemonieprojekten¹⁵ ist der Regimebegriff auch prozesshafter orientiert und thematisch spezifischer angesetzt. Mit dem Ansatz der *Autonomie der Migration*¹⁶ setzt die ethnographische Grenzregimeanalyse die konstitutive Bedeutung von migrantischer Mobilität und Kämpfe zentral und kennzeichnet so Grenzregime als Orte der permanenten Spannung, des Konflikts und der Anfechtung angesichts des Wissens und der Kraft von Migrationsbewegungen.¹⁷ Im Gegensatz zu einer lokal fixierten Forschung auf ei-

¹³ Hess; Schwertl 2013, S. 31.

¹⁴ Sabine Hess; Serhat Karakayali: Fluchtlinien der Migration. Grenzen als soziale Verhältnisse. In: Sabine Hess; Bernd Kasperek; Stefanie Kron; Mathias Rodatz; Maria Schwertl; Simon Sontowski (Hrsg.): Der lange Sommer der Migration. Grenzregime III, Berlin/Hamburg 2017, S. 25-37, hier: S. 33.

¹⁵ Sonja Buckel; Fabian Georgi; John Kannankulam; Jens Wissel: Theorie, Methoden und Analysen kritischer Europaforschung. In: Forschungsgruppe »Staatsprojekt Europa« (Hrsg.): Kämpfe um Migrationspolitik. Theorie, Methode und Analyse kritischer Europaforschung, Bielefeld 2014, S. 15-84.

¹⁶ Yann Moulier Boutang: Europa, Autonomie der Migration, Biopolitik. In: Marianne Pieper; Thomas Atzert; Serhat Karakayali; Vassilis Tsianos (Hrsg.): Empire und die biopolitische Wende. Die internationale Diskussion im Anschluss an Hardt und Negri, Frankfurt am Main/New York 2007, S. 169-178.

¹⁷ Manuela Bojadžijev: Das »Spiel« der Autonomie der Migration. In: ZfK – Zeitschrift für Kulturwissenschaften, Jg. 5, Nr. 2, 2011, S. 139-145, hier: S. 139ff.; Sabine Hess: Migration als widerständige Praxis – Die Autonomie der Migration als theoretische Intervention in die border studies. In: Dana Dülcke; Julia Kleinschmidt;

nen spezifischen Grenzort oder linear entlang einer nationalen Grenze beugt mein Blick auf eine Route die Ausblendung der konstitutiven Bedeutung migrantischer Mobilität für die Rekonfiguration des Schengenraumes vor. Darüber hinaus verdeutlicht diese Perspektive, dass die Prozesse der Renationalisierung sich vor allem entlang von Routen entfalten. Ersichtlich wird dabei, dass sich die Strategien der Renationalisierung nicht nur in ein Konfliktverhältnis mit der Bewegung der Migration und den EU-europäischen Migrationspolitiken setzen lassen, sondern auch die zwischenstaatlichen Kooperationen inhärente Konflikte aufweisen. Dabei bilden die ineinandergreifenden staatlichen Kontrollinterventionen entlang der Route einen Praxis-Zusammenhang, der »in seiner geographischen Streuung an spezifischen Orten stattfindet«. ¹⁸ So bleibt auch bei trans- oder multilokalen Forschungen eine räumliche Fokussierung unabdinglich: dabei werden »solche Orte gewählt, die in der Praxis als relevante Schnittstellen oder entscheidenden Nadelöhre dienen«. ¹⁹ Meine Forschungsorte wurden neben dem Bahnhof am Brenner auch die Städte Innsbruck und Rosenheim, aber auch die Bahnhöfe und Städte südlich vom Brenner wie etwa Bozen, Trento oder Verona wurden mit zunehmendem Verlauf der Forschung von höherer Bedeutung.

Der *Ethnographie* können keine eindeutig zu fassenden und standardisierten Methoden zugeschrieben werden. Sie folgt auch keinem »Regelwerk«, das akkurat ausgeführt einen bestimmten Datentyp hervorbringt. ²⁰ Dennoch rutscht sie nicht in eine Willkür und Beliebigkeit der Methoden ab: Die gelebte »Ordnung im Feld« gibt ein bestimmtes methodisches Vorgehen vor und bestimmt die jeweils nötigen methodischen Stränge. ²¹ Auf drei verschiedene methodisch/methodologische Stränge werde ich mit Blick auf meine Forschung nun konkret eingehen: erstens die Temporalisierung meiner empirischen Feldforschung, zweitens die Methode des Beobachtens und drittens die Durchführung leitfadengestützter, qualitativer Interviews.

Von anderen qualitativen Forschungsansätzen unterscheidet sich die Ethnographie vor allem hinsichtlich der *Zeit*, die sie in ihre Forschung investiert – statt forschungsökonomisch konzentrierter Erhebungs-

Olaf Tietje; Juliane Wenke (Hrsg.): Grenzen von Ordnung. Eigensinnige Akteur_innen zwischen (Un)Sicherheit und Freiheit, Münster 2016, S. 54-67, hier: S. 58.

¹⁸ Georg Breidenstein; Stefan Hirschauer; Herbert Kalthoff; Boris Nieswand: Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung, Konstanz/München 2013, S. 49.

¹⁹ Ebd., S. 78.

²⁰ Ebd., S. 10 und S. 34.

²¹ Ebd., S. 38.

schwerpunkte ist sie vor allem durch eine ausgedehnte Erhebungsstrecke charakterisiert.²² In der Kulturanthropologie kommen dabei diskontinuierlichen Feldforschungen immer größere Bedeutung gegenüber langfristigen, stationären Aufenthalten zu: mehrere, zeitlich oft auf wenige Wochen begrenzte Aufenthalte reihen sich dabei über einen gewissen Zeitraum aneinander.²³ Mein Wohnort München machte es mir möglich, immer wieder kürzere Aufenthalte einzustreuen und so reichten meine Aufenthalte entlang der Route von nur wenigen Tagen bis zu mehreren Wochen: Was als diskontinuierliche Forschung bezeichnet werden kann, gewann bei mir mit Blick auf den gesamten Erhebungszeitraum von drei Jahren seine eigentliche Kontinuität. Dieser lang gewählte Zeitraum ermöglichte es mir, die für meine Fragestellung relevanten Ereignisse wie die Einführung der nationalen Grenzkontrollen, die Implementierung des österreichischen Grenzmanagements und die daraus resultierenden Entwicklungen im südlichen Teil der Route auch empirisch nachzugehen und in Bezug zueinander zu setzen. Der *Hop-on-Hop-off* Charakter meiner Forschung widerspiegelte sich auch wortwörtlich während meiner einzelnen Forschungsaufenthalte selbst: sie waren geprägt von Fahrten mit dem Zug zwischen den einzelnen Städten und die Zeit im Zug war selbst Teil der empirischen Erhebung, da einige der Kontrollmaßnahmen an Bord und während der Fahrt stattfinden.

Zu Beginn meiner Forschungszeit standen vor allem *Beobachtungen* im Zentrum meiner Arbeit: an und vor Bahnhöfen oder in Zügen sitzend, machte ich mir sukzessive ein Bild davon, welche Verkehrsverbindungen besonders stark kontrolliert werden und wo sich Kontinuitäten und auch Brüche ereigneten. Wie sich die Infrastrukturen der Kontrolle änderten, die Abläufe der polizeilichen Maßnahmen, das Verhalten und die Körpersprache der Protagonist*innen. Ob Migrant*innen nach einer Festsetzung wieder zum Bahnhof kommen und ob sie dabei von der Polizei oder vom Militär begleitet werden. Den Momenten, in denen tatsächlich Neues oder Unvorhergesehenes, Erfreuliches oder wütend Machendes und zugleich Spannendes passierte, standen auch etliche Stunden der Langeweile, der Eintönigkeit und Ereignislosigkeit gegenüber. Mein Eindruck der Sinnlosigkeit polizeilicher Präsenz an Bahnhöfen führte mich

²² Ebd., S. 34.

²³ Gisela Welz: Die Pragmatik ethnografischer Temporalisierung. Neue Formen der Zeitorganisation in der Feldforschung. In: Sabine Hess; Johannes Moser; Maria Schwertl (Hrsg.): *Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte*, Berlin 2013, S. 39-54, hier: S. 40f.

immer wieder zurück zu der Frage, wo der Sinn meiner eigenen Anwesenheit denn gerade läge. Als Ethnologin oder Ethnologe auch dann da zu sein, wenn nichts passiert, gehört wohl zur empirischen Forschung genauso dazu wie sich Gedanken dazu zu machen, *warum* nichts passiert und genau hinzusehen, *was* denn alles so geschieht, wenn scheinbar nichts passiert. Rückblickend waren es aber doch meine Erfahrungen aus den Beobachtungen, die mir immer wieder halfen, Gehörtes und Geschriebenes zu kontextualisieren, infrage zu stellen und Widersprüchlichkeiten zu erkennen. Um die Lücke zwischen der *written policy* und den tatsächlichen Praktiken²⁴ identifizieren zu können, zahlte sich die Beobachtungssituation immer wieder aus: sei es bezüglich der Aufgabenverteilung der verschiedenen polizeilichen und militärischen Einheiten, die vor allem an den italienischen Bahnhöfen zu beobachten waren oder bezüglich der Rolle und Kompetenzen von deutschen und österreichischen Beamt*innen auf italienischem Territorium.

Informelle Gespräche und *Interviews* waren zwar bereits in der frühen Phase meiner Forschung Bestandteil meiner Arbeit, allerdings häuften sie sich in einer späteren Phase. Dies hatte unterschiedliche Gründe. Allgemein vervielfachten und präzisierten sich gleichzeitig die Fragen mit zunehmender Dauer der Forschung und dem entsprechenden Kenntniserwerb im und über das Feld. Spezifisch waren es vor allem die Interviews mit den Polizeibehörden, die ich bewusst erst zu einer späteren Phase der Forschung durchführen wollte: Zum einen waren offizielle Anfragen auch zugleich eine Offenlegung meiner forschenden Absichten gegenüber den Behörden und hätten unter Umständen das Fortsetzen meines beiläufigen, von den Behörden nicht weiter registrierten Beobachtens beeinflussen können. Zum anderen ging ich davon aus, dass mir ein Gespräch mit den Behörden jeweils nur *einmal* ermöglicht werden würde – entsprechend sollten sie auch möglichst spät stattfinden, um viele Ereignisse und Veränderungen thematisieren zu können. In der konkreten Gesprächsführung war das umfangliche Wissen über das Feld ein wesentlicher, aber auch zwiespältiger Vorteil: die »gespielte Unwissenheit« in meinen Interviews sollte meine Gegenüber dazu ermutigen, möglichst ausführlich ihr Wissen und ihre Erfahrungen mit mir zu teilen. Schließlich liegt der Wert von Interviews in ethnographischen Arbeiten nicht (nur) darin, gänzlich »Neues« zu erfahren, sondern bereits Bekanntes aus unterschiedlichen Perspektiven geschildert zu bekommen, um später die akteursspezifischen Kontextualisierungen, Gewichtungen und

²⁴ Mountz 2010, S. 35.

argumentative Stränge gegenüberstellen und interpretieren zu können. Umso herausfordernder war es jedoch, im späteren Verlauf der Interviews mein Wissen auch einzusetzen und meine Gegenüber mit detaillierteren Kenntnissen zu konfrontieren, ohne dabei ihre Offenheit und Gesprächsbereitschaft zu verlieren.

Die Bewegung der Migration und die Transformation von Staatlichkeit: Ein theoretischer Ausblick

Der Ursprung der trilateralen Polizeikooperation liegt nicht in den Prozessen der Renationalisierung des Schengenraums, wie wir sie am Beispiel der Migrations- und Grenzpolitiken in den vergangenen Jahren erleben. Ihr Ursprung ist, wenn man so will, eigentlich ein *europäischer*: Die Kooperation begann in den 1990er Jahren und sollte das Reisen zwischen den drei Staaten Schengens »trotz« des Wegfalls der Personenkontrollen an den Binnengrenzen »sicherer« gestalten, ihr Fokus galt damals wohl in erster Linie Taschendiebstählen. Ein Grund, wie mir ein österreichischer Polizist zu seinem Ärgernis mitteilte, warum diese Kooperation auch in der aktuellen Zielsetzung nicht stärker hinsichtlich ihres europäischen Gehalts wahrgenommen wird. Zu einem solchen Gehalt verhalf den nationalen Grenzkontrollen Deutschlands auch Horst Seehofer mit seinem im Juli 2018 präsentierten *Masterplan Migration*. Darin forderte er auch die Zurückweisung von Migrant*innen, die gegenüber den Behörden ein Asylbegehren äußern.²⁵ Nachdem die Idee von unmittelbaren Rückschiebungen nach Österreich aufgrund einer deutlichen Ansage des damaligen österreichischen Kanzlers Sebastian Kurz schnell wieder vom Tisch waren, begannen Verhandlungen zu bilateralen Abkommen mit den Ländern, in denen die betroffenen Personen mehrheitlich bereits registriert und – meist zwangsläufig – ein Asylverfahren begonnen hatten. Die Kernlogik des Dublin-Systems solle also mithilfe der nationalen Grenzkontrollen wieder an Effizienz gewinnen. Diese beiden Aspekte verdeutlichen, warum die Theoretisierung meiner ethnographischen Forschung auch der Frage nachgeht, inwiefern sich die gezeichnete Dichotomie aus Renationalisierung und Europäisierung aufrechterhalten lässt: Wo und wie sich diese Transformations-

²⁵ Bundesministerium des Inneren, für Bau und Heimat: *Masterplan Migration. Maßnahmen zur Ordnung, Steuerung und Begrenzung der Zuwanderung*, Berlin 2018, S. 13.

prozesse flankieren, herausfordern oder ineinandergreifen, historisch wie gegenwärtig.

Schließlich widmet sich ein wesentlicher Teil meiner Theoretisierung auch der Rolle der Bewegung der Migration. Die staatlichen Kontrollmaßnahmen veränderten und verlangsamten die Transitmigration über den Brenner, konnten sie jedoch nicht unterbinden. Das zunehmende polizeiliche Aufgebot an den Bahnhöfen und in den Zügen änderte die Wege und Verkehrsmittel des Transits: Besonders die Nutzung von Güterzügen stieg nur wenige Monate nach der Einführung des österreichischen Grenzmanagements deutlich an. Entsprechend änderte sich auch die Sichtbarkeit der Transitmigration. Nur noch vereinzelt traf ich Migrant*innen an Bahnhöfen, stattdessen begegnete mir die Frage des Überquerens der Grenzen zunehmend in den informellen Camps, den lokalen Aufnahmezentren oder auch den Winternotquartieren in den Städten entlang des südlichen Teils der Route – als Orte der Aneignung zur Vorbereitung des Transits, der teurer und zum Teil wesentlich risikoreicher geworden war und mehr Wissen voraussetzte. Mit dem Konzept der *nonmovements* des Soziologen Asef Bayat versuche ich, diese und weitere Strategien und Praktiken theoretisch zu fassen und Migration hinsichtlich ihrer sozialen und politischen Praxis zu greifen. Als *non movements* bezeichnet Bayat geteilte Praktiken, ausgeführt von einer Vielzahl von Menschen, ohne dass sie sich unter einer gemeinsamen Ideologie oder Organisation vereinen ließen.²⁶ Auch wenn sie fragmentiert bleiben, sind sie immer mehr als die Summe der jeweils individuellen Handlungen und können im Sinne von Normalisierungen und Legitimierungen bestimmter Praktiken gesellschaftliche Veränderungen bewirken, ohne dass diese dabei intendiert sein müssen.²⁷ An die Thesen der »Autonomie der Migration« anknüpfend, halte ich dieses Konzept für sehr passend, um die destabilisierenden und subversiven Dynamiken der Bewegung der Migration und damit ihre Rolle in der Transformation von Staatlichkeit zu fassen.

²⁶ Asef Bayat: *Life as Politics. How ordinary people change the Middle East*, Stanford 2010, S. 3f., 14.

²⁷ Ebd., S. 20.

GEWALT & ERINNERUNG

Tininiska Zanger Montoya

Das kolumbianische politische Exil als ein diskursives Feld

Entwicklungen und Konflikte im Rahmen
der Friedensverhandlungen

Auf der Basis meiner ethnographischen Studie, in der Exil und Rückkehr von Kolumbianer*innen im Fokus stehen, möchte ich in den folgenden Seiten die Uneindeutigkeit des kolumbianischen politischen Exils darstellen. Diese basiert, so meine These, auf dem langjährigen Konflikt, der Spannung zwischen autoritären Zügen in einem demokratischen Regime, auf der Multiplizität der Gewaltakteure und dementsprechend heterogenen Gewalterscheinungen und Fluchtursachen. Daran anschließend arbeite ich definitorische Grundlagen des politischen Exils als Analysekatégorie heraus. Zwischen 2016 und 2018 führte ich Leitfadeninterviews mit Exilkolumbianer*innen in Deutschland, Spanien, Österreich, Belgien, Schweden, Frankreich und der Schweiz, sowie mit Zurückgekehrten in Kolumbien durch. Ich beabsichtige anhand der hier präsentierten Auszüge meiner Feldforschung, die Heterogenität des Exilfeldes in wenigen Seiten darzustellen, sowie die starke subjektive Komponente hervorzuheben, die in meinen Augen das Exil als ein diskursives Feld konfiguriert.

Annäherung an die Exilforschung

Seit Menschengedenken ist das Exil eine Praxis und ein Motiv, welches sich in Kultur, Erzählungen und Mythen widerspiegelt.¹ Die Verbannung von Adam und Eva aus dem Garten Eden, der Exodus der Hebräer, Odysseus jahrelange Unmöglichkeit der Rückkehr sowie die Praxis des Ost-razismus in Athen sind nur einige Beispiele. In jüngerer Zeit wurde das Exil ausgiebig in Verbindung zum deutschen Nationalsozialismus, zum franquistischen Spanien sowie zu den Militärdiktaturen des Südkegels Lateinamerikas untersucht.

Aufgrund der großen Bandbreite der literarischen und akademischen Produktionen zu Exil gibt es zahlreiche divergierende Annäherungen

¹ Mario Sznajder; Luis Roniger: The Politics of Exile in Latin America, New York 2009, S. 12.

und Eingrenzungen des Begriffs. Vornehmlich zwei Definitionen erscheinen mir erwähnenswert. Mario Sznajder und Luis Roniger sehen das politische Exil als »mechanism of institutional exclusion – not the only one – by which a person in politics and public life, or perceived by power holders as such, is forced or pressed to leave his or her home country or place of residence, unable to return until a change in political circumstances takes place«.²

Für die Autoren sind Exilierte Dissident*innen der Regierung, die »von oben« unterdrückt werden, beziehungsweise gegen eine Art von Unterdrückung kämpfen. Sie sehen das politische Exil immer an eine institutionelle Exklusion gekoppelt, insofern es mit dem Verlust der politischen Partizipation, Verhandlung und des politischen Dialogs einhergeht. Yossi Shain unterscheidet zwischen Exil und politischem Exil. Er argumentiert, alle Exilierten seien aus politischen Gründen aus dem Herkunftsland geflohen, was sie jedoch nicht automatisch *politische* Exilierte werden ließe. Letztere seien ausschließlich diejenigen, die aus ihrem Exil langfristig versuchen, Einfluss auf die politische Situation ihres Herkunftslandes auszuüben.³ Sowohl für Shain als auch für Sznajder und Roniger ist die Vernetzung von Flucht und Politik zentral. Shains »politische Exilierte« entsprechen Sznajder und Ronigers »proaktiven Exilierten«. Diese gelten oftmals »als Agent*innen der Transformation und dienen als Brücke zwischen Gesellschaften, Ideen und institutionellen Paradigmen«.⁴

Die bestehende Exilforschung widmet sich vornehmlich Ländern mit Diktaturen. Institutionelle Exklusion impliziert, wie bereits erwähnt, eine willkürliche Nutzung von Macht und Gewalt, um politische Ziele zu erreichen. Die politische Ausgrenzung ins Exil weist eine Art Autoritarismus auf, die augenscheinlich einem demokratischen System widerspricht.⁵ Deshalb werden Diktaturen fast als alleinige Ursache der Exilsituation betrachtet. Im Kontext von Diktaturen ist der Exilbegriff relativ eindeutig. Er verweist auf Flucht vor Mord oder Inhaftierung aufgrund politischer Verfolgung von staatlicher Seite und/oder auf einen juristischen Akt der Verbannung, welcher Personen, die als sozial, moralisch oder politisch »schädlich« erachtet werden, zwingt, ein gewisses Terri-

² Ebd. S. 11.

³ Yossi Shain: *The Frontier of Loyalty. Political Exiles in the Age of the Nation State* [1989], Hannover/London 2005, S. 14.

⁴ Sznajder; Roniger 2009, S. 23.

⁵ Ebd., S. 5, 21.

torium zu verlassen.⁶ Die Uneindeutigkeit liegt in diesen Fällen in einer zeitlichen Komponente, das heißt, weniger in der Frage *wer* als Exilierter* gilt, als in der Frage *wie lange nach der Flucht* sich eine Person weiterhin als im Exil befindlich verstehen kann.

Exil in Demokratien und politische Verfolgung: Der Fall Kolumbien

In Lateinamerika lag die politische, mediale und akademische Aufmerksamkeit in den letzten Jahren nicht auf dem Exil. Es wurde davon ausgegangen, dass das Ende der Militärdiktaturen zugleich das Ende dieser repressiven Praxis bedeutet hatte.⁷ Dennoch finden Vertreibung und Flucht ins Exil, auch unter demokratisch gewählten Regierungen, weiterhin statt, wie es der Fall Kolumbien zeigt.⁸ Kolumbiens Regime hat viele Jahre den politischen Charakter des Konflikts negiert.⁹ Der Expräsident Juan Manuel Santos erkannte erst 2011 öffentlich die Existenz eines bewaffneten Konfliktes in Kolumbien an. Während der Amtszeit seines Vorgängers Álvaro Uribe Vélez (2002-2010) war ausschließlich von einer terroristischen Bedrohung die Rede. Zudem gibt es in Kolumbien, im Unterschied zu den Diktaturen des Südkegels Lateinamerikas, keine klar eingegrenzte Zeit massiver Fluchtbewegungen. Aufgrund des langjährigen Konflikts findet die Vertreibung ins Exil in Kolumbien seit vier Jahrzehnten »langsam und kontinuierlich«¹⁰ statt.

Der kolumbianische Konflikt ist besonders in Hinblick auf die besagte Langwierigkeit, das große Gewaltrepertoire, die Vielzahl an involvierten Akteuren und den oftmals verschwommenen Grenzen zwischen ihnen hoch komplex. Irreguläre bewaffnete Gruppen – darunter einerseits diverse linke Guerillas, mit den FARC-EP als die Prominenteste, andererseits rechte paramilitärische Gruppen sowie mafiöse Strukturen haben

⁶ »Desterrar« in: Pedraz, Alonso (Hrsg.): *Enciclopedia del idioma*, Madrid (1958), Nr. 2, S. 1521.

⁷ Diana Ortiz; Sergio Kaminker: *Suramérica y los Refugiados Colombianos*. In: *Revista Interdisciplinar Da Mobilidade Humana*, Jg. 22, Nr. 43, 2014, S. 35-51, hier: S. 37.

⁸ Vgl. Jeisson Oswaldo Martínez Leguizamo: *El exilio colombiano en España: Los diálogos de paz, un antes y un después*. In: *Estudios*, Jg. 38, Nr. 2, 2017, S. 105-121, hier: S. 107.

⁹ Ortiz; Kaminker 2014, S. 37.

¹⁰ Martínez Leguizamo 2017, S. 107.

sich Menschenrechtsverletzungen zuschulden kommen lassen. Darüber hinaus waren auch der Staat und seine Sicherheitskräfte an eben solchen Menschenrechtsverletzungen beteiligt. Die Komplexität des Konflikts mit seinen multiplen Akteuren konstituiert sich als ein erstes großes Hindernis für eine einstimmige Exildefinition.¹¹

Die *Nationale Opfereinrichtung* zählt 8.816.304 zivile Opfer im Zeitraum von 1985 bis 2019 im Rahmen des bewaffneten Konflikts.¹² Das Verbrechen mit der größten Reichweite ist die gewaltsame interne Vertreibung. 2018 war Kolumbien mit 7.404.616 internen Vertriebenen¹³ an zweiter Stelle der Weltrangliste.¹⁴ 2017 zählte der Hohe Flüchtlingskommissar der Vereinten Nationen 350.000 Personen auf der Suche nach internationalem Schutz im Ausland;¹⁵ eine Exilgruppe spricht von rund 850.000 Kolumbianer*innen im Exil.¹⁶ Alle bewaffneten Akteure sind verantwortlich für Flucht und Vertreibung,¹⁷ obgleich in unterschiedlichen Formen und Ausmaß. Ein Teil der Vertreibungen ist als ›Kollateralschaden‹ der bewaffneten Auseinandersetzungen aller Akteure zu verstehen.¹⁸ Die Guerillas haben einen großen Teil der kolumbianischen Binnenvertreibung im Kontext des bewaffneten Konflikts zu verantworten, sowie Entführungen und Forderungen nach Lösegeldern. Auch mafiöse Strukturen sind seit Jahrzehnten für Drohungen, Morde und Flucht verantwortlich, und ihre Verwobenheit mit paramilitärischen Gruppen,¹⁹ Staatsrepräsentant*innen und in einem geringeren Maß auch mit Guerillas ist kein Geheimnis.

¹¹ Centro Nacional de Memoria Histórica 2018, S. 39.

¹² Unidad Nacional de Víctimas: Registro Único de Víctimas, <https://cifras.unidadvictimas.gov.co> (27.06.2019)

¹³ Ebd.

¹⁴ Internal Displacement Monitoring Centre (2019): Global Report on Internal Displacement 2019, S. 48.

¹⁵ UNHCR: Factsheet Colombia, http://reporting.unhcr.org/sites/default/files/UNHCR_Colombia_Factsheet_-_February_2017.pdf (9.8.2018).

¹⁶ Constituyente de Exiliados/as Perseguidos/as por el Estado Colombiano, www.exiliocolombiano.org (27.6.2019).

¹⁷ Centro Nacional de Memoria Histórica [fortan: CNMH] 2018, S. 50.

¹⁸ Hundertausende flohen vor dem Kreuzfeuer zwischen FARC und dem Militär und/oder dem Paramilitär, oftmals wurden auch Personen aufgrund ihrer mutmaßlichen Verbindung mit einem der bewaffneten Akteure von einem anderen bedroht und vertrieben (vgl. Centro Nacional de Memoria Histórica: Una Nación desplazada, Bogotá 2015, S. 17).

¹⁹ Dario Azzellini; Raul Zelik: Kolumbien. Große Geschäfte, staatlicher Terror und Aufstandsbewegung [1999], Karlsruhe 2000, S. 78, 82.

Der Paramilitarismus hat sich in erster Linie auf die Praxis des Landraubs in wirtschaftlich ertragreichen und geostrategischen Regionen spezialisiert, wobei die Ländereien später an Großgrundbesitzer*innen, Großindustrielle und Großkonzerne übertragen²⁰ oder zum Drogenanbau genutzt wurden. Zudem ist das Paramilitär für den Großteil der politischen Verfolgung und darauffolgenden Vertreibung in Kolumbien verantwortlich. Die Grenzen zwischen Paramilitär und Regierung sind besonders schwierig zu ziehen. Der Paramilitarismus ist nicht als eigenständiges Phänomen, sondern stets in Bezug zum Staat zu verstehen, was auf der strukturellen Verantwortung des Staates für die Entstehung paramilitärischer Strukturen gründet. Katharina Hübner-Schmidt und Rainer Huhle schreiben, beim kolumbianischen Staat handele sich um »zwei Staaten mit unterschiedlichen Logiken« und zwar dem »Rechtsstaat« und dem »kriegsführenden repressiven Staat«, wobei ersterer massive Einschnitte vom zweiten hinnehmen müsse.²¹

Dies konnte ich im Gespräch mit meinen Gesprächspartner*innen – politische Exilierte und aus dem Exil nach Kolumbien zurückgekehrte Personen – bestätigen. Die meisten sehen den Paramilitarismus als den »illegalen bewaffneten Arm des Staates« und sie wurden von der Staatsgewalt in Zusammenarbeit mit dem Paramilitär verfolgt. Somit verrete ich die These, dass Paramilitär und Staat (durch Handlung oder Unterlassung) die Hauptverantwortlichen der seit Jahrzehnten stattfindenden politischen Verfolgung in Kolumbien sind.

Die systematische politische Verfolgung in Kolumbien erfuhr als normatives politisches Werkzeug der institutionellen Exklusion²² in den 1980er Jahren eine rasante Steigerung. Sie betraf (und betrifft bis heute) verschiedene Arten politischer Oppositioneller: von Militanten linker Guerillas, Militanten linker Parteien, über Menschenrechtsaktivist*innen, Gewerkschaftler*innen und Journalist*innen bis hin zu Bauernanführer*innen und Künstler*innen. Diese Verfolgung ging Hand in Hand mit der Konsolidierung und Organisierung von paramilitärischen Gruppierungen,²³ mittels der Implementierung der *Doktrin der nationalen Si-*

²⁰ CNMH 2015 S. 17.

²¹ Katharina Hübner-Schmidt; Rainer Huhle: Friedenentwicklung und Krisenprävention in Kolumbien. Studie zur zukünftigen Gestaltung des EZ-Länderprogramms, Eschborn 2003, S. 17.

²² Vgl. Sznajder; Roniger 2009, S. 1.

²³ Vgl. Pablo Rivas Nieto; Pedro Rey García: Las Autodefensas y el paramilitarismo en Colombia (1964-2006). In: CONfines, Jg. 4, Nr. 7, 2008, S. 43-52.

cherheit.²⁴ In den 1980er Jahren begann auch die politische Verfolgung der neu gegründeten sozialistischen Partei *Unión Patriótica*. Zwischen 1984 und 2002 starben und »verschwanden« um die 4.153 Parteimitglieder durch bewaffnete Staatsagenten und das Paramilitär.²⁵ Ein Großteil der überlebenden Militanten floh aus Kolumbien und viele verbleiben bis heute außerhalb des Landes.²⁶

Wie bereits angedeutet, ist die politische Verfolgung nur eine unter vielen Fluchtursachen. Dies konstituiert sich als ein weiterer Grund, der einer eindeutigen Exildefinition entgegensteht. In Kolumbien finden kollektive und individuelle Vertreibungen²⁷ sowie interne Vertreibung, Vertreibung an die Landesgrenzen und in andere Kontinente statt. Die große Mehrheit der Geflüchteten befindet sich in Panama, Ecuador und Venezuela, also in Ländern, die an Kolumbien grenzen.²⁸ Meist handelt es sich hierbei um Personen aus ländlichen Regionen, die kollektiv vertrieben wurden und als ganze Gemeinden vor der Gewalt im Land fliehen mussten. Oftmals lag ihr Wohnort vor der Flucht in der Nähe einer Grenze. Die wirtschaftliche Situation dieser Vertriebenen ist sehr prekär. Zudem handelt es sich hierbei nicht um Personen, die in der politischen öffentlichen Sphäre bekannt sind.²⁹ In vielen Fällen folgen diese Vertreibungen einer wirtschaftlichen Landenteignungslogik. An den Landesgrenzen treffen Opfer der Guerillas, des Paramilitärs und des Militärs aufeinander.

Die verschiedenen Fluchtursachen sind allesamt politisch, insofern sie in Verbindung zum bewaffneten, sozialen und politischen Konflikt stehen. Alle bedürfen der im Friedensabkommen vereinbarten »Wahrheit, Gerechtigkeit, Wiedergutmachung und Nichtwiederholung«³⁰ und müssen gleichermaßen sichtbar gemacht werden. Dennoch gibt es auf

²⁴ Colectivo de Abogados José Alvear Restrepo: *Defender la vida. Informe a la Comisión de Esclarecimiento de la Verdad sobre patrones de agresión a personas que defienden los Derechos Humanos y el territorio en Colombia*, Bogotá 2018, S. 17.

²⁵ Vgl. Roberto Romero Ospina: *Unión Patriótica. Expedientes contra el Olvido*, Bogotá 2012.

²⁶ Vgl. CNMH, *Exilio colombiano. Huellas del conflicto armado más allá de las fronteras*, Bogotá 2018, S. 91.

²⁷ Ebd., S. 20, 51.

²⁸ Ebd., S. 24, 55.

²⁹ Ebd., S. 51.

³⁰ Oficina del Alto Comisionado para la Paz Colombia: *Acuerdo final para la terminación del conflicto y la construcción de una paz estable y duradera*. Bogotá 2016.

einer analytischen Ebene einen Unterschied zwischen Flucht infolge eines politischen Kontextes und Flucht aufgrund gezielter politischer Verfolgung. Für meine Forschung gelten politisch Verfolgte ausschließlich als Personen, die aufgrund ihrer politischen Aktivitäten fliehen mussten, um ihr Leben, ihre Freiheit und/oder körperliche Unversehrtheit zu wahren. Politische Aktivitäten verstehe ich in einem weiten Sinn als proaktive Positionierungen in der politischen Sphäre, sowie in der beruflichen, akademischen, intellektuellen, studentischen oder gewerkschaftlichen, mit Auswirkungen auf die öffentliche Sphäre.³¹ Ich forsche empirisch über Exilierte in Europa und über vornehmlich aus europäischen Ländern zurückgekehrte Exilierte in Kolumbien. Meine Gesprächspartner*innen sind Personen, die als Folge politischer Verfolgung in Form von Drohungen, Inhaftierung, Mordversuchen oder Mord an Angehörigen vonseiten des Paramilitärs, des Militärs, oder des Justizsystems Kolumbien verlassen mussten.³²

Der Unterschied zwischen Flucht und Exil liegt im subjektiven Selbstverständnis der Betroffenen, welches Auswirkungen auf diverse Lebensbereiche hat. Es macht für die fliehende Person in der Tat einen Unterschied, in Folge einer selbstbestimmten, persönlichen Aktivität gezielt bedroht und vertrieben zu werden oder aufgrund eines historischen, politischen Kontextes, der jenseits ihres Handlungsrahmens und Einflusses liegt. Ich konnte dies unter anderem an der Art erkennen, in der meine Gesprächspartner*innen stets über ihre Handlungen vor dem Exil, infolgedessen sie bedroht wurden, erzählten. Die ausgiebigen, detailreichen Erzählungen erfüllten einen Zweck: Sie konstituierten sich als ein sinnstiftendes Narrativ und hatten Auswirkungen auf ihr weiteres Engagement in *homeland politics*,³³ auf ihre Wahrnehmung des Lebens im Exil und der Rückkehr nach Kolumbien.

³¹ Sznajder; Roniger 2009, S. 24.

³² Ich forschte anfänglich nicht absichtlich nur zu linken Exilierten, die Opfer rechter und staatlicher Gewalt waren. Ich fand jedoch keine Gesprächspartner*innen, die vor der Guerilla geflohen waren.

³³ Damit sind auf das Herkunftsland gerichtete transnationale politische Aktivitäten gemeint (Vgl. Eva Østergaard-Nielsen: *Transnational Practices: Turks and Kurds in Germany*, London 2003).

Die Uneindeutigkeit des Exilbegriffs am Beispiel der staatlichen Anerkennung

In Anbetracht der Komplexität des Konfliktes hinsichtlich der Akteure sowie der diversen Gewalterscheinungen und Vertreibungslogiken ist es nicht erstaunlich, dass in Bezug auf Kolumbien mit dem Exilbegriff einigermaßen unbeholfen umgegangen wird. Ein dritter Faktor, der zur Uneindeutigkeit beiträgt, betrifft das kolumbianische Regime und lässt sich am Beispiel der staatlichen Anerkennung des Exils veranschaulichen. Anders als in der Aufarbeitung von Exil nach Militärdiktaturen, treffen in Kolumbien simultan der anhaltende Konflikt und ›Post-Konflikt‹-Diskurse aufeinander. In Kolumbien wird die Opposition weiterhin verfolgt, es gab und wird auch voraussichtlich in naher Zukunft keinen Regimewechsel geben und der neoliberale rechte Staat bleibt bestehen. Dennoch wurde 2016 ein Friedensabkommen zwischen der ehemaligen FARC-EP Guerilla und der Regierung unterzeichnet. Dies ging mit dem Beginn verschiedener Mechanismen der *Transitional Justice* und Diskurse rund um ›Historisches Gedächtnis‹, ›Versöhnung‹ und ›Wiedergutmachung‹ einher.

Die ›offizielle Version‹ der staatlichen Einrichtungen und Medien sieht Staat und Paramilitär als zwei getrennte Einheiten, von denen vereinzelt Mitglieder in gewissen Fällen kooperiert haben. Sie verkennt also die Genese des Paramilitarismus im Staat. Wenn Exil jedoch als Folge illegitimer Staatsgewalt gegen die Opposition verstanden wird und Staat und Paramilitär zwei verschiedene Akteure sind, dann können Exilierte nur Opfer von Repräsentant*innen des Staates, also vom Militär oder der Justiz sein. Dies würde die Regierung in eine komplizierte Situation bringen. Erkennt sie die Existenz von Exilierten an, muss die »stabilste Demokratie Lateinamerikas«³⁴ in Frage gestellt werden. Das Gleiche würde gelten, wenn der Staat seine Verantwortung in der Konstituierung paramilitärischer Gruppen übernehme. In diesem Fall läge die These des ›Staatsterrorismus‹ nahe.

Dennoch wurde im Friedensabkommen die Existenz von »Opfern außerhalb des Landes«,³⁵ darunter »Geflüchtete« und »Exilierte« an-

³⁴ Ortiz; Kaminker 2014, S. 38; siehe auch: Nelly Castro: Die Medien in Kolumbien. In: David Graaff et al. (Hrsg.): Kolumbien: Vom Failing State zum Rising Star? Ein Land zwischen Wirtschaftswunder und humanitärer Krise, Berlin 2013, S. 193-208, hier: S. 206.

³⁵ Diese wurden in der im Vorfeld der Friedensverhandlungen zwischen der Regierung und den FARC-EP 2011 erlassene *Ley 1448 de Víctimas y Restitución*

erkannt.³⁶ Die Definition von Exilierten bleibt ungeklärt und die verschiedenen Begriffe werden ohne eine klare Unterscheidung benutzt. Kompliziert daran ist auch, dass *Exil*, anders als *Asyl*, keine juristische Kategorie, sondern eine Selbst- bzw. Fremdbezeichnung ist. Der Begriff kann somit je nach politischen Interessen und Kontexten mit multiplen Bedeutungen versehen und unterschiedlich interpretiert werden.

Das im Kontext der Friedensverhandlungen von der Regierung gegründete *Centro Nacional de Memoria Histórica* [dt. Nationales Zentrum für Historisches Gedächtnis] ist Teil der Mechanismen der *Transitional Justice* und versucht »einen Beitrag in der ganzheitlichen Wiedergutmachung und dem Recht auf Wahrheit der Opfer und der Gesellschaft im Allgemeinen zu leisten, sowie der Pflicht des Staates, in Hinblick auf Verbrechen im Rahmen des kolumbianischen bewaffneten Konflikts dem historischen Gedächtnis gerecht zu werden [...]«. ³⁷ Das Zentrum veröffentlichte 2018 Ergebnisse aus seiner zweijährigen Forschung zu Exil, ³⁸ das bislang prominenteste Werk zum Thema in Kolumbien. Im Buch wird das Exil als Begriff für die Vertreibung außerhalb von Landesgrenzen genutzt. Einbezogen werden hier alle Personen, die infolge des bewaffneten Konflikts oder der soziopolitischen Gewalt geflohen sind, ungeachtet dessen, ob sie Asyl beantragt haben oder nicht. ³⁹ Diese Exildefinition bezieht zum einen *alle Opfer außerhalb der Landes* mit ein, andererseits befreit sie den Staat von einer expliziten Verantwortungsübernahme bezüglich systematischer Staatsverbrechen.

Die Uneindeutigkeit der *Opfer außerhalb des Landes* ist für die Exilierten jedoch auf verschiedenen Ebenen problematisch. Kritisch betonen diverse Exilgruppen zum einen, dass die Vertreibung über nationalstaatliche Grenzen nicht als von der internen Vertreibung gesondertes Delikt kategorisiert ist und die Opferdefinition die *Opfer außerhalb des*

de Tierras [dt. Opfer- und Landrückgabegesetz 1448], obgleich sie innerhalb des Gesetzestextes weitgehend implizit verbleiben, anerkannt. Für das Gesetz sind all diejenigen Personen Opfer, die als Konsequenz von Verstößen gegen das Humanitäre Völkerrecht oder durch gravierende Verstöße der Menschenrechte im Rahmen des internen bewaffneten Konflikts zu Schäden gekommen sind.

³⁶ Oficina del Alto Comisionado para la Paz Colombia: Acuerdo final para la terminación del conflicto y la Construcción de una Paz Estable y Duradera, Bogotá 2016, S. 163.

³⁷ CNMH, www.centrodememoriahistorica.gov.co/somos-cnmh/que-es-el-centro-nacional-de-memoria-historica/mision-vision (25.1.2019). Übersetzung die Verfasserin.

³⁸ Vgl. CNMH 2018.

³⁹ Ebd., S. 58.

Landes nur einbezieht, da das Gesetz keinen territorialen Geltungsbe-
reich beinhaltet. Zum anderen heben sie hervor, dass es keinen diffe-
renzierten Ansatz gibt, um dem Recht auf Wiedergutmachung der Op-
fer außerhalb des Landes gerecht zu werden. Dies sei jedoch aufgrund
der Eigenheiten dieser Opfergruppe bezüglich ihrer Bedürfnisse, Erwar-
tungen und konkreten Situation notwendig.⁴⁰

Hinzu kommt eine grundlegende Kritik in Hinblick auf die Umsetzungs-
mechanismen der Opfergesetze vonseiten der Personen und Gruppen,
die vor staatlicher oder paramilitärischer Repression geflohen sind. Das
Außenministerium ist für den Beginn des Wiedergutmachungsprozesses
der Opfer außerhalb des Landes verantwortlich, weshalb die betroffene-
nen Personen in Konsulaten und Botschaften eine Erklärung des Sach-
verhalts abgeben müssen. Vonseiten der Exilierten gibt es jedoch ein
generalisiertes Misstrauen gegenüber den Konsulaten und Botschaften
als Vertretung des kolumbianischen Staates. Im folgenden Zitat wird das
Gefühl des Misstrauens prägnant in Worte gefasst: »Zu den Konsulaten
kamen Angehörige des Paramilitärs, deswegen sind die Leute so wütend
darüber, dass die Nationale Opfereinrichtung die Registrierung in den
Konsulaten durchführt. [...] Wir haben von Opfern gehört, die Teil der
Gruppe sind, die sagen: »wie soll ich mich registrieren, am Tag, als ich
hinging, war der Beamte genau der Paramilitär, der mich bedroht hat,
wegen dem ich aus dem Land fliehen musste, und der war dann plötz-
lich als Beamter im Konsulat«.⁴¹

Die Problematik scheint offensichtlich: die Exilierten sollen Rechte
beim gleichen kolumbianischen Staat einfordern, der indirekt oder di-
rekt eben jene Rechte verletzt.⁴² Luisa, eine exilierte Frau, schilderte
ihr Dilemma wie folgt: »Es ist ein alternativloses Problem. Wir [...] sind
vom kolumbianischen Staat verfolgte Exilierte. Okay, vom Paramilitaris-
mus, aber dieser ist staatlich, und deshalb ist unsere Verfolgung staat-
lich. Logischerweise wollen wir nicht in ein Konsulat, also in kolumbi-
anisches Territorium, reinspazieren. Davon abgesehen fühlen wir uns,
als ob wir unsere Täter um den Gefallen bitten müssen, uns als Opfer
anzuerkennen, und die Entscheidungsmacht haben natürlich die Täter.
Wir müssen uns also vor ihnen verbeugen. Dennoch gibt es keine Alter-

⁴⁰ Vgl. Viviana Tacha: *Refugiados y Ley de Víctimas. Reparación para las perso-
nas en necesidad de protección*, Bogotá, 2012, S. 3, 11.

⁴¹ Nadia, Interview, Bogotá 2017. Alle Zitate aus dem spanischen Original wur-
den von mir übersetzt. Die Namen meiner Gesprächspartner*innen wurden ge-
ändert.

⁴² Tacha 2012, S. 7.

native, weil wir einfach vom Prozess ausgeschlossen wären, wenn wir uns dazu weigern«. ⁴³ Zu diesen und weiteren problematischen Aspekten der Gesetze, auf die hier aus Raumgründen nicht weiter eingegangen werden kann, summieren sich die fehlende Bereitschaft gewisser politischer Institutionen, die vorherrschende Korruption in Kolumbien sowie die Kontinuität der politischen Gewalt. Die Gesetze auf Papier sind weit entfernt von ihrer tatsächlichen Implementierung und haben in vielen Fällen nicht die Erwartungen der Opfer erfüllt. Dennoch ist es unbestreitbar, dass die Entwicklungen der letzten Jahre eine historische Möglichkeit der Anerkennung und Wiedergutmachung für die seit Jahrzehnten verstummten Opfern, darunter Exilierten, darstellen.

Das politische Exil als subjektives Selbstverständnis

Die unter der Regierung von Santos seit der Anerkennung des Konflikts in Kolumbien in unterschiedlichem Maße ausgearbeiteten Gesetze und Strategien zielen auf Anerkennung und Wiedergutmachung der Opfer des Konfliktes. Diesen Kontext sehe ich als den zentralen Wendepunkt in Kolumbiens Exilnarrativ. Personen mussten seit Jahrzehnten aufgrund politischer Verfolgung Kolumbien verlassen und engagierten sich aus der Ferne, um politische Verhältnisse in Kolumbien zu verändern. Eine kollektive Stimme mit einem politischen Selbstverständnis als Exilierte, die auf die Exilproblematik hinweist sowie ihre Rechte als Exilierte einfordert und für Wiedergutmachung kämpft, entstand jedoch erst in diesem Kontext. Vor 2012 fokussierten sich die Kämpfe des militanten Exils ⁴⁴ und der Opfergruppierungen im Ausland auf die Verurteilung der Menschenrechtssituation in Kolumbien und auf Protest- und Solidaritätsaktivitäten für die verschiedenen Opfer der Gewalt in Kolumbien. Diese wurden durch den neuen Kontext durch Kämpfe aus der spezifischen Position der Exilierten ergänzt: Sie bildeten Gruppen und positionierten sich erstmals kollektiv als Exilierte. Sie waren verbunden durch den Wunsch, in den Friedensprozess miteinbezogen zu werden, wollten auf dessen Konzipierung und Implementierung Einfluss ausüben. Zu ih-

⁴³ Luisa, Feldnotizen, Treffen der *Constituyente de Exiliados/as*, (10.-12.3.2017), Berlin 2017.

⁴⁴ Enrique Coraza de los Santos: Los exilios, ¿un estado permanente? Exilio, retorno y re emigración en una relación transnacional permanente. In: *Mundi Migratorios*, 2 (1), 2014, S. 36-56.

ren vorausgehenden Kämpfen kamen Kämpfe um Anerkennung als Exilierte und um Rückkehrmöglichkeiten.

Auf diesen Beobachtungen gründet mein Verständnis von Exil – nicht als objektive Realität (die objektive Realität ist die Vertreibung außerhalb nationalstaatlicher Grenzen) – sondern als subjektives Selbstverständnis. In anderen Worten, ich verstehe politisches Exil als eine *Politisierung des konkreten Phänomens der gewaltsamen Vertreibung außerhalb nationalstaatlicher Grenzen*, das heißt, als eine Subjektivität, welche denjenigen Personen, die sich als solche verstehen, ermöglicht, sich als politische Subjekte zu positionieren, die ihre Rechte einfordern. Dieses Verständnis von Exil wird als Analysekategorie gewählt, um das Phänomen in seiner Spezifität genau beschreiben zu können.

Basierend auf den vorangehenden Überlegungen, sowie auf meinen Forschungsergebnissen, verstehe ich unter *politischen Exilierten* all diejenigen Personen, die aufgrund politischer Verfolgung das Land verlassen mussten, um ihr Leben, körperliche Unversehrtheit und/oder Freiheit zu wahren, unabhängig von ihrer gegenwärtigen Staatsangehörigkeit, dem juristischen Status oder der seit der Flucht vergangenen Zeit, vorausgesetzt, sie verstehen sich selbst als Exilierte und versuchen, soziale und politische Verhältnisse in Kolumbien aus der Ferne zu beeinflussen.

Das Exil und seine Polysemie: Beschreibungen aus dem Feld heraus

Im folgenden Abschnitt präsentiere ich Auszüge meiner Feldforschung mit Exilierten und Zurückgekehrten, um das Forschungsfeld von innen zu beleuchten. Ich möchte hierbei die Suche nach der Legitimität veranschaulichen, sich in den Kreisen der Exilierten zu verorten. Selbst unter den Exilierten gibt es keinen Konsens darüber, wer im Exil ist: Die Auffassungen spalten sich bezüglich Fluchtursachen, Dauer oder Verjährung des Exils, Wirtschaftsmigration als Exil oder den legalen Status, über den die Person verfügt. Zudem ist die identitäre Kategorie *Exilierte*r* nicht statisch. Sowohl diejenigen, die sich in ihr verorten, als auch denjenigen, denen diese Kategorie zugeschrieben wird, füllen sie mit unterschiedlichen Bedeutungen. Diese befinden sich in einer ständigen Entwicklung, wodurch das Exil zu einem umkämpften Feld wird.

Im Januar 2018 führte ich ein informelles Gespräch mit Susana, eine aus dem politischen Exil Zurückgekehrte, die viele Jahre in Spanien gelebt hat. Sie redete mit mir über die ›Ethik gegenüber Opfern des be-

waffneten Konfliktes in Kolumbien« und verurteilte, dass Personen sich weiterhin unter dem Begriff *Exilierte* gruppieren, wenn viele bereits über 20 Jahre im Aufnahmeland verbracht hatten und in vielen Fällen dessen Staatsangehörigkeit besaßen. Im Dezember 2017 kontaktierte ich Andrés, zu dem ich verwiesen wurde, weil er mich eventuell mit aus dem Exil zurückgekehrten Personen in Kontakt bringen könnte. Im Laufe unserer Unterhaltung erfuhr ich, dass auch er aufgrund von Todesdrohungen infolge seiner Tätigkeit als Anwalt mehrfach das Land verlassen musste. Daraufhin fragte ich ihn, warum er sich nicht als Exilierter definiere und er antwortete, er habe nie politisches Asyl gehabt und seine Reisen seien immer für kurze Zeitabschnitte gewesen. Das Gespräch verlief wie folgt:

Tininiska: »Aber was unterscheidet dich von den Exilierten? Also, viele Menschen, die für kurze Zeit fliehen und die auch keinen Asylstatus haben, verstehen sich dennoch als Exilierte. Warum meinst du, dass du anders bist und es in deinem Fall nicht so ist?«

Andrés: »Weil die Zeiten sehr kurz waren, weil ich gegangen bin und es sehr klar für mich war, dass es etwas Vorübergehendes sein würde. Das heißt, ich war nicht fähig, die Nabelschnur von meinem Land durchzutrennen und zu gehen, und außerdem hatte ich die Möglichkeit, die Situation der Exilierten zu beobachten: Als ich gesehen habe, wie sie wohnten, mit dieser Bürgerschaft zweiten Grades, die man hat, wenn man exiliert ist, ich fand das gar nicht schmeichelhaft [...].«

Tininiska: »Aber marginalisiert wegen Diskriminierungserfahrungen oder wie meinst du das?«

Andrés: »Zum Beispiel als ich in Frankreich war und mit vielen Leuten im Exil geredet habe, sah ich sie in schrecklichen Mietwohnungen leben, die Lebensqualität war sehr prekär. Ich erinnere mich an einen Freund, [...] [der immer] die U-Bahnschranke übersprang. [...] Bei meinen Reisen übernahm ich alle Kosten. Da ich keinen Asylstatus hatte, musste ich meine Ersparnisse ausgeben. Aber ich glaube, das war eine gute Investition, die es mir erlaubt hat, zurückzukehren, nicht dieses Stigma als Exilierter oder Flüchtling zu haben und mein professionelles Leben in Kolumbien wieder aufzunehmen.«

In einem ähnlichen Gedankengang antwortete Lucía, eine ehemals exilierte Gesprächspartnerin, auf meine Frage, ob sie sich als Exilierte verstehe: »Ich habe eigentlich nie darüber geredet oder nachgedacht, erst vor Kurzem. Ich bin nicht rumgelaufen und habe den Leuten gesagt: schaut, ich bin dies und jenes. Das hat mich immer gestört, dass Leute sich mehr als notwendig viktimisieren. Also, einmal ist doch genug... Aber dann damit weitermachen, ah, ich bin das Opfer und so, das stört

mich«. ⁴⁵ Diese Sichtweisen auf das Exil erinnern an die Anthropologin Liisa Malkki, welche kritisch über die Konstruktion des Geflüchteten als stumm, schwach und schutzbedürftig schreibt. Die Imagination des Exils als Einschränkung bewegte einige meiner Gesprächspartner*innen dazu, sich von dieser Kategorie zu entfernen. Ihrem Verständnis zufolge entsprach diese einer Opferrolle. Demgegenüber steht die Wahrnehmung von Alirio, einem zurückgekehrten ehemaligen Guerillarebellen, für den das Exil »ein Werkzeug [ist], um einen Halt im Weg der politischen Militanz zu machen, einen Halt im politischen Engagement, es ist zeitlich begrenzt. [...] Aber es hat hauptsächlich mit der Idee, sein Leben zu beschützen zu tun, das ist die Quintessenz des politischen Exils, ich mache einen Stopp im Leben, weil ich in einer Situation bin, in der mir das politische System Wege verschlossen hat«. ⁴⁶ Auch für andere (ehemalige) Guerillakämpfer*innen, die ins Exil fliehen mussten, um ihr Leben zu wahren, bestand das Exil aus einer hauptsächlich politischen Komponente. Während meiner Feldforschung in Europa beobachtete ich, dass die Personen, die sich in der Kategorie *Exil* verorten, dieser eine soziale Bedeutung zuschreiben, die nicht weiter entfernt von Malkkis *speechless emissary*, ⁴⁷ dem schutzbedürftigen Opfer, sein könnte. Dies schließt nicht aus, dass viele sich als *Opfer* verstehen. Sie leugnen nicht, dass sie aus ihrem Land fliehen mussten, dass sie Hilfe benötigen oder benötigen haben, weil ihr Leben in Gefahr war, oder dass sie politische Verfolgungen erlitten haben. Die Kategorie *Opfer* wird jedoch als ein Ort der Kämpfe um Anerkennung semantisiert, von welchem aus Forderungen an den Staat, der ihre körperliche und seelische Unversehrtheit entweder nicht garantiert oder selbst bedroht hat, ausgetragen wurden.

Cesar war in den 1980ern Bürgermeister für die linke Partei *Unión Patriótica* in Urabá, eine vom Paramilitär geplagte Region Kolumbiens. Er wurde unter falschen Beschuldigungen inhaftiert und bekam nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis Morddrohungen. Daraufhin floh er in die Schweiz und beantragte Asyl. Er befindet sich seit drei Jahren, motiviert durch die Friedensverhandlungen, in einem Rückkehrprozess. Seinen Kampf um Anerkennung stellt Cesar wie folgt dar: »25 Jahre Unrecht, dafür verlangen wir 25 Jahre Schutz. Ich könnte mein eigenes Ding zu meinen Gunsten machen, aber es geht nicht darum. Ich komme zurück

⁴⁵ Lucia, informelles Gespräch, Antioquia 2017.

⁴⁶ Alirio, Interview, Medellín 2016.

⁴⁷ Vgl. Liisa Malkki: *Speechless Emissaries: Refugees, Humanitarianism and Dehistoricization*. In: *Cultural Anthropology*, Jg. 11, Nr. 3, 1996, S. 377-404.

aus dem Exil, weil ich aufgrund meiner politischen Ideen rausgeworfen wurde, deshalb muss ich für sie kämpfen. Ich kehre zurück, um weiter politisch zu kämpfen, für die sozialen und politischen Rechte, nicht nur für meine eigenen, sondern für die der gesamten Region«. In einer ähnlichen Art legitimiert Diego, ein seit über 30 Jahren in Spanien exilierter Kolumbianer, seine Verortung als Exilierter: Diego: »Ich will keine spanische Staatsangehörigkeit, ich will auch nicht den Status als politisch Verfolgter aufgeben, obgleich bereits 30 Jahre vergangen sind. Bis die Situation in Kolumbien sich verändert, will ich mich als Verfolgter, als Exilierter sehen, denn das ist es, was ich bin!«. ⁴⁸

Die vorangehenden Zitate geben Auskunft über unterschiedliche Perspektiven auf das Exil. Cesar versteht die Rückkehr und das Exil als einen Kampf um Anerkennung und Wiedergutmachung. Auch Diego semantisiert das Exil als ein Ort des Kampfes, als politische Strategie, die ihm erlaubt, aus einer gewissen Position zu sprechen, ⁴⁹ während es für Andrés und Lucia eine Schwäche ist. Für die einen ist das politische Exil ein Stigma, ein Statusverlust, weshalb sie es vermeiden, sich als solche zu benennen, wie das folgende Zitat zeigt: »Ich habe fast niemandem meine Exilgeschichte erzählt. Ich denke, ich wollte die Stigmatisierung vermeiden, also, man muss dann so viel über sein Leben erklären. [...] Was mir passiert ist, ist Teil meiner Privatsphäre. Ich will in keinem Opferregister stehen, ich will keine Stimme oder Rolle darin spielen«. ⁵⁰

Für die anderen ist es ein Statussymbol, das sie dazu legitimiert, außerhalb des Landes ihre politischen Kämpfe weiterzuführen. Wiederrum andere Personen, wie meine erste zitierte Gesprächspartnerin, sehen es als einen Affront gegen die Opfer, also aktiv politisch Verfolgte, wenn man den Exilbegriff über Jahre hinweg für sich beansprucht, obwohl die Verfolgung in vielen Fällen nicht mehr aktiv ist. Ähnliche Meinungen hörte ich übrigens öfter von inzwischen zurückgekehrten Exilierten, die sich von dieser Kategorie entfernen wollten: »Ich habe [den langjährigen Exilierten] immer gesagt: ›Erzählt mir nicht, dass ihr nach Kolumbien zurückgeht und im Flughafen erschossen werdet. [...] Ich schwöre euch, dass alle Generale, die jetzt beim Militär sind, keine Ah-

⁴⁸ Feldnotizen, Treffen zu Exil und Gedächtnis, Barcelona 2017.

⁴⁹ Dies geht damit einher, dass der Begriff »Exilierte*r« und die Verortung als solche*r in einigen Fällen und anders als die Begriffe Geflüchtete*r, Migrant*in oder Ausländer*in, ein gewisses Heldentum konnotiert und stark politisch und historisch semantisiert ist, besonders im Gegensatz zu dem Begriff Asyl, welcher, wie Malkki bezüglich der Flucht betont, auf Solidarität und Misere hinweist.

⁵⁰ Nadia, Interview, Bogotá 2016.

nung haben, wer Ihr seid. Die Generale haben schon circa 40 Mal gewechselt, seitdem ihr ins Exil gegangen seid«.⁵¹

In der Literatur zu Exil ist die Schuld ein wiederkehrendes Motiv. Während meiner Feldforschung konnte ich verschiedene Umgangsweisen mit dieser erkennen, darunter zum Beispiel eine starke heroische Selbstdarstellung oder, im Gegensatz dazu, die Verschleierung der Exilsituation gegenüber anderen Personen. Lucia führte an einem anderen Tag ihre Erzählung fort: »Ehrlich gesagt, wollte ich mich nie als Exilierte definieren, ich hatte da etwas dagegen. Man will seine Agency hervorheben ›ich bin hier, denn ich will. Es ist wegen der Schuld, weil wir aus dem Land gerannt sind, weil wir lebendig sind und so viele Freunde tot, jeder Tote verstärkt diese Schuld«.

Laura, eine junge ehemalige Exilierte, die vor wenigen Jahren nach Kolumbien zurückgekehrt ist und sich im Gespräch wiederkehrend von den »alten politischen Exilierten« distanzierte, charakterisierte die langfristige Positionierung als Exilierte als etwas Trauriges und Stagniertes: »Ich denke, es ist das Statische am Exil, was mich dazu führt, nicht aus dieser Position zu kämpfen. Es ist schrecklich traurig, dich in einer Rolle zu verorten, aus der du keine neue Identität wiederaufbauen kannst, oder zumindest keine neue Identität, die auf einer, die dein Leben beeinflusst hat, basiert.«⁵² Darüber hinaus reflektierte sie die Konstruktion des Exils als etwas ausschließlich Negatives, als Reaktion gegen Vorwürfe und Schuldgefühle gegenüber den Daheimgebliebenen: »Viele benutzen auch dieses: ›Dort ist alles so schwierig«, um zu zeigen, dass ihre Erfahrung auch wertvoll war, obwohl sie den Weg des politischen Aktivismus in Kolumbien nicht weiterführen konnten, oder weil sie sich ›unberechtigterweise« für das Leben entschieden haben, sozusagen. Die traditionellen linken Bewegungen haben da auch ein starkes Erbe, es wird als schlecht angesehen, sich für das Leben zu entscheiden. Also muss man dann in dieser exzessiven Weise das Exil als ein tragisches Ereignis charakterisieren. Genauso traumatisch wie der Tod. Das gründet darauf, dass du kein adäquater Märtyrer warst, der sich dazu entschlossen hat, im Kampf zu sterben. Sondern du hast dich für das Leben entschlossen und bist gegangen, verstehst du? Letztendlich musst du dich dann rechtfertigen«.

Um eben diese Aussage zu veranschaulichen, scheint folgendes Zitat von Armando, einen 70 Jahre alten Exilierten, der aufgrund seiner

⁵¹ Laura, Interview, Bogotá 2017.

⁵² Ebd.

Nähe zur Kommunistischen Partei Morddrohungen erhielt und Anfang der 2000er Jahre fliehen musste, geeignet: »Die Vertreibung ins Exil wird zum Mord. Wir Exilierten sind ermordet worden, in dem Sinne, dass wir nicht arbeiten dürfen, nicht in unser Land zurückkehren können, unsere Freunde und Familien nicht mehr treffen können«.

Ein weiterer Faktor, der das politische Exil zu einem konfliktreichen Feld werden lässt, ist die Entscheidung, welchen Opfern eine Stimme gegeben wird. Es ist unvermeidbar, dass Angehörige einiger Gruppierungen mehr Sichtbarkeit erlangen, was ich feststellen konnte, als ich die Veröffentlichungen des *Zentrums für historisches Gedächtnis* oder die Zeitungsartikel, die Exil thematisieren, nachverfolgte. Eine Handvoll Personen werden interviewt und erzählen wiederholt ihre Lebensgeschichten, sodass sie eine Art »repräsentative Exilierte« werden. Dadurch wird ein Narrativ über das Exil aus einer spezifischen Perspektive heraus konstruiert, von welchem sich gewisse Personen außerhalb dieses Kreises nicht repräsentiert oder anerkannt fühlen. Dies wird aufgrund der starken Spaltungen zwischen den diversen militanten und aktivistischen Gruppierungen, die sich im Ausland reproduziert, potenziert.

Während meiner Feldforschung erkannte ich wiederkehrend, wie abhängig von der politischen Militanz und des Alters, meine Gesprächspartner*innen das Exil divergierend konnotierten und sich in Hinblick auf dieses positionierten. So wurde mir zum Beispiel wiederholt von älteren Kommunist*innen eine Art Heroismus vermittelt, während jüngere Exilierte, die nicht parteipolitisch aktiv waren, in relativeren Termini über Exil sprachen. Diese Positionierung kann als Konsequenz der Haltung der Kommunistischen Partei Kolumbiens gedeutet werden. Die Partei unterstützte oftmals nicht das Exil ihrer Militanten, welches als Feigheit und Aufgabe des Kampfes gesehen wurde. Die bedrohten Personen, so die Partei, hätten der FARC-Guerilla beitreten sollen, um so ihr Leben zu wahren und parallel dazu den Kampf gegen das System weiterzuführen. Dies begünstigte, so meine Interpretation, Schuldgefühle gegenüber daheimgebliebenen Mitstreiter*innen. Um dem entgegenzutreten entwickelten viele Exilierte eine Rechtfertigungshaltung, die sich unter anderem durch ein heroisches Exilnarrativ äußerte. In diesem Text kann nicht tiefgründig auf diese Thematik eingegangen werden, jedoch untersuche ich in meiner Forschung die heterogenen Arten, das Exil zu (er)leben, sowie die diversen Weisen, in denen sich verschiedene Strukturkategorien wechselseitig bedingen. Dabei versuche ich zu vermeiden, die verschiedenen Erfahrungen des Exils schematisch je nach Klasse, Alter, Gender oder Art der Militanz zu kategorisieren, da

eine solche Annäherungsweise der Komplexität des Phänomens nicht gerecht werden würde.

Schlussbetrachtung

Das politische Exil begann erst im Rahmen der 2012 eingeführten Friedensverhandlungen in Kolumbien als eine Form von Viktimisierung kollektiv wahrgenommen zu werden, obgleich das Land seit Jahrzehnten eine hohe Zahl an über die Landesgrenzen gewaltsam Vertriebenen aufweist. Aufgrund dessen ist das Phänomen bisher uneindeutig definiert, sowohl im politischen und institutionellen Diskurs als auch unter Akademiker*innen und den Exilierten selbst. Ich habe versucht, diese Uneindeutigkeit durch verschiedene Aspekte des kolumbianischen Konfliktkontextes zu begründen sowie die diversen Herausforderungen einer klaren Eingrenzung des Exilbegriffs für diesen Fall darzustellen. Zudem beabsichtigte ich anhand der hier präsentierten Auszüge meiner Feldforschung, die Heterogenität des Exilfeldes in wenigen Seiten darzustellen sowie die starke subjektive Komponente hervorzuheben, die in meinen Augen das Exil als ein diskursives Feld konfiguriert. Es handelt sich hierbei nur um eine von vielen möglichen Annäherungen an diesen konfliktreichen Raum, dessen Akteure sich durch beständige Kämpfe um Anerkennung und Veränderung der politischen Verhältnisse nach und nach im gegenwärtigen Kontext Kolumbiens Gehör verschaffen.

Jonas Riepenhausen

»Wir helfen dem Führer«

Ein Beitrag zur Mitgliederzeitschrift des BDM

In der NS-Zeit fand die Erziehung von Kindern und Jugendlichen neben Familie und Schule in der NS-Jugendorganisation statt:¹ Im *Bund Deutscher Mädel* (BDM) in der *Hitler-Jugend* vermittelten Führerinnen verschiedener Hierarchieebenen NS-Ideologie an Mädchen.² Zu den Treffen im »Heim« und beim Sport kamen Ausflüge, Ferienlager, diverse Dienste usw. hinzu.³ Zugleich gab der BDM monatlich (1943/44 seltener) die Zeitschrift »*Das Deutsche Mädel*« für seine Mitglieder heraus, die von ihnen zu Hause, mit Familie und Freundinnen gelesen werden sollte. Es handelt sich um ein Medium einer Indoktrination, die quasi zwischendurch, in der Freizeit stattfinden sollte. Diese Form der Indoktrinierung lässt sich mit dieser Quelle noch heute nachvollziehen. Damit ist ein aufschlussreicher Einblick in die Erziehung und ideologische Ausrichtung der damals heranwachsenden Frauen, also der – als solche konstruierten – »Zukunft des Volkes«, möglich: ein Einblick in die auf eben diese besondere Zielgruppe zugeschnittene *mädchenspezifische* NS-Indoktrination.

Zu untersuchen sind die Inhalte der Autor*innen und ihr *Vorgehen in der Vermittlung*: die Frage, *was* an die Leser*innen vermittelt werden sollte, und die Frage, *wie* es vermittelt werden sollte. Wie wurde vorgegangen, um die sogenannten Mädel⁴ auf Linie zu bringen und zu halten, um sie zu instrumentalisieren und um ihre Arbeitskraft auszunutzen – nicht zuletzt für die NS-Eroberungspolitik? Wie wurde in der Zeitschrift Judenfeindschaft, wie wurde Rassenlehre/Rassismus, wie wurde insbesondere Eugenik vermittelt? Wie wurden den Leser*innen die für sie vorgesehenen Rollen/Funktionen in der Familie und der so-

¹ Vgl. Kathrin Kompisch: Täterinnen. Frauen im Nationalsozialismus, Köln 2008, S. 65ff.; Dorothee Klinksiek: Die Frau im NS-Staat, Stuttgart 1982, Kap. II.

² Entwicklung und Erziehungsprogramm des BDM vgl. Martin Klaus: Mädchen im 3. Reich, Köln 1998, Kap. II.1, 2 und IV; Gabriele Kinz: Der Bund Deutscher Mädel, Frankfurt am Main 1991, 2. Aufl., Kap. 2-4.

³ Vgl. Martin Klaus: Mädchen in der Hitlerjugend, Köln 1980, S. 78ff. und 82ff.

⁴ Der Idealtyp der weiblichen Jugend, als sportlich, pflichtbewusst, einsatzfreudig, dem Führer ergeben (vgl. Karl-Heinz Brackmann; Renate Birkenhauer: NS-Deutsch, Straelen 1988, S. 125), meinte nur jene als »deutsch« angesehenen und mit dem Genannten konformen Mädchen. Eingehend Dolf Sternberger et al.: Aus dem Wörterbuch des Unmenschen, Hamburg 1957, S. 69ff.

genannten Volksgemeinschaft nahegebracht? Welche idealtypischen Eigenschaften in puncto Charakter, Aussehen und Verhalten für Mädchen wurden transportiert? Inwiefern gab es Veränderungen während des Erscheinungsverlaufs 1933-44? Diese und weitere Fragen beleuchten die Mädchenspezifische NS-Indoktrination und die Konstruktion des idealen »deutschen Mädels«; hier soll im Folgenden daraus ein Aspekt betrachtet werden.

»Das Deutsche Mädel«

Die adressierte Leser*innenschaft der Zeitschrift waren primär die BDM-Mitglieder und die Führerinnen, ferner Groß-/Eltern, Verwandte oder Nachbar*innen. Die Zeitschrift sollte auch unter »Kameradinnen« weitergegeben und in HJ-Heimen ausgelegt werden und war als Material für Gruppentreffen vorgesehen. Sie ist in Redaktion, Gestaltung und Bilderzeugung außergewöhnlich aufwändig produziert; es wurde enormer Aufwand betrieben, die 10- bis 18-Jährigen und die Führerinnen anzusprechen. Der erste Kontakt ist die Titelseite eines Heftes. Sie sollte die Aufmerksamkeit wecken und für die Inhalte interessieren. Daher werden hier zunächst diese Titelseiten und ihre Funktion als erste Ansprache der Leser*innen in den Blick genommen: Welche explizite Propaganda, welche implizite Indoktrination enthalten sie?

Die erste Antwort ist, dass die Cover die Leser*innen – für die NS-ideologischen Inhalte – begeistern und nicht erschrecken sollten: Sie enthalten hauptsächlich positive Selbstdarstellungen der NS-Politik, des BDM und vor allem des idealtypisierten »deutschen Mädels«; sie enthalten zunächst wenig Hetze, wenig direkte Judenfeindschaft und rassistische Feindschaft (aber omnipräsent Nationalismus und Verherrlichungen des »nordischen« blond-blauäugig-Stereotyps). Dies gilt nur für die Titelseiten, denn die Hefte sind von der zweiten Seite an voll von solcher Hetze. Ganz deutlich sei hier auf diese große Diskrepanz hingewiesen, die vermutlich daher rührt, dass die »Mädel« – um »sie auf Linie zu bringen« – gelockt werden sollten. Wenn in diesem Aufsatz allein die Titelseiten (und die Artikel noch nicht) betrachtet werden, ist dies stets zu vergegenwärtigen. Es sollte nicht der Eindruck entstehen, es handle sich um ein friedliches oder harmloses Medium; allgegenwärtig tragen Autor*innen Beeinflussungen von Gattenwahl und Kinderwünschen sowie Judenfeindschaft und Rassenlehre an die »Mädel« heran.

Tabelle 1: Wiederkehrende Themen

– Hitler-Bilder/Führerkult	– Haushaltsarbeit
– Prominente	– Kinder betreuen
– direkte NS-Propaganda	– Mutter-Figuren
– Raum im Osten	– Krankenpflege
– Soldaten, Militarismus	– Soldaten/Verwundete betreuen*
– Verbündete in anderen Staaten	→ Kategorie: Reproduktionsarbeit
→ Kategorie: Explizite Propaganda	
– Ausflug, Ferienlager, Fahrt	– BDM-Dienst tun
– Sport und Spiel	– Soldaten/Verwundete betreuen
– Spaß im Freien	– Landarbeit
– Musik, Tanzen, Brauchtum	– Berufstätigkeit
→ Kategorie: Erlebnis	– Rüstungsindustrie, Militär-Helferinnen
	→ Kategorie: Pflichten

*Darstellungen der Betreuung von (verwundeten) Soldaten bringen Leser*innen sowohl »Reproduktionsarbeit« als auch »Pflichten« nahe und wurden daher beiden Kategorien zugezählt.

Die Themen der Titelseiten

Die Cover hatten vier Funktionen: Erstens sollten sie schon vor dem Aufblättern Leser*innen aufmerksam und empfänglich machen, das heißt durch das Ansprechen von Wünschen locken und ihnen Spaß verheißen. Zu sehen sind fast immer lachende »Mädel« an damals attraktiven Orten, bei außergewöhnlichen, spannenden Tätigkeiten.

Zweitens konnten sie sich gegebenenfalls mit der eigenen Lebensrealität in dem Abgebildeten wiederfinden, sich angesprochen fühlen. Oft zu sehen sind »Mädel« bei alltäglichen Tätigkeiten, wie sie ihrem Leben entsprachen, durchaus auch bei nicht selbst gewählten, strapaziösen Pflichttätigkeiten.

Drittens sollte bereits auf dem Cover etwas herübergebracht werden, sollte politische Propaganda und der Idealtypus für die Leser*innen transportiert werden: das heißt Vorbilder in puncto Verhalten, Charakter und Aussehen, die Arbeitseifer, Gehorsam und dabei Genügsamkeit und Fröhlichkeit beinhalteten. So sind sie auch bei anstrengenden Pflichten immer fröhlich und zufrieden dargestellt. Viertens sollte folglich so auch ihre Arbeitsfähigkeit ausnutzbar gemacht werden.

Die sogar farbigen Cover bestehen in der Regel aus seitenfüllenden Fotos (selten Symbole, Grafiken), teils zusammen als Collage. Sie spre-

Tabelle 2: Präsenz der vier Kategorien

	1933 /1	'33 /2	'34 /2	'35 /1	'35 /2	'36 /1	'36 /2	'37 /1	'37 /2
	a)		b)						
Erlebnis	50	67	0	33	33	33	33	17	50
Reproduktionsarbeit	0	0	100	17	0	33	0	17	0
Pflichten	0	0	0	0	33	0	0	17	17
Explizite Propaganda	25	17	0	33	17	33	67	50	33

Anmerkungen:

a) Halbjahr '33/1: 4 Ausg. mit illustrierter Titelseite

b) 1934 Neustart der Zeitschrift: Erscheinen bis einschl. Dez. 1933 und mit verändertem Personal in anderem Verlag erneut ab Nov. 1934 (im Halbjahr '34/2 hoher Prozentsatz, da nur 1 Heft mit illustriertem Cover)

chen für sich; ab und an ist eine kleine Texttafel dabei. Zunächst sei hier ein Überblick über die Themen der Titelseiten und ihre Häufigkeit gegeben (danach werden dann Titelbilder konkret betrachtet).

Was zeigen sie? Aus den 119⁵ Titelseiten 1933-44, die illustriert sind, wurden die wiederkehrenden, aufschlussreichen Themen in Tabelle 1 gesammelt. Anschließend wurden sie zu vier Kategorien geclustert (fett gedruckt).

*Wie stark waren die Themen den Leser*innen präsent?* Zählt man die Themen der vier Kategorien jeweils zusammen, sieht ihre Präsenz 1933-44 folgendermaßen aus: Explizite Propaganda ist auf einem Drittel der Cover abgebildet. Mit der Erlebniswelt BDM wirbt ein Viertel der Hefte. Reproduktionsarbeit ist auf einem Viertel von ihnen dargestellt. Die (Dienst-)Pflichten sind auf einem Drittel der Titelbilder präsent.⁶ Beinahe alle Cover haben irgendeinen NS-Bezug.

⁵ Beinhaltete ein Titelbild *zwei* Themen, wurde es auch in diesem Schema *beiden* Themen zugeordnet (das heißt je eine oder maximal zwei augenfällige Zuordnungen; insg. 189 Zuordnungen).

⁶ In Summe sind dies mehr als 100%, was daran liegt, dass in der vorigen Zählung, wie oben erklärt, ein Cover auch zweimal gezählt wurde, wenn es zwei Themen repräsentierte. Repräsentierte es allerdings zwei Themen *innerhalb derselben*

'38 /1	'38 /2	'39 /1	'39 /2	'40 /1	'40 /2	'41 /1	'41 /2	'42 /1	'42 /2	'43 /1	'43 /2	'44 /1	'44 /2
										c)	d)	d)	e)
67	67	0	33	0	0	17	33	0	0	0	0	0	0
0	0	33	33	83	50	33	17	50	33	25	33	0	0
17	0	33	67	33	67	33	67	83	50	100	100	33	100
33	33	33	0	17	33	67	50	33	33	0	100	67	0

- c) Halbj. '43/1: 4 Ausgaben erschienen
- d) Halbj. '43/2 und '44/1: je 3 Hefte erschienen
- e) Halbj. '44/2: 2 Ausg. erschienen

Hier sind mitunter in Summe mehr bzw. weniger als 100% deshalb möglich, weil einerseits Cover zu zwei Kategorien gezählt wurden, wenn sie beide Themen enthielten, und andererseits, weil seltene, nicht aufschlussreiche Themen nicht zu den vier Kategorien gezählt wurden und somit hier nicht auftauchen.

Welche Veränderungen ihrer Präsenz vollzogen sich im Lauf der Zeit?

Um Verstärkung und Nachlassen der verschiedenen Themen deutlich zu machen, ist die Präsenz der Themen im Folgenden nach Halbjahren aufgeschlüsselt: Tabelle 2 veranschaulicht, in wieviel Prozent der Titelseiten eines Halbjahrs die Themen der vier Kategorien präsent waren (zum Beispiel waren im Halbjahr 1937/1 Themen der Kategorie »Explizite Propaganda« auf 50% der Cover präsent).

Querschnittartig gelesen ist ersichtlich, dass in der *Zeit der ersten Konsolidierung* des NS-Systems⁷ im Vordergrund stand, die Erlebniswelt des BDM herauszustellen, die Leser*innen schon auf dem Umschlag mit der Aussicht auf Spaß und Idylle für den BDM zu begeistern. Explizite Propaganda ist wiederkehrend präsent. Dienstpflichten und Reproduktionsarbeit spielen in dieser Zeit auf den Covern noch kaum eine Rolle.

Kategorie, so wurde es in dieser Zählung hier nur einmal für die Kategorie gezählt (140 Zuordnungen).

⁷ Unterscheidung von Etappen der Entwicklung des NS-Regimes im Rahmen einer Propaganda-Analyse vgl. Benjamin Ortmeier; Katharina Rhein: Indoktrination. Rassismus und Antisemitismus in der Nazi-Schülerzeitschrift »Hilf mit!« (1933-1944), Weinheim/Basel 2013, S. 34ff.

In der *Zeit des gefestigten NS-Regimes* wird weiter mit den in Aussicht gestellten Erlebnissen (u.a. Fahrten/Ferienlager) um die Aufmerksamkeit der Leser*innen geworben, um sie für die weiteren, ideologischen Inhalte empfänglich zu machen. Darstellungen von Pflichterfüllung finden zunächst nur dezent Einzug in die Covergestaltung. Politische Propaganda (Selbstdarstellung/Feindbilder) wird etwas verstärkt.

Die direkte, explizite Propaganda wird *in der Kriegszeit* auf den Titelseiten bemerkenswerterweise nicht drastisch verschärft. Militarismus-/Soldaten-Abbildungen kommen hinzu, das Thema »Raum im Osten« wird 1940-42 sichtbar; Führerkult auf den Titelblättern wird weniger. Nun sind Reproduktionsarbeit und (Dienst-)Pflichten omnipräsent. Sie ersetzen die Werbung mittels Spaß und Idylle. Daher war der Ansatz der Redaktion offensichtlich folgender: Nach Jahren der Etablierung wurde es nicht (mehr) für vorrangig befunden, massiv für die NS-(Kriegs-)Politik zu werben, und die Motivation wurde als bereits vorhanden vorausgesetzt. Stattdessen war die Priorität, den Leser*innen Pflichten und Reproduktionsarbeit als Vorbilder vorzuführen (ab Kriegsbeginn großer Zuwachs in verschiedensten Diensten, Beruf und Aufgaben in Haushalt/Care).

Dass Assoziationen von Erlebnissen und »heiler Welt« – längsschnittartig betrachtet – so stark verringert wurden, überrascht etwas, da die Überzeugungsarbeit ja nie abgeschlossen war, weil jedes Jahr ein neuer Jahrgang von Zehnjährigen hinzukam. Offensichtlich konnte die Redaktion von einem fest etablierten Standing des BDM und von vorhandener Folgsamkeit ausgehen, sodass sie dann beginnen konnte, mit großem Druck die Mädchen zu instrumentalisieren und die vorgesehenen Pflichten in Reproduktionsarbeiten und Diensten von ihnen zu fordern, das heißt letztlich ihre Arbeitsfähigkeit für die »Volksgemeinschaft« und den »Raum im Osten« auszunutzen.

Interessant ist ferner auch ein kurzer Blick auf diese Zeiten: Ende 1936 wurde das »Gesetz über die Hitlerjugend« und Anfang 1939 die dazugehörigen Durchführungsverordnungen verkündet und damit der HJ-/BDM-Dienst gesetzlich zur Pflicht.⁸

⁸ Vgl. Kinz 1991, S. 39f.

Die Vorgehensweise in der Vermittlung

Nach diesem Überblick folgt hier der genauere Blick darauf, *wie* die Titelbilder die Themen transportieren sollten. Welche direkten und welche subtilen Botschaften sind enthalten? Wie wird die Leser*innenschaft adressiert? Aus Platzgründen werden nur einige aufschlussreiche Themen besprochen und Titelbilder meist zusammenfassend (nicht einzeln) beschrieben.

»Explizite Propaganda«

Cover mit der »*direkten NS-Propaganda*«, die auf den ersten Blick als solche erkennbar ist und nicht subtil in andere Kontexte eingebettet ist, bestehen fast jedes Mal aus seinerzeit allgemein gängiger Selbstdarstellung des NS-Regimes – meist parolenhafte Versatzstücke und NS-typische Ästhetik (teils seitenfüllend): Hakenkreuze, Fahnen, Reichsadler, Reichsparteitage etc. Feindselige Hetze findet sich – ganz im Gegensatz zu den Artikeln – in diesen Fällen kaum (selten gegen Sowjetunion/Kommunismus, pauschalisiert als das Gleiche).⁹ Die Betrachter*innen sollten angelockt, nicht abgestoßen werden.

Der »*Führerkult*«¹⁰ wird ab 1936 mit ebenfalls seinerzeit gängigen Hitler-Portraits oder Bildern von Auftritten vor Menschenmassen oder auch gemeinsamen Fotos mit Prominenten betrieben. (Selten sind auch andere Prominente zu sehen, zum Beispiel BDM-Funktionärinnen, Baldur von Schirach oder die mit Treue und Einsatz »für Führer und Volk« (Eisernes Kreuz I) als Heldin inszenierte Test-/Pilotin Hanna Reitsch.) Elf April-Ausgaben erschienen insgesamt; auf sieben findet sich in irgendeiner Form ein Hitler-Motiv. Hintergrund ist der im ganzen »Reich« feiertagsähnlich zelebrierte Geburtstag Hitlers im April sowie die auf diesen

⁹ Ab und an finden sich im Krieg »*Verbündete in anderen Staaten*« auf Covern. Sie wirken wie Beweise für die Leser*innen, dass andere Staaten mit Deutschland auf einer Linie seien, dass Nationalismus, Rassenlehre, Vertreibung, Mord demgemäß der richtige Weg seien und dass junge Frauen dort ihnen ähnlich seien und gleiche Dienste täten (»Neues Europa« vgl. Cornelia Schmitz-Berning: Vokabular des Nationalsozialismus, Berlin 2007, S. 213f).

¹⁰ Vgl. Ian Kershaw: Führer und Hitlerkult. In: Wolfgang Benz et al.: Enzyklopädie des Nationalsozialismus, Stuttgart 1998, 3., korr. Aufl., S. 22-33.

Anlass gelegte alljährliche pompös inszenierte Aufnahme¹¹ der neuen Jahrgänge in HJ/BDM.

Die Selbstdarstellung mittels Symbolen enthält selten konkrete, einzelne Ziele der NS-Politik. Eines von wenigen ist »Raum im Osten« (ab Mitte 1940, zuvor vereinzelt): Ein Titelbild mit der Forderung nach Eroberung des vermeintlich »deutschen Ostens« (»Versailles muss fallen!«) hat bereits die dritte überhaupt erschienene Ausgabe.¹² 1933 galt es, Überzeugungsarbeit zu leisten und den BDM sowie die Zeitschrift zu etablieren. Dazu wurde auch für diese Zielgruppe die derzeit populäre¹³ Hetze gegen den Versailler Vertrag genutzt. Die Grafik zeigt die Reichsgrenzen, die »geraubten« Gebiete einschließend. Dies wird in den Folgejahren wiederholt. Der vermeintliche Anspruch auf »Raum im Osten« sollte mit der Botschaft etabliert werden, die Gebiete würden schlicht und einfach zum »Reich« dazugehören, seien ja im Grunde »deutsch« (seien bloß derzeit geraubt).

Nach Eroberungen in Polen – und Vertreibungen und Ermordungen – wird auf diesen Titelblättern ab Mitte 1940 eine neue Botschaft herübergebracht: Nun werden die Eroberungen rückwirkend gerechtfertigt – nach dem Schema, es sei eine »Befreiung« der dort Lebenden (sogenannte Auslands-/Volksdeutsche), auf die sie sehnsüchtig gewartet hätten und für die sie dem »Reich« dankbar seien.¹⁴ Und vor allem wird für die Umsiedlungen in die eroberten, »eingegliederten« Gebiete geworben: einerseits für die Ansiedlung¹⁵ von »Volksdeutschen«¹⁶ aus Europa;

¹¹ Vgl. Schmitz-Berning 2007, S. 144 und 468.

¹² Andere Parolen zur Rechtfertigung der Forderungen drehten sich um »Lebensraum« (vgl. Benz 1998, S. 564f.; Friedemann Bedürftig: Taschenlexikon Drittes Reich, München 1998, 3. Aufl., S. 208f.; Schmitz-Berning 2007, S. 375ff.) und »Volk ohne Raum« (vgl. Benz 1998, S. 783). Oft wurde »Blut und Boden«-ideologisch argumentiert (vgl. ebd., S. 399f.; Schmitz-Berning 2007, S. 110ff), das heißt, es wurde eine Art durch ein Schicksal gegebene, bedingungslose, starke und überdauernde Verbundenheit zwischen einem »Volk« bzw. zwischen »dem Blut« und einem Land konstruiert und als Berechtigung für Eroberungen behauptet.

¹³ Vgl. Benz 1998, S. 780f.

¹⁴ Zum Beispiel ein zwei- bis dreijähriges Kind auf den Schultern eines Wehrmachtssoldaten, beide lachend und mit der Texttafel »Der kleine Hans aus der Batschka [Serbien/Ungarn] hat sich im Nu gut angefreundet mit den durchziehenden deutschen Soldaten« (Mai 1941).

¹⁵ Z.B. eine Mutter mit Kind auf dem Arm und der Beschreibung »Mitten im Kriege schufen sich die deutschen Rückwanderer aus Wolhynien, Galizien [Ukraine/Polen] und dem Baltenlande eine neue Heimat im befreiten Osten« (Sept. 1940).

¹⁶ Auch »Auslandsdeutsche«; in Unterscheidung zu »Reichsdeutschen«. Dabei wird eine Gemeinschaftszusammengehörigkeit nicht qua einer Nationalität



Jahrgang 1940, September. »Mitten im Kriege schufen sich die deutschen Rückwanderer aus Wolhynien, Galizien und dem Baltensland eine neue Heimat im befreiten Osten.«

andererseits dafür, aus dem »Reich« in den »Osten« umzusiedeln und dort »Aufbauarbeit«¹⁷ zu tun und an der Anpassung der angesiedelten, »heimgeholten« Menschen mitzuwirken.¹⁸ Auch in den Artikeln werden die derzeit die Schule beendenden »Mädel« stark umworben, sich für diesen Schritt zu entscheiden. Sie werden aufgefordert, Reichsarbeitsdienst/Landdienst/Pflichtjahr¹⁹ im »Osten« zu leisten und dann dort zu heiraten und sich anzusiedeln. Auf einem Titelbild, das zugleich Landarbeit romantisiert, kommen drei lachende junge Frauen von getaner Feldarbeit; die Texttafel: »Ihre ganze Begeisterung und die unverbrauchte Kraft der Jugend stellen unsere Landdienstmädel in den Dienst des wiedergewonnenen deutschen Bodens im Osten« (Mai 1942).

Auf den Titelblättern sind Soldaten dennoch selten, Kriegsgeschehen kommt fast nicht vor – im Gegensatz zu den Artikeln. Solche sel-

aufgefasst, sondern vermittelt eines Konstrukts von »gemeinsamem Blut« (auch »Kultur«). Vgl. Benz 1998, S. 383 und 784f.; Bedürftig 1998, S. 27 und 358.

¹⁷ Vgl. auch Schmitz-Berning 2007, S. 650ff.

¹⁸ Vgl. Wendy Lower: *Hitler's Furies. German Women in the Nazi killing fields*, Boston/New York 2013, Kap. 2; eingehend Elizabeth Harvey: *Women and the Nazi East. Agents and Witnesses of Germanization*, New Haven/London 2003.

¹⁹ Zu den Pflichtdiensten vgl. Kompisch 2008, S. 62ff.; Schmitz-Berning 2007, S. 372, 465 und 532; Renate Wiggershaus: *Frauen unterm Nationalsozialismus*, Wuppertal 1984, S. 43ff.



Jahrgang 1943,
November/Dezember

tenen Motive von ›Soldaten und Militarismus‹ sollten den Leser*innen Soldaten als verehrens-wert zeigen²⁰ sowie die »Einheit von Heimat und Front«²¹ suggerieren, das heißt eine Verbundenheit von Soldaten und unermüdlich arbeitenden »Mädeln« konstruieren. Sie werden in den Artikeln – zwecks Instrumentalisierung und Ausnutzung (Dienste, Beruf etc.) – ständig ermahnt, moralisch verpflichtet zu sein, mit Fleiß, Gehorsam und Aufopferung genauso Leistung zu erbringen wie die Soldaten, die selbstlos *für sie* im Krieg seien und *für sie* ihr Leben riskierten. Diesen »Helden« müssten sie sich in der »Heimat« würdig erweisen, so die permanente Drohung, darauf müssten diese sich verlassen können. Man habe die »deutschen Soldaten« stolz zu machen, wenn sie nach dem Krieg zurückkehren. Wehrmachtssoldaten werden also auch als urteilende Instanz inszeniert, denen die Daheimgebliebenen durch Pflichterfüllung und Unterordnung Rechenschaft schuldig seien.

Diese Hierarchie ist auch auf einer Weihnachtsausgabe symbolisch festgehalten: Drei Ebenen sind zu einem Bild montiert: Im Hintergrund ist ein Sternenhimmel gezeichnet und lässt Winter/Weihnachten assoziieren. Der Vordergrund ist ein Foto von vier Mädchen im BDM-Dienst: Sie tragen Uniformen und arbeiten konzentriert an Weihnachtsgeschenken.

²⁰ Zum Beispiel oben erwähnter Soldat mit dem Kleinkind.

²¹ Vgl. Wolfgang Schneider: Frauen unterm Hakenkreuz, Hamburg 2001, S. 76ff.

Es handelt sich entweder um Feldpostpäckchen²² oder um Geschenke für die *NS-Volkswohlfahrt* bzw. das *Winterhilfswerk* (in deren Auftrag zum Beispiel die Jüngeren Spielsachen bastelten und die Älteren Kleidung für bedürftige »Volksgenossen« nähten). Dahinter ist ein Druck eines Soldaten montiert; das Portrait seines Gesichts ist im Verhältnis gigantisch und steht über ihnen (Nov./Dez. 1943).²³ Gewissermaßen schaut er ihnen übergroß über die Schulter und auf sie herab. Sein ernster Gesichtsausdruck lässt sich als behütend und gütig lesen, aber auch als begutachtend und überprüfend.

»Erlebnis«

Die bisher angesprochenen Motive sind die gängige, auf den ersten Blick unverkennbare Propaganda; nun folgt der Blick auf die implizite, verpackte Indoktrination: Wie sollten Darstellungen der Erlebniswelt des BDM die Leser*innen für weitere Indoktrinierung – zum Beispiel die rassistischen, judenfeindlichen Artikelinhalte – empfänglich machen? Die Erlebniswelt BDM versprach ihnen in jedem Fall neue Erfahrungen, die außerhalb des BDM kaum möglich seien, auch in der Familie, so wie vor 1933.²⁴

Die Aussicht auf solche neuen Welten und Abenteuer, auf Spaß und auf Gemeinschaftserlebnisse (letztere in Artikeln verbunden mit Unterordnung) wird transportiert durch Szenen von BDM-Gruppen auf »*Ausflug, Ferienlager und Fahrt*« (mit Uniform und oft Wimpeln; bis 1938 häufig) sowie Szenen von »*Spaß im Freien*«, das heißt fröhlich in Szene gesetzte Mädchen bei schönem Wetter, an attraktiven Orten in der Natur. Beide Sujets waren derzeit in BDM-Repräsentationen gängig, zum Beispiel Strand, Wandern, Bootsfahrten usw.

²² BDM-/Jungmädels-Gruppen hatten Wehrmächts-Abteilungen zur »Betreuung«/Versorgung per Feldpost zugeordnet.

²³ Die Bildebenen sind unübersehbar aneinander montiert, die Abgebildeten befinden sich eindeutig an verschiedenen Orten; es ließe sich auch die Botschaft interpretieren, Mädchen sollten sich bei ihrer konzentrierten Arbeit immer »den deutschen Soldaten« hinter oder über sich vergegenwärtigen.

²⁴ Unter anderem nach dem Schema, dass die derzeitige Jugend im NS es nun so viel besser als ihre Eltern- und frühere Generationen habe und dass sie diverse von denen nicht einmal erahnte Möglichkeiten habe – dass sie die Welt kennenlernen, Abenteuer erlebe usw. (dies auch in Geschichten, in denen Figuren den Leser*innen genau diese Rollen von »Mädels« gegenüber Groß-/Müttern, Tanten o.ä. vorführten).



Jahrgang 1939, August



Jahrgang 1941, August. »Müde und zerstörte Gesichter kennzeichnen die verwahrloste Jugend des Sowjetstaates, – froh und gesund aber nimmt die Jugend Großdeutschlands in diesen Wochen überall im Reich an den Gebiets- und Obergausportfesten teil.«

Etwas anders sind die Szenen aus ›*Sport und Spiel*‹ (bis 1938 häufig) gestaltet: Sie transportieren neben Spaß ein Ideal von körperlicher Fitness²⁵ und illustrieren den in den Artikeln betriebenen Körperkult, die Leser*innen permanent aufzufordern, ihre Körper zu »stählen« und »funktionstüchtig« zu halten. Der Leistungsgedanke ist unübersehbar; die Fotografierten sind hochkonzentriert. Mitunter sind neben disziplinierten Übungen auch lachende Mädchen oder Spiele zu sehen; wenn sie jedoch die uniforme Sportkleidung tragen, ist klar, dass es keine Freizeit, sondern eine BDM-Aktivität inkl. einer Absicht der Führerin ist. Die Wertlegung auf körperliche Leistung wird als »gesund« und als NS-Erreungenschaft, das heißt auch als Eigenwerbung, dargestellt. Ein auffallen-

²⁵ BDM-Sport vgl. Dagmar Reese: Straff, aber nicht stramm – herb, aber nicht derb. Zur Vergesellschaftung von Mädchen durch den BDM, Weinheim/Basel 1989, Kap. III.2.

des Cover im Stil der zeitgleichen Ausstellung »Das Sowjet-Paradies«²⁶ kombiniert dies mit Antikommunismus: Es zeigt im Vordergrund sechs lachende »Mädel« in BDM-Sportkleidung und im Hintergrund zwei griesgrämig aussehende Kinder mit unmissverständlicher Hammer-und-Sichel-Kennzeichnung. Eine Texttafel macht es noch deutlicher: »Müde und zerstörte Gesichter kennzeichnen die verwaarloste Jugend des Sowjetstaates, – froh und gesund aber nimmt die Jugend Großdeutschlands in diesen Wochen überall im Reich an den Gebiets- und Obergausportfesten teil« (Aug. 1942).

Motive von »Musik, Tanzen, Volkstum«, also Fotos von »Mädeln« bei Volkstänzen, beim Spielen/Singen von Volksliedern²⁷ oder in Trachten, verheißen einerseits Gemeinschaftserlebnisse und Spaß, andererseits werben sie aber auch für das (Neu-)Beleben von teils vergessenem Brauchtum, wie in Artikeln immer wieder bemängelt wird. In fast jeder Ausgabe wird der Leser*innenschaft das Brauchtum von mindestens einer Region nahegebracht.

Regionale Eigenheiten werden durchaus betont, das Spektrum dieser Vielfalt ist aber begrenzt auf verschiedene »deutsche Trachten«, verschiedenes »deutsches Liedgut«, verschiedene »deutsche Volkstänze«. Zum Teil wird dies in Artikeln noch verbunden mit – der Rassenlehre entstammenden – Behauptungen über vermeintliche optische Merkmale und Charaktereigenarten der Menschen einer Region. Jedoch ist dies keine Diversität, sondern transportiert lediglich das »Reich« als Horizont und »deutsch« als Ideal. Im kleinen Rahmen (Regionen) wird Stolz und im großen Rahmen schlicht und einfach Nationalismus (und Rassenlehre) in den Köpfen gefördert.

»Reproduktionsarbeit«

Titelbilder dieser Kategorie zeigen als Vorbilder (ver-)sorgende Tätigkeiten von »Mädeln« für die (Klein-)Familie bzw. die »Volksgemeinschaft«. Damit boten sie einerseits Leser*innen, deren tägliche Lebensrealität dies war, eine Möglichkeit sich darin wiederzufinden. Andererseits führten sie ihnen ihre Zukunftsperspektive vor. Ab und an kommen Darstellungen von »Haushaltsarbeit« (Nähen, Kochen) vor.

²⁶ Vgl. Lower 2013, S. 34.

²⁷ BDM-Musikarbeit vgl. Kinz 1991, Kap. 6.1.

Hauptsächlich 1939/40 kommen Cover des Themas ›Kinderbetreuung‹ vor; sie sind einander ähnelnde Fotos von »Mädeln«, die Kleinkinder auf dem Arm halten o.ä. Sie zeigen den Leser*innen dies als harmonische Szenen (inkl. kindlicher Niedlichkeit) und als freudige Tätigkeiten. Oft sind sie als Dienst-Tätigkeit, also für die »Volksgemeinschaft« markiert; zum Beispiel: »Gern und auch gewissenhaft tun unsere Mädeln überall ihren Einsatzdienst, wo sie gebraucht werden. Am schönsten ist aber die Pflege der Kleinsten, sei es in der Familie oder im Betriebskindergarten, auf den Bahnhöfen oder in den Heimen der NSV« (März 1942). In einem fotografierten »Mädeln« wird sogar ein Vorbild für Kinderbetreuung und für den Einsatz im eroberten »Osten« kombiniert: »Die tatkräftige Hilfe des weiblichen Arbeitsdienstes in Feld, Haus und Garten erleichtert den deutschen Siedlern im Osten das Eingewöhnen in der neuen Heimat. Besonders den Kindern ist die Arbeitsmaid eine fröhliche Kameradin« (Okt. 1940).

Die Botschaft der ›Mutter-Figuren‹-Motive (punktuell 1934/36/40) ist die gleiche, allerdings bilden sie nicht konkret Kinderbetreuung ab, sondern idealisieren Mutterschaft und »die deutsche Mutter«. Diese Abgebildeten sind deutlich älter als jene bei der Kinderbetreuung. Den Leser*innen vermitteln sie für ihre Gegenwart Hochachtung vor Müttern und für die Zukunft die eigene Funktion als »deutsche Mutter«. Dies beinhaltete in der NS-Zeit die Verherrlichung des Kinderbekommens, sofern man rassenlehre-entsprechend als »erbgesund« angesehen wurde.²⁸ In vielen Artikeln der Zeitschrift wird der NS-»Mutterkult«²⁹ betrieben und oft ein Ideal von »der« Mutter als eine gütige und gealterte, von Leben und Mühen sichtlich strapazierte Person entworfen, die für lebenslange, unermüdliche Selbstaufopferung für ihre (ggf. schon erwachsenen) Kinder und für das Ertragen aller Nöte verherrlicht wird. So sollte in den Zukunftsperspektiven von Mädchen eine Verpflichtung

²⁸ Manifestiert vor allem in den eugenischen Gesetzen »zur Verhütung erbkranken Nachwuchses« (1933, in Kraft '34) und »zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre« (1935). Vgl. Klinksiek 1982, Kap. III; weiterführend Gabriele Czarnowski: Das kontrollierte Paar. Ehe- und Sexualpolitik im Nationalsozialismus, Weinheim 1991, Kap. 1-3; eingehend Gisela Bock: Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik, Opladen 1986.

²⁹ Vgl. Benz 1998, S. 591; Bedürftig 1998, S. 234f.; Wiggershaus 1984, S. 16ff.; eingehend Irmgard Weyrather: Muttertag und Mutterkreuz. Der Kult um die »deutsche Mutter« im Nationalsozialismus [1993], Frankfurt am Main 2015. »Ehrenkreuz der deutschen Mutter«/»Mutterkreuz« vgl. Schmitz-Berning 2007, S. 164f. »Ehrenbuch der kinderreichen Familie« des »Reichsbundes der Kinderreichen Deutschlands zum Schutze der Familie« vgl. Benz 1998, S. 667.



Jahrgang 1940, März.
 »Jugend dient dem Führer. In stillem, fleißigem Einsatz wollen Mädel und Jungmädel dem Führer helfen. Auch für jede Zehnjährige ist das der größte Wunsch.«

gegenüber der Gemeinschaft zur Mutterschaft etabliert werden und Selbstlosigkeit sowie Zufriedenheit und Stolz auf diesen lebenslang zugewiesenen »Platz« in der Gemeinschaft vermittelt werden.

In den Mai-Ausgaben (Monat des »Muttertags«) sind diese Themen nicht präsenter als sonst, aber das Cover der allerersten Ausgabe nach Wiedererscheinen von »Das Deutsche Mädel« 1934 zeigt das Foto eines Ehrendenkmals für Mütter der Zeit des Ersten Weltkriegs.

Eine häusliche, familiäre Szene wirkt doppelt symbolisch: Ein blondhaariges Mädchen bekommt von ihrer (Groß-)Mutter Nähen gezeigt. Die Szene wirkt harmonisch und glücklich, da sie in warmen Farben gedruckt ist und die beiden gleiche Trachten tragen und aneinander lehnen (März 1940). Dies zeigt »Mädeln« Haushaltsarbeit und ihre Zukunftsperspektive, eines Tages im Wechsel der Generationen Kinder gebären und selbst die Führung eines Haushalts übertragen bekommen und irgendwann selbst Fertigkeiten an Kinder weitergeben zu sollen.

Weitere abgebildete Care-Arbeiten sind »Krankenpflege« (selten; 1939-42), also junge Frauen in Kitteln teils am Patientenbett bei medizinischen Arbeiten, die für »Gesundheitsdienst«-Kurse des BDM und für medizinische Berufe werben, sowie »Soldaten/Verwundete betreuen«: Mädchen und junge Frauen beim Betreuen (nicht-medizinische Tätigkeiten) von – teils verwundeten – Soldaten sind auf den Titelblättern 1940-43 stets präsent. Es handelt sich um Soldaten auf der Fahrt sowie



Jahrgang 1940, Juni.

»In den Lazaretten sind unsere Mädel und Jungmädel stets gern gesehene Gäste. Immer gibt es etwas für sie zu tun. So mancher Brief wird für die Verwundeten geschrieben, so manche Partie Mühle oder Schach ist für die Soldaten wie für die Mädel ein gleich spannender Zeitvertreib.«



Jahrgang 1941, Juni.

»Mädel aus der italienischen Jugendorganisation besuchen unsere Flieger im deutschen Lazarett auf der Insel Sizilien.«

um Verwundete in Lazaretten. Zu sehen sind junge Frauen, die Soldaten mit gekochten Mahlzeiten/Getränken versorgen. Andere »Mädel« sind beim »Lazarettendienst« fotografiert, das heißt, sie besuchen Soldaten und unterhalten sie, indem sie singen, »fröhliche Gemeinschafts-abende« organisieren, mit ihnen spielen, Blumen und Geschenke bringen (insb. Weihnachten) etc. Auf einem auffallenden Cover, das einiges über die Vorstellung der Verehrung von jungen Frauen für Soldaten aussagt, sitzt ein grinsender Soldat mit Uniformjacke und Abzeichen – wie der »Hahn im Korb« – mit Blumen von ihnen reich beschenkt inmitten von sechs jungen Frauen, die ihn umringen und anlächeln (Juni 1941).

»Pflichten« – und die Besonderheit »weibliche Berufstätigkeit«

Die unter »Pflichten« kategorisierten Motive zeigen »Mädel« als Vorbilder bei außerhäuslichen Tätigkeiten, die der »Volksgemeinschaft« bzw. den »Volksgenossen« nutzen sollten. Zum einen konnten Leser*innen sich im Abgebildeten wiederfinden. Zum anderen rühmen die Darstellungen die diversen Verpflichtungen und etablieren sie schlicht als Selbstverständlichkeit, damit die Leser*innen mit ihnen zufrieden waren/blieben und damit sie mit Eifer arbeiteten. Motive dieser Kategorie sind in der Kriegszeit am stärksten präsent und als »Kriegsdienst/-einsatz« wurde BDM-Dienst, Beruf, Reichsarbeitsdienst, Arbeit als Schwester oder in (Rüstungs-)Fabriken, Ersetzen von Eingezogenen in Familienbetrieben, Nachbarschaftshilfe und, was als relevant für den Krieg erachtet wurde, aufgefasst.³⁰ Zu dieser Kategorie wurden auch die Motive »Soldaten/Verwundete betreuen« (s.o.) hinzugezählt.

Erwartungsgemäß ist »BDM-Dienst tun« das präsenteste Thema der Titelseiten, besonders ab 1939. Viele davon wurden auch einem zweiten Thema zugeordnet (zum Beispiel BDM-Nähkurs: zugeordnet zu »Pflichten« und »Haushaltsarbeit«). Die Fotografierten sind in irgendeiner Form als BDM-Mitglieder im Dienst: Werken für NS-Volkswohlfahrt/Winterhilfswerk, Luftschutz-/Gesundheitsdienst-Kurse, Landarbeit, Kinderbetreuung, Weihnachtssingen, Tram-Dienst, Neuaufnahme der Zehnjährigen, Treffen einer Gruppe mit Hanna Reitsch usw.³¹

Beispielsweise Bilder von »Landarbeit« zeigen diese als etwas Schönes, Befriedigendes; die fotografierten »Mädel« arbeiten lachend und begeistert. Sie werben für Berufe und Arbeitsdienst auf dem Land (insb. im »Osten«, möglichst mit anschließendem Heiraten und Siedeln; s.o.) und sie sollen gegen die oft kritisierte Landflucht und die »Modeberufe« in Büros wirken. In der Landwirtschaft übernehme man Verantwortung für die Existenz des »Volkes«. Romantisierungen von Landarbeit werden in Artikeln öfters mit »Blut und Boden«-ideologischen Ansätzen verbunden.

³⁰ Vgl. Gisela Miller-Kipp (Hrsg.): »Auch Du gehörst dem Führer«. Die Geschichte des BDM in Quellen und Dokumenten, Weinheim 2001, S. 222ff.

³¹ Die Themen Sport und Fahrten zählen zur Kategorie »Erlebnis«. Bei manchen Motiven war anhand der Kontexte im Heft zu schlussfolgern, ob sie im BDM-Dienst oder anderen Zusammenhängen standen.



Jahrgang 1943, März/April:
 »Wieder reihen sich in diesen Wochen unsere Zehnjährigen nach dem Willen des Führers in die Gemeinschaft der Hitler-Jugend ein, um gern und fröhlich ihre Pflicht zu tun, wo man sich braucht.«



Jahrgang 1939, September.
 »Wir helfen dem Führer.«

Die »Berufstätigkeit«³² von Frauen ist ein sehr oft thematisierter Punkt der Zeitschrift; um es kurz zusammenzufassen:³³ 1) Jahrelang wurde für die Berufstätigkeit und -ausbildung der »Mädel« geworben, allerdings nur vom Schulende bis – als selbstverständlich vorausgesetzt – zur Heirat und dem Wechsel in die Funktion als Mutter und Reproduktionsarbeiterin. Vehement verteufelt wurde angeblich »marxistische« Arbeitspolitik vor 1933 (speziell Erwerbstätigkeit von Frauen); zugleich wurden Einstellungen von Frauen als billigere Arbeitskräfte als kapitalistisch gebrandmarkt. 2) Es wurde mit größtem Nachdruck versucht, die Berufswahl der Leser*innen zu lenken; bestimmte Branchen sollten schmackhaft gemacht werden (gegen »Modeberufe«). 3) Patriarchalisch

³² Berufswahl-Lenkung vgl. Klinksiek 1998, S. 58ff.; Kompisch 2008, S. 37ff und 42ff; Ute Frevert: Frauen. In: Benz 1998, S. 220-234, hier: S. 229ff.; Quellen in Miller-Kipp 2001, Kap. 3.

³³ Vgl. auch Klaus 1998, S. 63ff.

wurde eine Vorbestimmtheit von Mädchen/Frauen konstruiert: Als »art-eigene« bzw. »artgemäße« Tätigkeiten wurden vor allem vorgeführt: Wohlfahrt und soziale Berufe (erzieherische, pflegende, medizinische, helfende, o.ä.), land- und hauswirtschaftliche Arbeiten, die Textilbranche und Lehrerinnen. Hingegen »artfremde« bzw. »Männerberufe« und Gleichbehandlung wurden – u.a. als »Entfremdung« – scharf abgelehnt. 4) Ausführlich wurde Werbung für angeblich gute Arbeitsbedingungen dank der NS-Politik (inkl. DAF/KdF), die jene Fehler und Entfremdungen der »Systemzeit« berichtigt habe, gemacht. Nun werde »die Frau« nicht mehr von ihrem »Wesen« entfremdet. 5) Nach Kriegsbeginn jedoch sollten junge Frauen darüber hinaus nun in diverse bislang als »artfremd« abgelehnte Berufe gelenkt werden.³⁴ Zentrale Elemente der bisherigen Überzeugungsarbeit mussten also revidiert werden und die Postulate »arteigen«/»artnah« umdefiniert werden. Mit Fortschreiten des Krieges sollten immer mehr »Männerberufe« übernommen werden, und zwar so weitgehend, dass berufswahllenkende Artikel mitunter das Gegenteil dessen vermittelten, was sie zuvor postuliert hatten: Wehrmachtshelferinnen und Arbeiterinnen in Rüstungsindustrien. Diese neuen Maximen werden auch auf Titelbildern transportiert:

Vor Kriegsbeginn wurden auf einem Cover Näherinnen vermutlich in einer Textilfabrik abgebildet (Jan. 1939) und mit einem Nähen-Motiv der Reichsberufswettkampf beworben (Feb. 1935). Ab 1941 jedoch werden junge Frauen nun bei Arbeiten in Laboren und in Fabriken gezeigt (eine produziert ggf. sogar Munition, nicht zweifelsfrei erkennbar). Die Botschaft dieser Titelseiten wird von Textfeldern unterstrichen, wie zum Beispiel »Vor einem Jahr sollten durch eine besondere Aktion die bisher noch nicht berufstätigen Mädels für den Kriegseinsatz erfasst werden. Mit stolzer Freude konnten wir dabei feststellen, dass alle unsere Mädels bereits im Berufsleben oder in einer Ausbildung standen und seither in treuer Pflichterfüllung zur Stärkung der Heimatfront beigetragen haben« (Nov. 1941) und auf einem der letzten erschienenen Hefte werden die Leser*innen direkt aufgefordert, »erhärten durch eure Tat am Arbeitsplatz das Treuebekenntnis zu unseren Soldaten«, »der Kampf soll uns die Tüchtigsten sichtbar machen«, »sei ein Beweis für euren unerschütterlichen Glauben an den Sieg« (Jan./Feb. 1944).

Dieser starke Bruch, lange zu konstruieren, bestimmte Tätigkeiten seien »artfremd«, und es dann zu revidieren und für genau sie zu werben, ist noch auffälliger in Titelbildern des Themas »*Rüstungsindustrie*,

³⁴ Vgl. Klaus 1980, S. 35f. und 24.



Jahrgang 1939, Januar.



Jahrgang 1941, November.

»Vor einem Jahr sollten durch eine besondere Aktion die bisher noch nicht berufstätigen Mädel für den Kriegseinsatz erfaßt werden. Mit stolzer Freude konnten wir dabei feststellen, daß alle unsere Mädel bereits im Berufsleben oder in einer Ausbildung standen und seither in treuer Pflichterfüllung zur Stärkung der Heimatfront beigetragen haben.«

Militär-Helferinnen. Scharf wurden zuvor Frauen in irgendeinem militärischen Kontext, in Uniform³⁵ oder in Zusammenhang mit Waffen verurteilt. Dieses Konstrukt »unweiblich«/»dem Wesen der Frau zuwiderlaufend« wurde so vehement postuliert, dass Autor*innen damit im Umkehrschluss sogar zwei Feindbilder zugleich diffamieren konnten: Sie attackierten einerseits die Sowjetunion – und Kommunismus gleichgesetzt –, sie behandle Frauen schlecht³⁶ und entfremde sie von ihrer »Na-

³⁵ Über Uniformierung/Marschieren im BDM gab es im Hintergrund Kontroversen, vgl. Miller-Kipp 2001, S. 143f., 274f. und 292ff.

³⁶ Der Leser*innenschaft ein solches Bild zu vermitteln, implizierte en passant auch die Vorstellung, dass eine unhinterfragt von Männern dominierte Politik sich von oben um die Belange »der« Frauen kümmern solle und könne. Dass sie



Jahrgang 1938, Januar.
 »In diesem Heft: Wer möchte mit den Sowjets tauschen?«



Jahrgang 1943, Mai/Juni.

tur« (zum Beispiel durch harte körperliche Arbeit oder dadurch, dass sie Soldatinnen/Beamtinnen und sogar in hohen Positionen werden konnten). Teils wurde behauptet, Frauen täten dies staatlicherseits gezwungen und litten darunter.

Andererseits wurden emanzipatorische Ansätze als »bolschewistisch« bzw. als »wie in der Sowjetunion« gebrandmarkt. Ein auffälliges Cover unter dem Motto »Wer möchte mit den Sowjets tauschen?« besteht bspw. aus einer Gegenüberstellung von einem prototypischen Foto zweier blonder BDM-Mitglieder und einem Bild von strammstehenden Frauen in Uniformen und mit Gewehren (Jan. 1938). Die Botschaft lautet einerseits, die Sowjetunion (ergo Kommunismus) sei schlecht, weil sie Frauen schlecht behandle und entfremde, und andererseits, kämpfende Frauen mit Waffen seien schlecht, weil dies »bolschewistisch« sei.

Später in der Kriegszeit mussten Autor*innen dieses Konstrukt *wesensgemäß vs. unweiblich* mit großem Aufwand revidieren. Einige Co-

dies selbst tun oder auch nur gefragt werden könnten, wie dies geschehen solle, wurde übergangen.



Jahrgang 1940, November.

»Die Nachrichtenhelferinnen des Heeres tun ihre Pflicht genau so, wie die unzähligen namenlosen Frauen und Mädel, die in Uniform und Arbeitsgewand für die Soldaten des Führers schaffen!«



Jahrgang 1944, Juli/August.

»In steter tapferer Einsatzbereitschaft tun unsere Flakwaffenhelferinnen ihren Dienst. Nicht an den Geschützen und Maschinenwaffen wie die Frauen der Feindstaaten, sondern ausschließlich an Messgeräten und Scheinwerfern. Denn niemals werden deutsche Frauen und Mädel militarisiert werden.«

ver tun dies, indem sie Arbeiterinnen in der Rüstungsindustrie und Militär-Helferinnen nun als etwas Gewöhnliches und Selbstverständliches zu etablieren versuchen, was zuvor aufs Schärfste verteuftelt worden wäre: Beispielsweise sind in einer Fabrikhalle Sperrballons und zwei Arbeiterinnen, die diese produzieren, zu sehen. Dazu heißt es: »Die jungen Rüstungsarbeiterinnen sind stolz darauf, dass sie durch die Herstellung der Sperrballone unmittelbar zum Schutze der Heimat beitragen dürfen« (Juli 1942).

Ein späteres Titelbild zeigt eine junge Frau beim Schweißen. An was genau sie arbeitet, ist nicht erkennbar; in den Hintergrund sind jedoch zwei stürmende, schießende Wehrmachtssoldaten eingefügt, was Rüstungsindustrie oder zumindest die Assoziation Arbeiterin/Kampf nahelegt (Mai/Juni 1943).

Ein Cover zeigt fünf Wehrmachtshelferinnen³⁷ in Uniform konzentriert vor einem Gerät. Hinzugefügt ist das blitzförmige Abzeichen, das die Nachrichtenhelferinnen an ihrer Uniform trugen und das die Titulierung als »Blitzmädel« bedingte. Dazu heißt es: »Die Nachrichtenhelferinnen des Heeres tun ihre Pflicht genau so, wie die unzähligen namenlosen Frauen und Mädels, die in Uniform und Arbeitsgewand für die Soldaten des Führers schaffen!« (Nov. 1940). Ein anderes Bild betont Frauen im Militär ebenfalls als etwas Normales, Selbstverständliches: Soldaten und eine Wehrmachtshelferin stehen an einer Essensausgabe Schlange; rhetorisch wird gefragt: »Wem sollte im blitzsauberen Küchenwagen des Wehrmachtzuges im Kreis der Kameraden das Essen nicht schmecken? Sie alle sind ja Glieder derselben großen Front zum Schutze der Heimat, und auch die Nachrichtenhelferin fühlt sich ganz dazugehörig« (Feb. 1942).

1942 erschien als Cover ein auffälliges Foto einer Pilotin: Vier Männer bereiten ein Flugzeug zum Flug vor; sie sitzt oben darauf und betankt es. Laut Textfeld startete sie täglich zur Bergung Verwundeter an die Front (Okt. 1942). Sie wird – obwohl als Frau im Kriegsgeschehen – als Heldin dargestellt. Zuvor wäre dies als schlimmstmögliches Vergehen gegen »die Art der Frau« gebrandmarkt worden. Etwas Derartiges in einem »Feindstaat« wäre propagandistisch ausgeschlachtet worden.³⁸ Wie versucht wurde, Frauen im Militär nun als legitim umzudeuten, offenbart auch ein letztes Beispiel: Es zeigt die Arbeit von Flakhelferinnen und legt dies so aus: »In steter tapferer Einsatzbereitschaft tun unsere Flakwaffenhelferinnen ihren Dienst. Nicht an den Geschützen und Maschinenwaffen wie die Frauen der Feindstaaten sondern ausschließlich an Messgeräten und Scheinwerfern. Denn niemals werden deutsche Frauen und Mädels militarisiert werden« (Juli/Aug. 1944). So wird händelnd versucht, die Realität so umzudeuten, dass sie noch irgendwie zur jahrelangen Indoktrination in puncto Rolle und Handlungsräume von Frauen passe.

³⁷ Wehrmachtshelferinnen vgl. Kompisch 2008, Kap. 7.

³⁸ Vgl. Klaus 1980, S. 116ff.

Ausblick

Ein beachtlicher Teil der Cover verhiess einladend Erlebnisse und eine ›heile Welt‹. Einen genauso hohen bzw. höheren Stellenwert maß man jedoch – *jeweils* – politischer Propaganda und der Erziehung in Reproduktionsarbeits- sowie der von Dienst-Pflichten bei. Bei »Das Deutsche Mädel« handelt es sich mitnichten um ein bloß unterhaltendes Medium, sondern um *das* indoktrinierende Organ der 10- bis 18-jährigen BDM-Mitglieder. Der Aufwand, mit dem es produziert wurde, und das sehr lange Erscheinen bis 1944 zeigen, dass die Bedeutung dieser Zielgruppe für das NS-Regime enorm groß war. Die Artikel transportieren Beeinflussungen von »Gattenwahl« und Kinderwnschen und konstant Judenfeindschaft und Rassenlehre/Rassismus. Die Artikel sowie die Diskrepanz zwischen der positiven Selbstdarstellung auf den Covern und der Hetze in den Artikeln bedürfen eingehender Analysen. Die Zeitschrift ist Teil der Erziehung zu gehorsamen, eifrigen und dabei zufriedenen Reproduktionsarbeiterinnen und »Nationalsozialistinnen«.

Der BDM als Wirkungsbereich und die NS-»Volksgemeinschaft« als Lebensform wurden den Leser*innen auf den Titelseiten omnipräsent und ohne nachzulassen als ihr Horizont, als alles umfassende und alles bestimmende Maximen eingeprägt. Die dargestellte Lebenswelt sollte ihre gesamte Lebensrealität ausfllen. Die abgebildeten »Mädel« sind übrigens sogar zu zwei Dritteln in Uniform. Es gibt beinahe kein Cover ohne NS-Bezug. Zählt man, auf wie vielen der 119 Bilder irgendeine NS-Repräsentanz enthalten ist (Hakenkreuz, Uniform, Abzeichen, Reichsadler, Prominente/NS-Funktionär*innen, feststehendes NS-Vokabular), dann sind dies 82% der Titelbilder. Die Zeitschrift lässt nachverfolgen, wie Mädchen ideologisch »auf Linie gebracht« und wie ihre Arbeitskraft ausgenutzt werden sollte. Damit ist sie eine unverzichtbare Quelle für Bearbeitungen der Komplexe BDM und NS-Mädchenerziehung, für Fragen nach der Vermittlung der vorgesehenen Rolle und des zugewiesenen »Platzes im Volk« sowie nach der Konstruktion des Idealtypus von Mädchen in der NS-Zeit, zu denen noch sehr viele Fragen offen sind.

KÖRPER – MACHT – IDENTITÄT – GENDER

Robin Iltzsche

Paradoxien der Suizidprävention

Schon der Begründer der Suizidologie Norman Farberow und sein Kollege David Reynolds behaupten in ihrem Werk *Suicide – Inside and Out* (1976), dass der psychiatrische Raum nicht nur ein schützender respektive suizidpräventiver ist, sondern, dass er im Gegenteil auch Suizidalität hervorrufen kann. Ihnen zufolge sind es die Überwachungen, Restriktionen und Abhängigkeiten, denen Patient*innen systematisch und in suizidpräventiver Absicht – doch häufig nur aufgrund der überhöhten Angst des Personals – ausgesetzt sind, die dann selbst suizidfördernd wirken.¹ Diese These einer *nosokomialen Suizidalität* (von griechisch *nó-sos* ›Krankheit‹ sowie *komein* ›pflegen‹: also eine Krankheit, die durch die medizinische Pflege und Behandlung entsteht) wird auch in aktuelleren Arbeiten wieder aufgegriffen.² Ein längeres Beispiel aus meiner Feldforschung³ soll hier folgen, um anzudeuten, wie es zu dem Phänomen der nosokomialen Suizidalität kommen kann: Eine im Haus bekannte Patient*in, die vor zwei Jahren wegen einer schweren depressiven Episode, Alkoholabhängigkeit und akuter Suizidalität (mit einem Verdacht auf Borderline Persönlichkeitsstörung) in Behandlung war, wurde vor zwei Tagen auf unsere Station aufgenommen. Da ihr die Wohnung gekündigt wurde und sie wieder vermehrt Suizidgedanken hatte, wurde sie zur freiwilligen Behandlung aufgenommen. Ich begleite die Assistenzärzt*in auf ihrer Visite, die die Patient*in noch nicht kennt:

Die Ärzt*in (Ä) stellt sich vor und fragt, wie es der Patient*in (P) geht. Sie meint, es ist wechselhaft und auf die Nachfrage, was das heißt, erwidert sie, dass es ihr nicht so gut gehe, da sie ihre Wohnung verloren habe. Ä: Wieso? P: Ich kriege ja nur Krankengeld und das reicht nicht. Ä:

¹ David K. Reynolds; Norman L. Farberow: *Suicide. Inside and out*, Berkeley 1976.

² Matthew Large; Christopher Ryan; Gerard Walsh; Jane Stein-Parbury; Martyn Patfield: *Nosocomial Suicide*, in: *Australasian psychiatry: Bulletin of Royal Australian and New Zealand College of Psychiatrists*, 2014, S. 118-121.

³ Die sechsmonatige Feldforschung wurde auf Akutstationen in zwei psychiatrischen Kliniken in der Metropolregion Rhein-Main und der Metropolregion Berlin durchgeführt.

Sie hätten ja Unterstützung beantragen können. P: Das habe ich schon gemacht, aber ich kriege das Formular dafür nicht, obwohl ich da auch schon dreimal angerufen habe. Ä: Also alles nicht ihre Schuld? [Lässt hier aber keinen Raum für eine Antwort und lenkt über.] Sie sind ja jetzt in einem Krankenhaus und daher fragt sie sich, was sie denn nun medizinisch für sie tun können? P: Ich habe auch Suizidgedanken. Ä: Glauben sie, dass ihnen Medikamente helfen können? P: Ja. Es geht mir schon besser. Ä: Dadurch gehen aber ihre Probleme auch nicht weg. Ist denn der Verlust der Wohnung der Grund für ihre Suizidgedanken? P: Nein. Die Wohnung ist mir eigentlich egal. Ich wollte eh da weg. Ä: [Im ironischen Tonfall:] Das passt ja. [Da die Patient*in nicht von alleine weiterredet:] Sie wollen, dass ich noch ein wenig nachbohre? P: Nein. Eigentlich nicht. Ä: Wo wollen sie denn hin? P: Ich weiß es auch nicht. Ich weiß auch nicht, wie ich es unter den gegebenen Umständen überhaupt umsetzen soll. Ä: Das ist doch alles Quatsch. Das wissen sie doch selber. Wir sollen ihnen helfen, aber sie wollen nichts erzählen. Das geht so nicht. P: Ich kann auch wieder nach Hause gehen. Ä: Wenn es ihnen hilft. P: Das wird mir nicht helfen. Ist doch klar. Ä: Sie verhalten sich jetzt wie ein kleines, trotziges Kind. [Die Patient*in zuckt mit den Schultern.]. Die Ärzt*in beendet daraufhin die Visite. [Feldtagebuch XI, 49f.]

Vier Tage später (es lag ein Wochenende dazwischen) habe ich ein längeres Einzelgespräch mit der Patient*in. Nachdem ich noch einmal ausführlich meine Rolle und mein Forschungsinteresse beschreibe, erzählt sie kurz von ihrem ersten Aufenthalt und kommt dann schnell auf die letzte Visite zu sprechen. Sie hätte in dem Gespräch »so einen Hammer gekriegt« und »wäre glatt wieder rausgegangen«, wenn nicht die andere Ärzt*in noch mit ihr gesprochen hätte, wäre sie gegangen und »weiß nicht, was passiert wäre.« Besonders da ihr das letzte Mal zugesichert wurde, dass sie jederzeit wiederkommen könnte, wenn es ihr schlechter gehen würde. Wir reden länger über die Unterschiede zwischen den Stationen, was ihr das letzte Mal geholfen hat, wie sie die Medikamente und die Behandlung bewertet und kommen am Ende noch einmal auf die letzte Visite zu sprechen. Ich fühle mich in einem Loyalitätskonflikt gefangen, da ich nicht schlecht über die behandelnde Ärzt*in sprechen will und nötige mir daher eine Erklärung ab, dass die Ärzt*in daher eine provokative Art an den Tag legt, um die Patient*in zu eigener Aktivität zu motivieren. Sie nimmt die Erklärung an und sagt, dass es »vielleicht auch ganz gut so war, da es meine rebellische Art geweckt hat«, aber auch, dass »das nach hinten losgegangen wäre. Definitiv«. [Feldtagebuch XI, 77ff.]

In diesem Fallbeispiel ist es nicht dazu gekommen, dass die betroffene Patient*in eine behandlungsinduzierte suizidale Handlung begangen hat. Dennoch wird im Einzelgespräch mit ihr deutlich, dass sie die Interaktion als einen massiven Angriff (wie mit einem ›Hammer‹) wahrgenommen hat und dass sich durch diese Visite eine suizidale Krise angebahnt hat (›weiß nicht, was passiert wäre« – es wäre definitiv »nach hinten losgegangen«). Aus psychiatrischer Sicht könnte diese Reaktion auch selbst wieder pathologisiert werden und als eine unangepasste oder symptomatische Reaktion ihrer zugrunde liegenden Störung gewertet werden. Analysiert man die Visitsituation aber unabhängig von jeder Psychopathologie, bleibt eine Interaktion, die mindestens als beleidigend und entwertend bezeichnet werden kann. Die Patient*in befindet sich in einer subjektiv empfundenen Not, begibt sich daraufhin freiwillig in stationär-psychiatrische Behandlung, die ihr bei einer früheren Krise gut geholfen hat und trifft dann auf eine ärztliche Position, die nicht nur die Sinnhaftigkeit der Entscheidung für eine psychiatrischen Behandlung infrage stellt (›Durch Medikamente gehen ihre Probleme auch nicht weg‹), sondern auch die sozialen Probleme individualisiert und unter den Verdacht einer abgewehrten Eigenverantwortung stellt (›Also alles nicht ihre Schuld?‹) und schließlich die Patient*in selbst kritisiert (›Das ist doch alles Quatsch. Das wissen sie doch selber‹) und beleidigt (›Sie verhalten sich jetzt wie ein kleines, trotziges Kind‹). Die Patient*in, die vielleicht auch aufgrund ihres habituellen und milieuspezifischen Hintergrunds nicht die gleichen kommunikativen Ressourcen hat wie die Ärzt*in, bleibt am Ende nur noch ein resigniertes Schulterzucken und erleidet dann den Gesprächsabbruch, der ihr schließlich jede Möglichkeit gibt, die erfahrene Beleidigung wieder auszugleichen. Nur ein verstärkendes Gespräch mit der anderen Stationsärzt*in hält sie dann letztlich davon ab, diese demütigende Behandlung abzubrechen.

Die eben angeführte Interaktion ist sicher kein typisches Beispiel einer Ärzt*in-Patient*in-Interaktion. Dennoch verweisen gerade solche außerordentlichen Interaktionsabläufe (zum Beispiel die offen verbalisierten Beleidigungen) auf institutionelle Strukturen, die solche Interaktionen begünstigen. Schon Erving Goffman beschrieb Psychatrien als totale Institutionen, die sich durch Beschränkungen und Beschädigungen des ›bürgerlichen Selbst‹ auszeichnen, die Betroffene durch eine demütigende und herabsetzende Behandlung erleiden.⁴

⁴ Erving Goffman: Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen, Frankfurt am Main 1972.

Doch nicht nur von der Erfahrung von Entrechtung, Zwang und Demütigung geht eine suizidinduzierende Gefahr aus. Auch von der »guten« therapeutischen Interaktion kann sie ausgehen. Aus verhaltenstherapeutischer Sicht wird so beispielsweise in der einzigen deutschen Leitlinie zum Umgang mit Suizidalität (S2k-Leitlinie 028/031: Suizidalität im Kindes- und Jugendalter) als häufiger Fehler genannt, suizidales Verhalten »durch übersteigertes emotionales Engagement (...) ungewollt [zu] verstärken«.⁵ Hier zeigt sich, dass sich auch das therapeutische Engagement auf der Gratwanderung zwischen einer positiven und einer negativen Beeinflussung von psychischen Krankheiten und Leidenszuständen bewegen kann. Kann die therapeutische Rolle, wie im letzten Fallbeispiel, durch eine zu provokante und zu konfrontative (oder gar beleidigende) Art eine suizidale Krise auslösen, so kann anscheinend auch das andere Extrem, einer zu betroffenen und engagierten Art, suizidales Verhalten fördern. Dieses Problem ist besonders dann vorhanden, wenn es den Betroffenen so scheint, als könnten sie nur über suizidale Äußerungen oder Handlungen diese Aufmerksamkeit und Zuwendung erhalten.

Anfänglich wurde auch mein Forschungsvorhaben als gefährlich kritisiert. Als ich mein Projekt vor Beginn der ersten Feldforschungsphase im Rahmen einer wöchentlich stattfindenden, klinikinternen Fortbildung vorgestellt habe (bei der hauptsächlich das medizinische und psychologische Personal anwesend war), wurden so von anwesenden Ärzt*innen Szenarien entworfen, in denen die ethnographische Forschung zur Gefahrenquelle werden kann. Als problematisch wurde gewertet, dass die ethnographische Tätigkeit der Beobachtung und Verschriftlichung von sozialen Praktiken, dazu führen könnte, dass paranoide Wahnvorstellungen bestätigt oder verstärkt werden. Wenn dann noch ein Patient aufgrund seiner paranoiden Psychose suizidale Handlungen unternommen hat oder immer noch suizidal ist, wird der ethnographische Blick zum Risiko, da er das Gefühl der Beobachtung, Überwachung und Kontrolle verifizieren oder gar verstärken könnte. Vereinzelt wurde ich auch während der Feldforschung davor gewarnt, bei bestimmten Patient*innen Suizidalität zu thematisieren:

Nachdem die Assistenzärzt*in sich noch einmal vergewissert hat, dass Suizidalität mein Thema ist, meint sie, dass auch Herr XY für mich inte-

⁵ Deutsche Gesellschaft für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie (DGKJP) et al.: Leitlinie Suizidalität im Kindes- und Jugendalter, 4. überarb. Version, 31.5.2016, S. 38; verfügbar unter www.awmf.org/leitlinien/detail/II/028-031.html (5.3.2019).

ressant sein könnte. Der sieht und hört Dämonen, die ihm wahlweise sagen, alle anderen oder sich selbst umzubringen. Mit ihm werde ich aber nicht so gut sprechen können und sie hätte auch eher Angst, »die Dämonen wachzurütteln«. [Feldtagebuch VI, 19]

Meine Forschung wurde somit von Anfang an auf ihr Gefahrenpotenzial und mögliche schädliche Folgen hinterfragt und auch während den Feldaufenthalten sollte ich aufpassen, keine »Dämonen wachzurütteln« und suizidale Krisen auszulösen.⁶ Diese Angst, etwas Bedrohliches und nicht mehr Kontrollierbares auszulösen, findet sich besonders auch im Umgang mit traumatisierten Menschen. Der Begriff der *Retraumatisierung* verweist auf die Gefahr, dass eine Behandlung, wenn sie ein Trauma reaktiviert, selbst verschlimmernde bis suizidalitätsauslösende Folgen haben kann.⁷ Ein Beispiel aus der Feldforschung soll diesen Punkt verdeutlichen:

Bei einer Patient*in, die wegen Depression und Suizidgedanken stationär in Behandlung war, erzählt mir die Ärzt*in, dass sie vermutet, dass da etwas sexuell Traumatisches in der Jugend vorgefallen ist (dafür spricht auch ein Suizidversuch in der Adoleszenz). Da würde sie »aber noch lange nicht darauf zu sprechen kommen«, da es dafür eine gute Beziehung und Sicherheit bräuchte. Sie befürchtet, eine suizidale Krise auszulösen, wenn sie sie mit diesem Trauma konfrontiert und dann in allen Gesprächen und Gruppensitzungen darüber gesprochen wird. Eine Verdrängung sei halt auch funktional und daher sollte nur darüber gesprochen werden, wenn auch die Kapazität reicht, das aufzufangen. [Feldtagebuch VI, 10f.]

Die Angst, dass die Ärzt*in eine suizidale Krise oder Handlung erzeugt, veranlasst sie zu einem vorsichtigen Umgang mit der Patient*in. Gewisse Thematiken, die als Ursache für ihr jetziges Erleben und Verhalten angenommen werden, müssen zumindest so lange vermieden werden, so lang noch keine stabile und sichere Beziehung aufgebaut wurde. Die stationäre, akutpsychiatrische Behandlung wird in solchen Fällen oft

⁶ Die Frage, ob von suizidologischer Forschung nicht immer auch ein eigenes Risiko ausgeht, wird in der Fachwelt auch generell diskutiert. Siehe: Rahel Eynan; Yvonne Bergmans; Jesmin Antony; John R. Cutcliffe; Henry G. Harder; Munazzah Ambreen; Ken Balderson; Paul S. Links: Is Research with Suicidal Participants a Risky Business? In: Routledge International Handbook of Clinical Suicide Research, 2014, 17, S. 215-226.

⁷ Katrin Schock; Rita Rosner; Mechthild Wenk-Ansohn; Christine Knaevelsrud: Retraumatisierung – Annäherung an eine Begriffsbestimmung. In: Psychotherapie, Psychosomatik, medizinische Psychologie, 7, 2010, S. 243-249.

auch als der falsche Rahmen für eine Bearbeitung von schweren Traumata angesehen und eine Thematisierung und Durcharbeitung derselben auf die ambulante Psychotherapie verschoben.

Ein weiterer Bereich, indem die Behandlung selbst gefährliche Risiken und ein suizidförderndes Potenzial zu bergen scheinen, umfasst den Bereich der psychopharmakologischen Medikation. Seit den 1990er Jahren gibt es eine noch nicht abgeschlossene Debatte zu dem Thema, welchen Einfluss antidepressive Medikamente auf die Suizidalität haben.⁸ Einige Studien haben Hinweise dafür gebracht, dass Antidepressiva eine suizidfördernde Wirkung haben können,⁹ andere konnten hierfür keine Nachweise finden.¹⁰ Diese Debatte hat dazu geführt, dass gewisse Antidepressiva, wie Fluoxetin und Venlafaxin, nur noch mit den entsprechenden Warnhinweisen vertrieben werden können. Im klinischen Alltag wird daher auch über diese kontradiktorische Wirkung aufklärt:

Im Erstgespräch mit einer vermutlich depressiven Patient*in erklärt die Ärzt*in, dass die verschriebenen SSRI zuerst antriebssteigernd wirken, bevor die antidepressive Wirkung beginnt. Dies kann dazu führen, dass auch suizidale Gedanken aufkommen können. Die Ärzt*in versichert, dass dies normal sei und sie es aber ansprechen soll, wenn es passiert. Die Patient*in sichert zu, dass sie das tun wird. [Feldtagebuch II, 22f.]

Doch die psychiatrischen Medikamente können noch weitaus letalere Folgen haben als die vermutete suizidale Antriebssteigerung der Antidepressiva. Eine der großen und gesichertsten Erkenntnisse der Suizidologie ist, dass die Beschränkung der Suizidmittel einen suizidpräventiven Effekt hat.¹¹ Bringt man Gitter und Netze an Brücken und anderen Sui-

⁸ Maurizio Pompili; Paolo Girardi; David Lester: Antidepressants Therapy and Risk of Suicide Among Patients with Major Depressive Disorders. Hauppauge, N.Y. 2011.

⁹ J. John Mann; Graham Emslie; Ross J. Baldessarini; William Beardslee; Jan A. Fawcett; Frederick K. Goodwin; Andrew C. Leon; Herbert Y. Meltzer; Neal D. Ryan; David Shaffer; Karen D. Wagner: ACNP Task Force Report on SSRIs and Suicidal Behavior in Youth. In: Neuropsychopharmacology: Official Publication of the American College of Neuropsychopharmacology, 3, 2006, S. 473-492.

¹⁰ Kiki Cheung; Nikkie Aarts; Raymond Noordam; Jan C. van Blijderveen; Miriam C. Sturkenboom; Rikje Ruiter; Loes E. Visser; Bruno H. Stricker: Antidepressant Use and the Risk of Suicide – A Population-Based Cohort Study. In: Journal of Affective Disorders, 2015, S. 479-484.

¹¹ Julia B. Florentine; Catherine Crane: Suicide Prevention by Limiting Access to Methods: A Review of Theory and Practice. In: Social Science & Medicine, 10, 2010, S. 1626-1632.

zid-Hotspots an, wird der Schusswaffenbesitz oder der freie Verkauf von Analgetika oder anderen besonders toxischen Medikamenten und Pestiziden eingeschränkt, so scheint das alles einen stabilen Effekt auf die Reduktion der Suizidraten zu haben. Weltweit sind Erhängen und Vergiften die zwei häufigsten Suizidmethoden. In Deutschland liegt die Vergiftung durch Medikamente an dritter Stelle (nach Erhängen und Sturz in die Tiefe) und umfasst ungefähr 8% aller Suizide.¹² Auch die WHO gab in ihrer ersten umfassenden Publikation zur Suizidprävention an, dass in »den meisten europäischen Ländern (...) die Selbstvergiftung mit Medikamenten die zweit- oder dritthäufigste Methode bei Suiziden und Suizidversuchen« ist.¹³ Die Überdosierung mit pharmakologischen Wirkstoffen erfolgt bei Menschen mit psychiatrischen Diagnosen in erster Linie durch Analgetika, an zweiter Stelle durch Sedativa, Schlafmittel und Neuroleptika und an dritter Stelle durch Antidepressiva.¹⁴ Der Untertitel der letzten Publikation lautet: »When Medications Are No Longer Your Friends« und verweist damit genau auf den ambivalenten Charakter der Psychopharmaka. In der Intention entwickelt und verschrieben, ›Freund‹ und Hilfsmittel für Menschen mit psychischen Problemen zu sein, scheint dieser ›Freund‹ einen Janus-Kopf zu besitzen, wenn er nicht nur im Leben, sondern auch zum Sterben helfen kann. In der stationären Versorgung mag dieser letale Effekt der Medikation vernachlässigbar sein, da hier die Vergabe der Medikamente relativ streng überwacht und nur in kleinen Dosen erfolgt, doch für den ambulanten Bereich bergen die ärztlich verschriebenen Psychopharmaka die Gefahr, eine leicht verfügbare Suizidmethode zu sein. Der geläufigen Weisheit von Paracelsus folgend, kann durch eine Veränderung der Dosis jedes Medikament zum Gift werden. Die Suizide und Suizidversuche durch Psychopharmaka liefern dafür einen eindrücklichen Nachweis. Der ›paradoxe‹ Charakter der Psychopharmaka liegt also in einer zumindest indirekt intendierten suizidpräventiven Wirkung, die unter Umständen aber auch zum Mittel des Suizids werden kann.

Zu guter Letzt soll hier die These vertreten werden, dass die Psychiatrie als institutioneller Raum selbst den paradoxen Charakter eines *su-*

¹² Stefan P. Rübenach: Todesursache Suizid. In: Statistisches Bundesamt – Wirtschaft und Statistik, 10, 2007, S. 960-972.

¹³ Weltgesundheitsorganisation: Suizidprävention – Eine globale Herausforderung. 2016, S. 36.

¹⁴ Spencer Greene; Erin AufderHeide; Lindsay French-Rosas: Toxicologic Emergencies in Patients with Mental Illness – When Medications Are No Longer Your Friends. In: The Psychiatric Clinics of North America, 3, 2017, S. 519-532.

izidpräventiven Hotspots trägt. Ein Hotspot bezeichnet »einen Ort, an dem im Vergleich zu anderen Plätzen oder in einem bestimmten Zeitintervall überzufällig häufig Suizide oder Suizidversuche stattfinden«. ¹⁵ In der Suizidologie sind damit öffentlich zugängliche Orte, wie Brücken, Parkhäuser, Klippen und Bahnstrecken gemeint. Doch auch Psychiatrien sind Orte, die im Vergleich zu anderen Plätzen eine »überzufällige« Häufung von Suizidfällen vorweisen. Die genaue Suizidrate in psychiatrischen Kliniken ist zumindest für Deutschland unklar, da es keine gesammelte, klinikübergreifende Dokumentation dieser Fälle gibt. Die einzigen zuverlässigen Daten, aus der Kliniksuizidverbundstudie, bilden die Suizidrate von 15 süddeutschen Kliniken ab und zeigt gegenwärtig eine Suizidrate von ungefähr 100 auf 100.000 Aufnahmen (mit einem Höhepunkt von 280 auf 100.000 Aufnahmen in den 1980er Jahren). ¹⁶ Studien aus anderen Ländern legen zum Teil noch eine deutlich höhere Kliniksuizidrate – von bis zu 650 pro 100.000 belegten Betten – nahe. ¹⁷ Die Suizidrate in der deutschen Allgemeinbevölkerung liegt dabei gegenwärtig bei ungefähr 12,6 je 100.000 Einwohner. Die Suizidrate ist innerhalb psychiatrischer Kliniken somit vermutlich *mindestens* achtfach höher als außerhalb der Kliniken. Nach einer französischen Studie geschehen vermutlich um die 5 bis 6,5 % aller Suizide in Krankenhäusern, wobei davon 3 bis 5,5% auf psychiatrische Stationen entfallen. ¹⁸ Nach der Charakteristik, die über quantitative Häufigkeiten operiert, kann die Psychiatrie also leicht als Hotspot definiert werden. Gleichwohl gäbe es auch gute Gründe, den Begriff des Hotspots nicht auf Psychiatrien anzuwenden, da es sich erstens um keinen singulären Ort handelt, Psychiatrien zweitens nicht eigenständig aus suizidaler Absicht aufgesucht werden und sich letztlich auch die Gründe zur Entstehung eines Hotspots von den Gründen für die Häufung der Suizide und Suizidversuche in Psychiatrien unterscheiden. (1.) In der suizidologischen Konzeption bezeichnet ein Hotspot einen singulären Ort. Brücken, Hochhäuser oder Klippen

¹⁵ Armin Schmidtke; Julia Maloney: Was ist und wie entsteht ein Suizidhotspot? In: Suizidprophylaxe, 42, 2015, S. 54.

¹⁶ Manfred Wolfersdorf; Rüdiger Vogel; Rainer Vogl; Ferdinand Keller; Hermann Spießl; Friedrich M. Wurst: 40 Jahre Kliniksuizidverbundstudie der AG »Suizidalität und Psychiatrisches Krankenhaus«. In: Psychiatrische Praxis, 6, 2014, S. 331-335.

¹⁷ Navneet Kapur; Isabelle M. Hunt; Roger Webb; Harriet Bickley; Kirsten Windfuhr; Jenny Shaw; Louis Appleby: Suicide in Psychiatric In-Patients in England 1997 to 2003. In: Psychological Medicine, 10, 2006, S. 1485-1492.

¹⁸ C. Martelli; H. Awad; P. Hardy: Le suicide dans les établissements de santé: données épidémiologiques et prévention. In: L'Encephale, 2010, S. 83-91.

sind nicht im Allgemeinen Hotspots, sondern nur spezifische Bauwerke oder Schauplätze bilden sich als solche heraus. Wichtig für einen Hotspot scheinen bei Brücken, Türmen oder Klippen noch eine gewisse geschichtliche, natürliche oder architektonische Einzigartigkeit und bei natürlichen Plätzen und Orten eine gewisse kollektive, mythische Narration zu sein (in diesen Orten spukt es, sie sind verwunschen oder sie sind religiös oder rituell bedeutsam). Obwohl vermutlich jede Psychiatrie von ihren eigenen lokalen Mythen und Sagen umrankt ist, so gibt es allein in Deutschland ungefähr 400 psychiatrische Fachkliniken bzw. Fachabteilungen an Allgemeinkrankenhäusern. (2.) Während Hotspots von den Betroffenen eigenständig aufgesucht werden, um einen Suizid oder Suizidversuch zu unternehmen, ist dieses Verhältnis für die Psychiatrie oft invertiert. Suizidale Menschen wenden sich hier entweder freiwillig dem psychiatrischen Versorgungssystem zu, um Hilfe in einer suizidalen Krise zu erhalten, oder werden gezwungen, sich einer psychiatrischen Behandlung zu unterziehen, um sich selbst nicht schädigen zu können. (3.) Als Gründe für die Entstehung eines Suizid-Hotspots werden die räumliche Nähe, die leichte Verfügbarkeit und die einfache Zugänglichkeit diskutiert. Außerdem soll besonders auch die häufige und sensationelle Presseberichterstattung oder auch eine literarische und popkulturelle Verarbeitung solcher Orte und Geschehnisse dazu beitragen, dass sich Hotspots herausbilden können. Die mediale Aufmerksamkeit verbreitet dabei nicht nur das Wissen über eine solche Suizidmethode, sondern inspiriert auch zur Werther-Effekten und Imitation.¹⁹ Daher ist es auch aus suizidologischer Perspektive wichtig, solche Hotspots zu identifizieren und Präventionsmaßnahmen zu initiieren, um weitere Nachahmungstaten zu verhindern. Dass die Suizidrate in Psychiatrien hingegen höher ist als in der Allgemeinbevölkerung, ist aus psychiatrischer Sicht nicht weiter erklärungsbedürftig. Die Psychiatrie ist ein institutioneller Raum der Suizidalität, da sich hier suizidale Menschen in Behandlung befinden. In psychiatrischen Kliniken konzentrieren sich alle Risikofaktoren für Suizidalität (psychische Störungen, medizinische und soziale Probleme, Abhängigkeiten, Stigmatisierung, Arbeitslosigkeit, etc.). Psychiatrien sind ein Brennpunkt menschlichen Leids, egal ob dieses Leid nun als biologisches, soziales, psychologisches oder als eine Mischform ausgewiesen wird. Nur die These der nosokomialen Suizidalität vermutet bei einem Bruchteil der suizidalen Erscheinungsformen eine Reaktion auf institutionelle Strukturen. Warum die Psychiat-

¹⁹ Vgl. Schmidtke und Maloney 2015.

rie dennoch den Charakter eines eigentümlichen Suizid-Hotspots trägt, erklärt sich nicht nur über die phänomenologische Ähnlichkeit einer erhöhten Suizidrate, sondern gerade durch ein – im letzten Punkt ange-deutetes – gemeinsames, zugrunde liegendes Problem: die kommunikative Ansteckungs- und Imitationsgefahr der Suizidalität. Kommt es in Psychiatrien zu Suiziden oder Suizidversuchen, besteht das Problem des ›öffentlichen‹ Umgangs mit diesen Vorfällen. Da die meisten Suizide und Suizidversuche im Ausgang geschehen,²⁰ weiß oft nur das Personal von diesen Vorfällen und somit stellt sich schnell die Frage, ob es den anderen Patient*innen kommuniziert oder verschwiegen werden soll. Als es so beispielsweise innerhalb von einer Woche zu drei schweren Suizidversuchen in der untersuchten Klinik kam, gab es im Team zwei Lager, die diese Frage, zum Teil emotional stark aufgeladen, diskutiert haben. Die eine Seite war für eine Offenheit und Transparenz, nicht nur, um mit gutem Beispiel voranzugehen (da diese Offenheit auch von den Patient*innen gefordert wird), sondern auch um möglichen Gerüchten und paranoiden Ängsten vorzubeugen und mit den Reaktionen der Patient*innen arbeiten zu können. Auf der anderen Seite wurde für eine Verschwiegenheit argumentiert, da es dabei nicht nur rechtliche Schweigepflichtsprobleme gäbe, sondern auch eine unnötige Beunruhigung der Patient*innen zu vermeiden sei, besonders bei denen, die die Betroffenen nicht kannten. Beide Seiten argumentieren somit mit dem Argument des Patientenwohls, nur auf jeweils umgedrehte Art und Weise. Fürchtet das eine Lager, misstrauische und paranoide Tendenzen durch ein Verschweigen zu verstärken, so fürchtet das andere Lager, nicht betroffene Patient*innen unnötig aufzuregen und zu verstören. Von dieser Suizidserie sind aber nicht nur die Patient*innen, sondern auch das Personal der Klinik betroffen:

In der morgendlichen Klinikkonferenz (an dem Tag des dritten Suizidversuchs) ermahnt die Chefärzt*in, dass das auch in den Stationsteams besprochen werden soll. Es macht ja sehr betroffen und unsicher, besonders, wenn sich das so häuft. Sie ist ja für Offenheit, um es nicht zu tabuisieren. Eine andere Ärzt*in meint, es wäre ja besonders wichtig, da es zu Nachahmungstaten kommen kann, daher sollte man es den Patient*innen sagen, dass das besonders jetzt gehäuft zu Suizidgedanken kommen kann. Die Chefärzt*in meint, dass sich auch alle vom Personal melden sollen, wenn sie sich nicht gut fühlen, Schuldgefühle haben

²⁰ Isaac Sakinofsky: Preventing Suicide Among Inpatients. In: Canadian Journal of Psychiatry, 3, 2014, S. 131-140.

oder Ähnliches. Das ist keine normale Situation und da kann man sich auch schlecht fühlen. [Feldtagebuch XV, 40f.]

In diesem therapeutischen Angebot an das Personal, welches als auf das Personal ausgerichtete Postventionsmaßnahme zu begreifen ist, zeigt sich, wie weit die Angst der ›Ansteckung‹ von Suizidalität reicht. Es sind nicht nur die Patient*innen, die Gefahr laufen sich anzustecken und selbst vermehrte Suizidgedanken zu bekommen oder gar zu Nachahmer*innen zu werden, es ist auch das Personal, das potenziell betroffen sein kann und auf das sich die Präventionsbemühung richten muss. Suizidalität kann ansteckend sein oder zumindest Nachahmung hervorrufen.²¹ Ob es dabei wirklich zu »Suizid-Clustern« oder zu »Suizid-Epidemien« in Psychiatrien kommt oder ob es sich dabei nicht nur um eine stochastische Anomalie handelt, wird in der psychiatrischen Literatur diskutiert,²² ist aber für das vorliegende Argument unerheblich, da die Angst vor Imitation oder Ansteckung die psychiatrische Praxis bei jedem neuen Kliniksuzid oder Suizidversuch prägt. Die Gefahr von Suizid-Hotspots besteht unter anderem in der Nachahmung und da die Psychiatrie ein institutionell angelegter Raum der Suizidalität ist, hat auch die Psychiatrie mit dem Problem der Nachahmung zu kämpfen.

Zusammenfassend lässt sich also festhalten, dass in der psychiatrischen Behandlung von suizidalen Menschen viele Gefahren lauern, in der die auf Prävention ausgerichtete psychiatrische Praxis selbst Suizidalität induzieren, verstärken oder ermöglichen kann. Es ist nicht nur die negative Erfahrung des Zwangs, der Entrechtung und der Demütigung, sondern auch das Zuviel an positiver, engagierter, therapeutischer Aufmerksamkeit das gravierende Folgen haben kann. Eine unbedachte Thematisierung subjektiver Erfahrungen und Erlebnisse kann, wenn sie Traumata reaktiviert, genauso problematisch sein, wie eine antriebssteigernde, aber noch nicht antidepressiv wirkende Medikation. Die verschriebenen Psychopharmaka bergen dabei selbst eine Gefahr in sich, nicht nur zur Behandlung der psychischen Symptome, sondern selbst zur Suizidmethode missbraucht zu werden. Zu guter Letzt kann die Psychiatrie als institutioneller Hotspot verstanden werden, indem immer auch die Gefahr der suizidalen Ansteckung oder Imitation vor-

²¹ Ein weitverbreitetes Stereotyp, das auch innerhalb der Kliniken immer wieder zu hören war, lautet, dass Psychiater*innen die Berufsgruppe mit der höchsten Suizidrate sind.

²² Für einen Review siehe: Len Bowers; Tumi Banda; Henk L. I. Nijman: Suicide inside – A systematic review of inpatient suicides. In: The Journal of nervous and mental disease, 198, 5, 2010, S. 315-328.

handen ist. Es sind somit sowohl die schlechten und entwürdigenden als auch die guten und engagierten therapeutischen Erfahrungen, wie auch die Medikamente, die verabreicht werden, und der institutionelle Raum als solcher, die Gefahr laufen, genau das Gegenteil von dem zu produzieren, was sie eigentlich intendieren. Die vielfältigen ›Paradoxien‹ der Suizidprävention verweisen dabei vielleicht auf etwas Wesentliches des Suizids: Vielleicht sind es gerade diese Brüche an unvorhergesehenen Stellen, die den Suizid auszeichnen. Der Suizid hat, trotz aller medizin-politischer Regierung, einen schockierenden, unberechenbaren und nicht gänzlich beherrschbaren Charakter.

Elijah Lüthi

Relocating Mad_Trans Re_presentations Within an Intersectional Framework¹

Murder mysteries, thrillers and horror movies are a common platform for hegemonic fantasies and re_presentations around Mad_trans positions. In this article, I argue that Mad_trans images in thriller movies are embedded in broader societal Mad_trans re_presentations and power structures. I thus argue that the social categories of gender and (mental) disability underlying Mad_trans re_presentations are themselves significantly influenced by societal power relations, or more specifically by racism, gender-based discrimination, and sanism. I further demonstrate how these images reproduce societal understandings of sameness and difference, belonging and Othering, normality and abnormality.

This article analyzes Mad_trans re_presentations in four steps. The first part links Mad_trans images from thriller movies to broader societal discourses around »madness« and trans identity, discussing examples from medical, activist, and news media discourses. The second part looks at processes of Mad re_presentations and psychopathologization in relation to societal power structures from a historical approach. Working with Ahmed's concept of *Affective Politics of Fear* the third section focuses on the function of fear in re_establishing collectives, Others, and societal norms. The fourth part reflects on the possibilities of resistant re_presentations of solidarity. I use the underscore marking in *re_presentation* to challenge the idea of accurate representation. It refers to the elements of presentation and representation embedded within the term. The underscore is an explicit reminder that there is always a gap between the re_representation and the positions re_presented, as well as between the intention of the producer and how an utterance, art piece, or theory is actually perceived. Moreover, there are different readings and interpretations of what is re_presented and what is left out. In the writing of Mad_trans the underscore is added to sug-

¹ A longer version of this article was published as: Elijah Lüthi: Relocating Mad_Trans Re_presentations in an Intersectional Framework. In: LeFrancois; Beresford, Russo (Hrsg): Mad Studies: Intersections with Disability. Intersectionalities, Studies, Social Work, and »Mental Health«, Vol. 5, No. 3 (Special Issue) 2016, p. 130-150, <https://tinyurl.com/y3wxc69> (13.7.2019). Language editing by Jessica Ring.

gest that images and discourses are not only about what is re_presented; they are also about what is excluded and left unmentioned. The underscore aims to highlight the interdependent and intersectional connections that are often made invisible in traditional writing.² I also use Mad_trans as a resistant, reclaimed term of self-identification, and to describe the movements, issues and demands of people who are labeled or who identify as mentally disabled/Mad and trans. I am locating this article in Mad Studies³ and understand sanism as constituting one particular aspect of ableism, and »madness« one aspect of disability based on the understanding of disability found in the radical model of disability.⁴ I use the concepts of sanism and »madness« as an analytic framework to examine ableism specifically in the context of psychiatric labels and »madness«.⁵

How are Mad_trans re_presentations in thriller movies connected to wider societal discourses around »madness« and trans identity? When is trans identity implicitly understood as Mad, and »madness« as gendered and racialized? How are these images intertwined with in societal power structures and especially with sanism, racism, and gender-based discrimination? How do they re_produce the ideology of normalcy and the conception of the Mad_trans Other as abnormal and fearsome?

Psycho (1960):

»NORMAN'S VOICE (Off Screen) (screaming): ›Ayeeeeeeeeeeeeeeeeeeee Am Norma Bates!‹ Lila turns. NORMAN His face is contorted. He wears a wild wig, a mockery of a woman's hair. He is dressed in a high-neck dress which is similar to that worn by the corpse of his mother. His hand is raised high, poised to strike at Lila. There is a long breadknife in it.«⁶

² Lann Hornscheidt: *feministische w_orte. ein lern-, denk- und handlungsbuch zu sprache und diskriminierung, gender studies und feministischer linguistik*, Frankfurt am Main 2012.

³ B.A. LeFrançois; R. Menzies; G. Reaume: *Introducing Mad Studies*, in: *Mad matters: A critical reader in Canadian Mad Studies*, Toronto 2013.

⁴ A.J. Withers: *Disability, divisions, definitions, and disableism: When resisting psychiatry is oppressive*, in: B. Burstow; B.A. LeFrançois; S. Diamond (Eds.), *Psychiatry disrupted. Theorizing resistance and crafting the (r)evolution*, Kingston, ON/Montreal, QC 2014, p. 114-128.

⁵ LeFrançois; Menzies; Reaume 2013.

⁶ Joseph Stefano: *Psycho Screenplay*. Based on the novel by R. Bloch, 1959, <http://sfy.ru/?script=psycho> (13.7.2019).

Dressed to Kill (1980):

»Miss Blake: ›Oh god. What's wrong with that guy anyways?«

Dr. Levy: ›He was a transsexual ... about to make the final step, but his male side couldn't do it. ... There was Dr. Elliott and there was Bobbi ... Opposite sexes inhabiting the same body. The sex change operation was to resolve a conflict. But as much as Bobbi tried to get it, Elliott blocked it. So Bobbi got even.«

Detective Marino: ›By killing Mrs. Miller?«⁷

Peacock (2010):

»It's here that we realize Emma Skillpa is really a man – JOHN SKILLPA.«⁸

Relocating Mad_Trans Re_presentations from Thrillers in Wider Societal Discourses

It was the experience of watching *Peacock* (2010) that motivated me to research the function of re_presentations around »madness« and trans identity. My goal was to understand why images of Mad_trans positions as fearsome and abnormal have for decades been so popular. The trans references in the movies addressed here have been broadly discussed within various disciplines.⁹ The authors have argued that the images and narratives suggest links to hegemonic trans re_presentations.¹⁰ I would like to take that argument a step further and point to the way these images are combined with pathologizing ideas of »madness«, merging them into one unifying image of Mad_trans positions as dangerous and abnormal. Throughout this article, I refer to this process and

⁷ Alfred Hitchcock: *Psycho* [DVD]. USA: Paramount Pictures, 1960 (1:28:00-1:29:53).

⁸ Michael Lander; Rian Roy: *Peacock* (Screenplay). Urbandale 2009, S. 4. Retrieved from the DVD.

⁹ As ex J. Halberstam: *Skin-flick: Posthuman gender in Jonathan Demme's The Silence of the Lambs*, in: N. Badmington (Ed.), *Posthumanism*, Basingstoke 2000, p. 56-68.

¹⁰ I am aware that some people do not read these movies as trans related. I nevertheless understand them as a part of Mad_trans re_presentations based on their explicit or implicit association with hegemonic trans narratives as shown in the above-cited quotations, as well as in quotations from *Silence of the Lambs* (1991): »Dr. Lecter: Bill's not a real transsexual, but he thinks he is. He tries to be. He's tried to be a lot of things, I expect.« Ted Tally: *The Silence of the Lambs*. Screenplay based on the novel by T. Harris, 1991, www.imsdb.com/scripts (13.4.2016).

those images as force fused. *Dressed to Kill* provides the most obvious example of the process of force fusing, in that the main character is explicitly described as »transsexual« by the psychiatrist Dr. Levy as cited above. Everything following that statement is a stereotypical, pathologizing, and criminalizing interpretation of psychiatric diagnostic features – until 1968 part of the diagnosis »Schizophrenia« – infused with the gender binary concept. Similarly to *Dressed to Kill*, the main character in *Peacock* is construed along the lines of a very simplistic and stereotypical understanding of these diagnostic features and force fused with a similarly simplistic understanding of trans identity.¹¹ These understandings correspond with the hegemonic prototypical perceptions of trans identity and »madness« that are embedded in normative conceptions of sanity and gender. A man by day and a woman by night, *Peacock*'s main character has a romantic relationship with themself. The murder story centers on the slow »death« of John, the »real« male personality and how Emma, the »fake« (trans)female personality, takes him over; the concepts of *real* and *fake* are exemplified by the quotation provided in the introduction to this article. The film's climax is when Emma kills a stranger to stage John's death. Upon realizing what she has done and that John is gone, Emma locks herself in her house to protect the people around her from herself.

The *Peacock* example, as well as the quotations from *Psycho* and *Dressed to Kill*, demonstrate how Mad_trans re_presentations in thrillers are defined by Mad and trans stereotypes. These images are largely established through transmisogyny and predominantly target trans_feminine positions. The following discussion of the discourses in medical, activist, and news media shows how similar elements of Mad_trans re_presentations can be observed in broader discourses around »madness« and trans identity. This article aims at the analytical removal of these hegemonic fantasies from the Mad_trans bodies they wrongfully claim to represent and to re_locate them within the societal power structures producing them. In the tradition of Mad and disability studies this article thus asks: Who is defined as Mad, irrational, or insane, and under what power relations? To serve which interests? To re_establish which norms?

¹¹ Michael Lander, the director and co-writer of *Peacock*, stated that the main character was developed based on the idea of a »50s era transvestite« and research on »dissociative personality disorders«. NN: WWTW Interview. »Peacock« director Michael Lander, 22.4.2010. Retrieved from <https://tinyurl.com/yxnra69e> (13.4.2016).

Over the last seven years, I have followed media re_presentations, as well as medical and activist discourses around »madness« and trans identity. As part of this process, I have experienced Mad and trans discourses as both impenetrably intertwined and distinct at the same time. Discourses focusing on trans identity in particular tend to also simultaneously discuss »madness«. Trans identity and »madness« are sometimes presented as synonyms, sometimes as causally determinative (reciprocally), and sometimes in differentiation to one another. Many medical discourses consider trans identity directly or indirectly as a form of so-called »mental illness«, »disorder«, or »dysphoria« that is diagnostically defined within the categorizations of trans and gender-non-conforming identities in the International Classification of Diseases (ICD) and the Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders (DSM). While biological approaches suggest that trans identity has biological causes, social psychology often argues that it is socialization that leads to »gender identity disorder«. ¹² The newly established label of »gender dysphoria« in the DSM-5 ¹³ has another social-psychological approach. It highlights that it is not the identity that is labeled as pathological but rather the dysphoria or distress caused by a lack of trans-specific health care or by societal discrimination and exclusion. As Global Action for Trans Equality anticipated: »Even when distress or dysphoria would become the core notion of the diagnosis, given the historical and current functioning of mental disorders the new diagnosis would continue to pathologize trans* people and their identities.« ¹⁴ The diagnosis in the DSM-5 seems to factor power relations into its derivation of causes for »mental illness«. But despite its partial recognition of discrimination, the conclusion of this approach remains the same. »Our basic identities are less and less considered a ›mental illness‹, but our strategies for surviving are being taken out of context and individualized as ›mental illnesses‹.« ¹⁵ In that sense, all of the different approaches discussed

¹² American Psychiatric Association (APA): Report of the APA task force on gender identity and gender variance, Washington DC 2009, <https://tinyurl.com/y32v5529> (13.7.2019).

¹³ APA: Diagnostic and statistical manual of mental disorders (5th ed.; DSM-5), Washington DC 2013, p. 451-459.

¹⁴ Global Action for Trans Equality (GATE): It's time for reform trans* health issues in the International Classifications of Diseases, The Hague 2011, p. 17, <https://tinyurl.com/yy78owwh> (13.7.2019).

¹⁵ Ambrose Kirby: Trans jeopardy/trans resistance: Shaindl Diamond interviews Ambrose Kirby, in: Burstow; LeFrançois; Diamond (Eds.) 2014, p. 163-167.

above uphold the understanding of »madness« and trans identity as a psychiatric issue and abnormal. In all of these narratives, the construction of diagnoses, »mental illness«, and »madness« remain fundamentally unchallenged within societal power relations.

Another medical narrative in which »madness« and trans identity are brought together is that of the differential diagnosis. While trans identity is diagnostically defined as a »mental illness«, differential diagnosis largely constructs trans identity in clear differentiation to (mental) disability or »madness«. Some labels of »mental illnesses« are considered differential diagnoses to trans identity in the diagnostic manuals ICD and DSM. Country-specific additions to these differential diagnoses can be found in the respective legal or health care regulations or practices. In Germany, the guidelines for the treatment and diagnosis of trans identity¹⁶ name any »personality disorder« as a potential differential diagnosis, in addition to the differential diagnoses listed in the ICD 10 and DSM-5. These guidelines not only serve to define an individual's access to trans health care – they also play a crucial role in a person's legal name choice and gender recognition. In many European legal systems, and Germany's specifically, a psychiatric diagnosis of »gender dysphoria« or »gender identity disorder« is a requirement for a change of name and gender marker.¹⁷ This demonstrates how psychiatric diagnostic criteria can extend into the juridical space and how these regulations prevent or significantly complicate the recognition of a particular gender identity for trans people formerly labeled »mentally ill«. Within this medical and legal system, Mad_trans positions are not recognized as Subject positions. Mad_trans people are denied control over their own gender identifications to an even greater extent compared to trans people who have not received a mental illness label beyond that of »gender dysphoria«.

An entanglement of Mad and trans discourses can also be found within trans activist spaces. Over the last few years, there has been a strong and growing movement of trans activists fighting against the psychopathologization of trans identity. The approaches within this movement

¹⁶ Medizinischer Dienst des Spitzenverbandes Bund der Krankenkassen e.V. (MDS). Grundlagen der Begutachtung. Begutachtungsanleitung: Geschlechts-angelegende Maßnahmen bei Transsexualität, Essen 2009.

¹⁷ Transsexuellengesetz: Gesetz über die Änderung der Vornamen und die Feststellung der Geschlechtszugehörigkeit in besonderen Fällen, BGB I, Teil I, Nr. 56, 1980, p. 1654. Retrieved from the www.gesetze-im-internet.de/tsg/index.html (13.7.2019).

vary. Some perspectives embed the demands for the depathologization of trans identity within a wider critique of psychiatry. Unfortunately, the positions that have received the largest media coverage and political support have focused on distancing trans identity from »madness«, claiming that trans identity is »wrongfully« considered a »mental illness«. Within these narratives, the construction of a depathologized trans identity goes hand in hand with the confirmation of »mental illness« and pathologization of disability, as it supports the idea of »right« and »wrong« psychiatric labels. As discussed by Diamond, these narratives are not exclusive to trans-activist discourses; they can also be observed more widely in pathologized communities« demands for depathologization. »Many marginalized people fall into the trap of distancing themselves from those who they consider to be truly mentally ill«. ¹⁸ When constructing trans identity in clear differentiation to »mental illness«, trans people with experiences of psychiatrization and psychiatric labels other than »gender identity disorder« or »gender dysphoria« are written out of the narrative. The realities, struggles, and political demands of Mad and Mad_trans people thus stay largely unrepresented in the context of trans activist demands for depathologization.

Examples of force-fused re_presentations around »madness« and trans identity can also be found in news coverage. One particular example reading almost like a movie script is the German news and police reports on the case of the so-called Phantom of Heilbronn. For years, the police in Germany, Austria and France had been searching for a presumed serial killer, police murderer, smuggler, and thief. They had linked all of the crimes together based on the evidence of one particular DNA profile that was supposedly found at all of the crime scenes between 1993 and 2009. The media speculations around the possible Phantom of Heilbronn were defined by gendered, racialized and psychopathologizing stereotypes. After the murder of a police officer in 2007, the police reports and news coverage on the Phantom were particularly dominated by anti-Roma and racist stereotypes, suggesting that the Phantom was Roma. When the first facial composite was made of the Phantom in 2008, the re_representation of gender on the sketch did not match the gendered assumptions based the DNA samples. At that point, a new narrative arose around the Phantom. The police announced: »Es kann

¹⁸ Shandl Diamond: Feminist resistance against the medicalization of humanity: Integrating knowledge about psychiatric oppression and marginalized people, in: Burstow; LeFrançois; Diamond (Eds.) 2014, p. 202.

sein, dass sie äußerlich als Mann wahrgenommen wird.«¹⁹ Some newspapers took up this statement and described the Phantom, as possibly »transsexuell«,²⁰ or »als Mann verkleidet«. ²¹ The fact that none of the other arrested suspects could confirm the involvement of the Phantom in these crimes, or even the Phantom's existence for that matter, was only taken as proof of how terrifying the Phantom must be to keep their alleged accomplices so quiet.²² One significant aspect of the news and police discourse in this case is that the theories of the Phantom as Roma or trans were developed both parallel to one another and in exclusion of one another at the same time. The Phantom is either Roma or trans (and in that case *white*). This narrative exclusion is characteristic for the construction of trans identity as implicitly or explicitly *white*, a topic that has been discussed by many scholars and activists such as Bacchetta and Haritaworn²³ and Binaohan²⁴. A third narrative assumed that the Phantom escaped from a psychiatric institution – a narrative which fed from images of Mad people as dangerous and unpredictable and psychiatric institutions as protection of society. This theory was solely based on the fact that the DNA from the Phantom has been associated with the death of a person in a district which had a psychiatric institution in it.

In March 2009, the supposed Phantom DNA was identified as actually belonging to one of the people who worked in the company that produced the cotton swabs used in the crime scene investigation. The Phantom thus never existed before being invented through the media and police discourses and their Mad_trans_racialized re_presentations. In 2012, the investigation of a radical right-wing group by the name of Nationalsozialistischer Untergrund (NSU) determined that the police officer in Heilbronn was murdered by its members. The media coverage and the police reports of the NSU investigation did not revise their pre-

¹⁹ Uta Keseling: Die Jagd auf das Phantom von Heilbronn, in: Die Welt, 9.4.2008, <https://tinyurl.com/y3fhr2ru> (13.7.2019).

²⁰ Christian Schüle: Die Unsichtbare, in: Zeit Online, 24.4.2008, <https://tinyurl.com/y6mho767> (13.7.2019).

²¹ (jan): »Phantom von Heilbronn«: Wieder eine Spur ins Leere. In: Hamburger Abendblatt vom 9.1.2009, <https://tinyurl.com/y56cm5c4> (13.7.2019).

²² Schüle 2008.

²³ Paola Bacchetta; Jin Haritaworn: There are many transatlantics: Homonationalism, homotransnationalism and feminist-queer-trans of color theories and practices, in: Kathy Davis; Mary Evans (Hrsg.): Transatlantic conversations. Feminism as traveling theory, Aldershot 2011, p. 127-144.

²⁴ B. Binaohan: decolonizing trans/gender 101, Toronto 2014.

vious coverage, one that was anti-Roma and discriminatory against trans and psychiatrized people. The Phantom of Heilbronn vanished from the newspapers and police reports as quickly as it had emerged. What has remained, however, are the violent associations of danger and criminality attributed to Roma and those of fear and abnormality to Mad_trans people, as well as a distinct separation of Roma and trans positions, and the re-established image of trans positions as *white*.

Historically Relocating Mad Re_presentations and the Abnormal Other

This section historically untangles how Mad_trans re_presentations are connected to wider Mad re_presentations and psychopathologization. Moreover, it demonstrates how these processes are embedded within societal power relations, the ideology of normalcy, and the construction of the abnormal Other. With the introduction of normalcy in the 19th century, the understanding of »madness« shifted from the »monstrous« to the »abnormal«: »madness was no longer recognized in what brings man closer to an immemorial fall or an indefinitely present animality; it was, on the contrary, situated in those distances man takes in regard to himself.«²⁵ As the abnormal, the Mad Other is kept at a distance – be that a conceptual distance through diagnostically labeling »madness« as abnormal or a concurrent physical distance through institutionalization. This gap of distance is the space in which the Mad Other becomes perceived as an object to be observed, measured, and categorized. A distance that allows the norm to be established in differentiation to the (imaginary) abnormal Other. And this shift to the concept of abnormal was accompanied by a shift in the functions and the possibilities of psychiatry. As Foucault described, psychiatry was able to claim the basic function of protection and order for itself: »All conduct [is situated] in relation to, and according to, a norm that is also controlled, or is at least seen to be controlled, by psychiatry. Psychiatry finally sees the entire domain of all possible conduct opening up before it as a domain for its possible intervention and symptomatological evalua-

²⁵ Michel Foucault: *Madness and Civilization. A History of Insanity in the Age of Reason*, Oxo 1989, p. 209.

tion.«²⁶ It is this framework that enabled current practices of psychopathologization as a tool to define abnormality and protect societal norms.

Psychopathologization has a long heritage of targeting populations and struggles that have the potential to challenge and question hegemonic power relations and the ideology of normalcy. A look at the history of psychiatric pathologization and depathologization shows how diagnoses that decide who and what is labeled as Mad, irrational or insane, shift simultaneously with societal power structures and norms. Psychopathologization was used to rewrite the resistance and escape of enslaved people during colonialism. The desire to flee captivity was determined to be pathological, based on the invention of the psychiatric diagnosis »drapetomania«.²⁷ Psychiatric labels have been used to pathologize the resistance of (mostly *white*) women against patriarchy, labeling them »hysterical«.²⁸ In the DSM-II²⁹ the diagnostic criteria for the psychiatric label of »schizophrenia« was changed to increasingly target and institutionalize members of the civil rights movement.³⁰ To this day, emotional responses to discrimination and injustice, such as anger, fear, dissociation, sadness, and despair are labeled as pathological. To this day, the DSM and ICD list multiple diagnoses around gender identity to target identities and re_presentations that do not fit heteronormative standards.³¹ These heteronormative standards are themselves defined by racist, ableist, and *white* Western notions of (gender) normativity³² and inscribed into the diagnostic definitions of trans identity, which »reflect cultural prejudices against gender diversity and reinforce narrow Western gender stereotypes«.³³

The diagnostic targeting of populations, identities, and struggles that challenge societal power structures and norms is possible because so-

²⁶ Michel Foucault: *Abnormal. Lectures at the Collège de France 1974-1975*, New York 2003, p. 160.

²⁷ Mary de Young: *Madness: An American history of mental illness and its treatment*, Jefferson 2010, p. 13.

²⁸ *Ibid.*, p. 40.

²⁹ APA: *Diagnostic and statistical manual of mental disorders*, 2nd ed.; DSM-II, Washington DC 1968.

³⁰ de Young 2010, p. 161; Jonathan Metz: *The protest psychosis: How schizophrenia became a Black disease*, Boston 2009.

³¹ APA 2013; World Health Organization (WHO): *International statistical classification of diseases and related health problems (ICD-10, 4th ed.)*, Geneva 2011.

³² Binaohan 2014.

³³ GATE 2011, p. 8.

ciety already holds assumptions about those targeted positions.³⁴ The psychopathologization of specific positions, therefore, does not necessarily start and end with the implementation and abolition of a particular diagnosis – something that is clearly demonstrated by the history of the depathologization of »homosexuality«. Despite its official depathologization in 1973, same-sex sexuality is still considered pathological in many European and North American discourses. There are conversion therapies, suggestions for medical treatment, and pathologizing re_presentations in fictional and non-fictional productions. For people seeking asylum in Europe due to their sexual orientation or gender identity, the psychopathologization of their sexuality and gender identity is still very much a part of the process. Jansen and Spijkerboer wrote about how the people who seek asylum on the basis of being LGBTQI have to prove their »homo-, trans-, or intersexuality« through medical examinations (including physical, psychological, and psychiatric examinations), witness statements, diverse questioning methods, and documentary evidence (such as explicit photographs).³⁵ The parameters of these examinations demonstrate a close similarity to former procedures linked to the diagnosis »homosexuality«. This is especially remarkable in consideration of discourses and self-promotion of »the West« as progressive, democratic, accepting of diversity, and protective of LGBTQI people's rights. The psychopathologization and invasive medical and psychological examination of LGBTQI refugees demonstrate that this supposed depathologization, freedom, and protection only apply to very exclusive sections of the LGBTQI communities. That fact is also reflected in the ongoing psychopathologization of sexual orientation that can be observed in the DSM and ICD diagnostic criteria for »borderline personality disorder«, for instance, or for diagnoses around gender identities and expressions.³⁶

If actions, emotional responses, or identities that challenge societal power structures are proven to be not sane (and thus not valid), they do not have to be taken into account. In this manner, psychopathologization disarms the threat of resistant or Mad positions by labeling them as pathological. At the same time, there is a shift from the structural to the individual. Through the psychopathologization and simultaneous individua-

³⁴ Lüthi 2016.

³⁵ Sabine Jansen; Thomas Spijkerboer: *Fleeing homophobia: Asylum claims related to sexual orientation and gender identity in Europe*, Amsterdam 2011, p. 50-58.

³⁶ APA 2013; WHO 2011.

lization of resistant perspectives, the societal power structures that were originally challenged slip out of focus. Not only are the arguments dismissed as not valid, the whole discourse is moved from the structural to the individual. The power structures and norms thus remain out of focus, unnamed and unquestioned.

Relocating Mad Re_presentations and the Fearsome Other Through Affect Theory

Having established how psychopathologization is linked to upholding the concepts of normality and abnormality, and that the key elements of psychopathologization are the distance between the norm and the (imaginary) Mad_gendered_racialized Other, interdependence with societal power relations, and individualization, this section now returns to the concept of force-fused re_presentations such as the ones found in thriller movies and reflects on how the fear of hegemonic spectators-hip co-constructs normalizing re_presentations.

Within Ahmed's concept of Affective Politics of Fear, fear works to create distance in which belonging and Othering are defined and re-established: »Within political theory, fear has been understood as crucial to the forming of collectives. ... Through the generation of »the threat«, fear works to align bodies with and against others.«³⁷ The distance evoked by fear enables the defining of the abnormal Other. Simultaneously, the shared fear directed toward the Other creates a collective sense of sameness and intimacy. The norm gets affirmed in differentiation to the (imagined) abnormal Other. Within this process, the Other is read as the cause of the emotional response. The fear is translated from »I am frightened« into »you are fearsome«. As previously stated, this reading inscribes itself into the collective memory, to be recalled in the context of any further readings. Based on that understanding, the Mad_trans re_presentations that are constructed to evoke fear establish Mad_trans positions as fearsome and abnormal far beyond any one movie or news article.

In hegemonic readings and re_presentations of Mad_trans positions, the distance produced by fear functions to strengthen a collective body and the notion of an ableized cis-gendered norm in differentiation to the Mad_trans re_representation. This distance can also be found in dis-

³⁷ Sara Ahmed: *The cultural politics of emotion*, New York 2004, p. 71-72.

courses aiming to support partially marginalized positions, which are Othered themselves. The urge to create distance from the mostly violent hegemonic projections easily results in distancing from the other Othered positions. One example of that is the desire to distance trans positions from Mad positions in order to recover the trans body from hegemonic Mad_trans re_presentations and projections. In this process, the distance generated through hegemonic Mad_trans re_presentations functions to strengthen a collective notion of (trans) normativity. Within the wider context of trans activism, this distancing from the other Other translates into a form of trans politics that is centred around a conception of trans as *white*, (mentally) ableized, and well-adjusted to the requirements of capitalist society.³⁸ It is a concept of trans that aims to construct a trans body that is »immune« to hegemonic Mad, racialized, and other Othered re_presentations – and could thus potentially be assimilated into the ideology of normalcy. As Withers noted: »Working to not be considered disabled in order to avoid stigma without doing anything to challenge the stigmatization of disabled people is, at best, a demonstration of a lack of solidarity, and at worst, complicity in oppression.«³⁹ It is a form of politics that aligns itself with societal power structures and normalcy; and in the process, it leaves behind the demands and causes of Mad_trans individuals as well as other positions that are Othered through multiple forms of oppression.⁴⁰

»Tearing Down and Building Up«: Towards Resistant Re_presentations of Solidarity

When looking at the elements of spectatorship and past history of readings within the concept of re_presentation, it becomes especially clear that it is not only the construction of the image or narrative that functions within a framework that is influenced or even defined by power relations: between media, medical, and activist. I understand this article and the attempt to relocate force-fused re_presentations around »mad-

³⁸ Bacchetta; Haritaworn 2011; Jasbir Puar: Terrorist assemblages: Homonationalism in queer times, Durham 2007.

³⁹ Withers 2012, p. 120.

⁴⁰ This is a form of politics that is not unique to some areas of trans_ activism; it also applies to any kind of single-issue or single-identity politics within activism or other support structures.

ness« within societal power structures as part of trans_forming politics⁴¹ and politics of abolition. Trans_forming politics and politics of abolition embody an alternative to the politics of normalization and trans normalization in particular. This alternative is not rooted in the ideology of normalcy – it is rooted in solidarity, in the radical rejection of societal power structures and an intersectional understanding of discrimination. As Bassichis, Lee and Spade expressed it: »Abolition is about breaking down things that oppress and building up things that nourish.«⁴² In a system that upholds its power structures through their simultaneous omnipresence and invisibility, breaking down power structures includes decrypting and exposing mechanisms of oppression. »Building up things« that nourish includes discussing and taking part in resistant discourses and readings. Within the framework of this article, that meant analytically breaking down the mechanisms of psychopathologization and force-fused re_presentations around »madness«. It meant creating an understanding of these images that locates hegemonic fantasies and projections within societal power structures rather than within the targeted struggles, individuals, and communities. This understanding reclaims Mad, disabled, and psychopathologized perspectives, identities, struggles, and emotions as crucial acts and positions of resistance. Building up things that nourish also means envisioning how counter-discourses and counter-readings can be created and supported. Based on a thorough analysis of hegemonic re_presentations in film, news media, and medical and activist discourses, this article has provided a counter-reading with the goal of contributing to the wider Mad_trans counter-discourse and envisioned re_presentations of resistance and solidarity in dialogue with a variety of discourses and concepts.⁴³

⁴¹ I am using this term in the spirit of the lab Politicizing Trans/Trans_forming Politics, which took place in 2012 at Humboldt University of Berlin.

⁴² Morgan Bassichis; Alexander Lee; Dean Spade: Building an abolitionist trans & queer movement with everything we've got, in: E. Stanley; N. Smith (Eds.), *Captive genders*, Oakland 2011, p. 15-40, especially p. 37.

⁴³ More on re_presentations of resistance and solidarity in dialogue with a variety of resistant discourses and concepts in the field of art, activism and theory can be found in the extended version of this article (Fn. 1).

Friederike Nastold

Tentacular desire

Von schaulustigen Ein-Blicken zu affizierenden Tentakeln
in »Space Labia«

»I call for the rise of an equally predatory monster as the ones existing, but equipped with tentacles referring to female anatomy. Convinced that the problem with mainstream tentacle porn is neither objectification nor domination. Rather problematic is how mass produced images repeating themselves, telling the same story over and over again, creates an educational narrative that tends to mainstream an audience. I believe that a female tentacle monster carries enough radical potential to instead enlighten and inspire the same.«¹

Mit diesen Worten leitet die in Berlin lebende und arbeitende Porno-regisseur*in und Schauspieler*in Lo-Fi Cherry ihr »femme tenta manifesto« (2013) ein. Ausgehend von ihrem Manifest möchte ich eine Annäherung an ihr Filmprojekt »Space Labia«² (2013) unternehmen. Das Manifest Lo-Fi Cherrys fungiert hierbei als Gliederung, das jedes Forschungsfragment einleitet: (1) Pornografie als filmisches Medium (2), die Strategie der maximalen Sichtbarkeit in Anschluss an Linda Williams und (3) affizierende Blickstrukturen. »Space Labia« ist im Internet frei zugänglich, wird zugleich auf Pornfilm-Festivals gezeigt und ermöglicht somit das Eintauchen in ein kollektives Seherlebnis. Durch die Analyse (weiblicher*) Körperbilder und Blickstrukturen knüpft mein Projekt an frühe Fragen der feministischen Kunstgeschichte/Filmtheorie an, die seit den 1970er und 1980er Jahren die Verquickung von Sichtbarkeiten, Gender und Blicken in künstlerischen Produktionen untersuchen. Im Medium Film artikulieren sich diese über Kameraeinstellung, Kadrage oder Montage.³ Ferner wird Kunst an verschiedenen Orten gezeigt, die unterschiedliche hegemoniale Setzungen und Ausschlüsse produzieren. Da-

¹ Lo-Fi Cherry: femme tenta manifesto, 2013, www.covenberlin.com/femme-tenta-manifesto/ (20.5.2019). Im Folgenden verwende ich die Sigle FtM, um auf das Manifest zu verweisen.

² Das Filmprojekt ist auf Vimeo frei zugänglich: Lo-Fi Cherry: Space Labia, <https://vimeo.com/128573841> (20.5.2019). Die im Text folgenden Beschreibungen der Videoarbeit beruhen auf meinem persönlichen Seherlebnis.

³ Vgl. hierzu Thomas Elsaesser; Malte Hagener: Filmtheorie. Zur Einführung, Hamburg 2007, S. 105.

her gilt es für mich stets zu fragen, was wird wo und in welcher Weise (über Körperbilder) zu sehen gegeben? ⁴ Ziel meiner folgenden Auseinandersetzung ist es, anhand der Verknüpfung von Manifest und Videoanalyse, subversive visuelle Strategien einer feministischen, queeren Praxis im Feld der Pornografie, der eine Kritik an Mainstream-Pornografie inhärent ist, herauszuarbeiten. ⁵

Pornografie als filmisches Medium

Lo-Fi Cherry erläutert in diesem Eingangszitat eine sehr frühe Strategie der sexpositiven feministischen Bewegung: Pornografie ist Teil des Diskurses über Sexualität*en. Unter Rückgriff auf Michel Foucault ist Pornografie einer *scientia sexualis* zugehörig, einem wissenschaftlichen »Willen zum Wissen« und einem Willen zum Erklären von Sex: »Die Logik der Begierde und des Begehrens [...] dient uns als Universalschlüssel, wenn es darum geht zu wissen, wer wir sind. [...] Der Sex: Grund für alles.« ⁶ Der »Wille zum Wissen« ist im Kontext Film wiederum an das Sehen, an die Schaulust als Erkenntnisinstrument gekoppelt. Die Film-

⁴ In Anschluss an diese Fragen haben sich in den 1990er Jahren die Visual Culture Studies gebildet. Visuelle Wahrnehmung wird in dieser Disziplin als kulturelle Praxis verstanden, die wiederum durch Machtverhältnisse und historische Kontexte geprägt ist. Eine hierarchisch geprägte Geschlechterordnung zeigt sich im Kenntlichmachen des Sehens als privilegierte männliche Position. (Vgl. Sigrid Schade; Silke Wenk: Inszenierungen des Sehens: Kunst, Geschichte und Geschlechterdifferenz. In: Hadumod Bußmann; Renate Hof (Hrsg.): Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften, Stuttgart 1995, S. 340-407, insbesondere S. 342).

⁵ Dabei verstehe ich die visuellen Strategien, die ich anhand von »Space Labia« herausarbeiten möchte, als eine filmische Praktik von vielen, die gleichwertig neben anderen Strategien anderer Filmemacher*innen aus dem Feld der Postporn-Produktionen stehen. In meinem Dissertationsprojekt untersuche ich darüber hinaus weitere Filmprojekte aus heterogenen Kontexten auf ihre visuellen Strategien und Umarbeitungen des Mainstreams hin und plädiere für eine Koexistenz pluraler, visueller Strategien.

⁶ Michel Foucault: Sexualität und Wahrheit. Der Wille zum Wissen, Frankfurt am Main 1983, S. 99. Dabei werden eine Vielzahl an Diskursen rund um Sexualität*en produziert, die das Subjekt maßgeblich konstituieren. In Praktiken wie der Beichte, so Foucault, wird ein Lustwissen geschaffen, das ebenfalls auf das Subjekt einwirkt. Foucault wendet sich hierbei gegen die Repressionshypothese, die besagt, dass Sexualität unterdrückt werde und befreit werden müsse. Indem er Diskurse als produktiv setzt, werden schon immer Situationen geschaffen, um den Menschen über Sexualität*en sprechen zu machen. So auch in diesem Kontext der

wissenschaftlerin Gertrud Koch verknüpft in ihrem Aufsatz »Netzhautsex – Sehen als Akt« den Akt des Sehens mit Pornografie, indem sie die Verflechtung von filmtheoretischen Konzepten und Pornographie herausarbeitet.⁷ So führt Koch aus, dass Affekt und die Kinoleinwand schon seit dem Entstehen des Kinos zusammenzudenken seien und vielmehr das Sehen an sich im Kino sexualisiert und als Schaulust genossen werde: Die Betrachter*in kann im Dunkel des Kinosaals distanziert das Geschehen auf der Leinwand betrachten und sich als aktives, sehendes Subjekt, das ein passives Objekt betrachtet, der Schaulust hingeben.⁸ Nach Koch ist Sehen respektive die Schaulust nicht etwas per se »natürliches«, sondern eine kulturelle Technik, etwas Gelerntes also. Dem Training des Auges an die Rationalisierungs- und Modernisierungsstrategien des Kinos entspricht das Ausweiten der Schaulust und die Ausrichtung der Sexualität*en auf diese Entwicklung. Das Sehen und mediale Entwicklungen sowie geschlechtsspezifische Fragen sind somit eng miteinander verknüpft. Die Verbindung von Macht, Herrschaft und Sexualität*en lässt sich dabei nur über die Veränderungen in Sexualität*en selbst herstellen und die Pornografie ist eine jener osmotischen Nahtstellen, durch die die Macht ins Innere der Sexualität*en eindringt und durch die andererseits Sexualität*en nach außen dringen, selbst Teil der Macht wird. Indem Gertrud Koch Pornografie als eine Nahtstelle markiert, arbeitet sie hier Foucaults Konzept des Sexualitätsdispositivs heraus, das die stetige Verflechtung und Wechselwirkung von Macht und Sexualität*en aufzeigt.⁹

Pornografie ist Teil des Sexualitätsdispositivs, da Bilder von sexuellen Handlungen Körper, Praktiken, Normen reproduzieren und/oder hinterfragen können. In kritischen Pornografie-Diskursen geht es daher nicht

pornografische Film. Im Folgenden verweise ich die Begriffe des Lustwissens und des pornografischen Willens zum Wissen in Anschluss an Foucault.

⁷ Für die folgenden Ausführungen vgl. Gertrud Koch: Netzhautsex – Sehen als Akt. In: Barbara Vinken (Hrsg.): Die nackte Wahrheit. Zur Pornographie und zur Rolle des Obszönen in der Gegenwart, München 1997, S. 114-128.

⁸ Laura Mulvey widmet sich in ihrem Aufsatz *Narrative Cinema and Visual Pleasure* (1975) der Schaulust und formuliert folgende Kritik: Blickinszenierungen im Film situieren die Betrachter*in in männlichen Sehweisen, die eine objektbezogene Schaulust fördern und zugleich Identifikationsmechanismen mit der Kamera und der Hauptprotagonist*innen evozieren (Vgl. Mulvey, ebd.). Weibliche Protagonistinnen werden hierbei zu einem sexualisierten Objekt stilisiert, so Mulvey. Insbesondere im dritten Abschnitt »affizierende Blickstrukturen« komme ich auf Mulveys Position zurück, um alternative Blickstrukturen zu diskutieren.

⁹ Vgl. hierzu auch Foucault 1983.

um Verbote, sprich ein Täter-Opfer-Schema festzuschreiben, wie es in den *feminist sex wars*¹⁰ der 1970er und 80er Jahre diskutiert wurde, oder um die Neuerfindung von Pornografie, die eine phallische Produktion von Lustwissen reproduzieren würde. Vielmehr geht es um eine Hinwendung und Entwicklung zu Repräsentationen von Körpern und Sexualität*en, die einen Mainstream subvertieren und umschreiben. Pornografie wird folglich als ein wirkmächtiges Bild und dadurch als einem Filmgenre zugehörig verstanden, das bestimmten – dem Film inhärenten – Strategien folgt und ein Körperspektakel veranstaltet. Körperspektakel sind jedoch nicht per se pornografisch, Körperspektakel finden sich auch in den Filmgenres des Horrorfilms oder des Melodrams. Orgasmus, Angst oder Tränen sind die dazugehörigen Affekte seitens der Betrachter*innen. Die Filmwissenschaftlerin Linda Williams subsumiert diese Filmgenres unter dem Begriff des »body genre«, der das Bedürfnis der Betrachter*innen körperlich auf diese Filme zu reagieren mitdenkt.¹¹

Mit der Analyse von »Space Labia« begeben sich ins Spektakel orgiastischer Körperdarstellung: Sowohl Mainstream-Produktionen als auch postpornografische Produktionen verfolgen nämlich dasselbe Ziel: Lust visuell darzustellen. Postporn-Produktionen beziehen sich dabei oft auf visuelle Strategien des Mainstreams mit dem Ziel, diese zu subvertieren, so auch die Motivation Lo-Fi Cherrys in ihrer Referenz auf Mainstream-Tentakel-Porn. Mainstream-Tentakel-Pornografie wird zur Hard-Core-Pornografie gezählt und zeichnet sich durch ein sehr hohes Gewaltpotential (bis hin zur Vergewaltigung) aus. Dabei werden penisartige Gegenstände inszeniert, wie Krakenarme, die versuchen, wie ein Penis zu agieren, um gewaltvoll in die Vulva einzudringen. Die Filmmacher*in Lo-Fi Cherry spricht sich in ihren Produktionen gegen ein hohes Gewaltpotential aus und möchte die Frau* und ihre Lüste aus ihrer Rolle als passives, sexualisiertes Objekt lösen.¹²

Die Künstler*in verwendet eine traditionelle feministische Strategie, indem sie sich das Genre aneignet und daraus ein neues und kritisches

¹⁰ Zu den *feminist sex wars* siehe im deutschsprachigen Raum die Diskussionen rund um Alice Schwarzers PorNO-Bewegung und im US-amerikanischen Raum Andrea Dworkin und Catherine MacKinnon, die einige Jahre vor den *Emma*-Debatten um eine juristische Änderung bezüglich der Verbreitung von Pornografie kämpften.

¹¹ Vgl. Linda Williams: Filmkörper: Gender, Genre und Exzess*. In: montage AV, <http://bit.ly/2LZsKKw>, 18.2.2009, S. 9-30, (22.5.2019).

¹² Vgl. hierzu Lo-Fi Cherrys Erläuterungen zu Mainstream-Tentakel-Pornografie: Cherry, FtM.



entstehen lässt: Lo-Fi Cherrys Subversion ist in ihrem Slogan »Alles ist Tentakel« verortet; auch die Labien der Vulva oder der ganze Körper können Tentakel sein, was in der folgenden Analyse zu zeigen sein wird. Die Vagina, die in Mainstream-Produktionen penetriert wird, stellt sich bei Cherry in ihrer Ganzheit als Vulva vor und entfaltet sich als aktive Spielfläche, die sich auf den ganzen Körpern hin ausbreitet. (Künstliche) Brustwarzen dezentrieren dabei eine geni(t)ale Show, da nicht nur Genitalien fokussiert werden, sondern der gesamte Körper bespielt wird. Aus einer derartigen Umarbeitung des Genres resultiert die für mich grundlegende Annahme, dass postpornografische Produktionen auch eine *Politik der Wahrnehmung* betreiben. Dies bedeutet nicht eine Negation von lustvollen Körperdarstellungen, sondern einen Bruch mit Pornografie, die als Effekt im direkten Lustgewinn, Orgasmus, gefasst wird. Zugleich wird die Betrachter*innen-Position re-adressiert, indem mit linearen Sehgewohnheiten gebrochen und das sehende Publikum immer wieder aus der illusorischen, distanzierten Position gerissen wird. Um diesen Aspekten nachzugehen, möchte ich an dieser Stelle in den ersten Teil des Filmgeschehens eintauchen:

In der ersten Szene erscheinen zwei sitzende Frauen, die sich in einem Zahnarztwartezimmer in Berlin befinden. Sie beobachten sich aus*



den Augenwinkeln. Beide Porträts werden eingeblendet, mit Sprechblasen wie: »Was ist schräg mit diesem Mädchen, es ist fast als ob, aber das kann nicht sein«. Von der ersten Einstellung an wird das Geschehen von einem elektronischen, alarmierenden Sound begleitet, der immer wieder pausiert und eingespielt wird. Über den Sound und die schnellen Schnitte baut sich eine Spannung auf: Beide Frauen* schauen sich in einem schnellen Blickwechsel direkt in die Augen: »I am the only one« wird als Slogan wie in einem Comic eingeblendet.¹³ Die Frauen* stehen auf. Es folgt erneut ein schneller Bildwechsel der Köpfe, der einen schnellen Blickwechsel zwischen den beiden einfängt. Die Nasen der Protagonist*innen zucken, als hätten sie etwas erspät. Beide ziehen sich lila Latexhandschuhe an. Der alarmierende Sound ist dabei konstant zu hören. »Grrrr«. »Snap«. Sie fletschen die Zähne. Ein Latexhandschuh wird in den Mund der braunhaarigen Frau* eingeführt; anschließend in den Mund der blonden Frau*. »RRRRRRRH«. Das Spiel ist eröffnet, das Set-

¹³ Im gesamten Film wird nicht gesprochen, sondern es wird mit unterschiedlichen Schriftarten im Comicstil das Gesprochene eingeblendet. Im Erlebnisprotokoll meines Seherlebnisses werde ich in der Beschreibung im Fließtext nicht mehr darauf verweisen.

*ting wechselt durch eine Überblendung, die Performer*innen befinden sich nicht mehr im Warteraum: Ein (Bondage-)Seil schlängelt sich scheinbar selbstständig über den Rücken nach vorne über die beiden Frauen*, die frontal im Oberkörperporträt zu sehen sind. Es folgen Nahaufnahmen von Haut und den peitschenartigen, schwarzen Schnüren, die über die Haut reiben. Der Sound ist konstant zu hören und wird schneller, intensiver. Orangenes und weißes Tape ist auf manchen Hautpartien zu sehen. Die Peitschenseile reiben im Nacken, an den Brustwarzen, werden geflochten, um den Kopf gelegt. Das Schlängeln und Schnüren erinnert an Bondage, dabei sind die lila Latexhandschuhe zu sehen und lustvoll geöffnete Münder. Die Brustwarzen der einen Protagonist*in werden umspielt, neben ihren Nippeln sind weitere, durchsichtige angebracht, auch auf dem Bauch und an den Innenseiten der Oberschenkel. Eine Zunge umspielt alle von ihnen, einen nach dem anderen. Die Zunge bewegt sich schneller. Ein lustvolles Gesicht wird eingeblendet. Die Nippel scheinen sich überall zu befinden. Auch über dem Venushügel. Die Bondage-Seile reiben zwischen den Vulvalippen. Vor und zurück. Schwarzblende.¹⁴*

Nebensächlich ist das absurde Setting, in dem die zwei Performer*innen eingeführt werden, das durch eine comicähnliche Bildsprache charakterisiert ist: ein Zahnarztwartezimmer. Es ist zum Verständnis des Kurzfilms nicht nötig, dem Narrativ folgen zu können, was ebenfalls an gängige Narrative aus der Mainstream-Pornografie anschließt.¹⁵ Auffällig jedoch ist die Theatralik, die bereits den ersten Bildersequenzen eingeschrieben ist: Beim Deep-Throating mit den Fingern wird das Stöhnen in seiner Überspitzung aufgeführt und als inszeniertes Bild entlarvt, das vielmehr Assoziationen nach sich raufenden Hundewelpen hervorruft als Vorstellungen eines ›echten‹ sexuellen Spiels. Die Überleitung vom Wartezimmer in das zweite Setting erfolgt über eine ähnliche Strategie: Mit verdrehten Augen gleitet die blonde Performer*in an der Wand hin-

¹⁴ Die Beschreibung der Videoarbeit basiert auf meinem Seherlebnis der Videoarbeit und umfasst die Sequenzen bis Minute 04:11, um einen ersten Seheindruck zu erzeugen.

¹⁵ Im Mainstream wird eine Abfolge verschiedener Sextellungen oft eingeleitet durch ein kurzes Narrativ, das für das im Film Gezeigte im weiteren Verlauf keine weitere Wichtigkeit besitzt. Mit der Entwicklung des Kinos hat sich auch der Pornospielefilm etabliert: Der erzählende Pornofilm, der einer inhaltlichen Dramaturgie folgt, monologisiert sich selbst, so Linda Hentschel, wodurch die Betrachter*innen wieder zu heimlichen Voyeur*innen werden (vgl. Linda Hentschel: Pornotopische Techniken des Betrachtens. Raumwahrnehmung und Geschlechterordnung in visuellen Apparaten der Moderne, Marburg 2001, S. 105).

unter aus der Bildeinstellung. In der nächsten Sequenz stehen die tentakelartigen Seile als aktive Gestalter der Szene im Vordergrund. Die Toys dominieren als Aktanten spielerisch die Körper der Protagonist*innen, die in den weiteren Einstellungen in einen pluralen Körper übergehen: Die Berührungen finden überwiegend über die Toys statt, wobei mit filmischen Detailaufnahmen gearbeitet wird, sodass die Körper der Performer*innen miteinander verschmelzen und nicht mehr als einzelner, abgeschlossener Körper wahrgenommen werden können.

Die reibenden Seile nehmen dabei eine den Blick führende Rolle ein. Die das Video dominierenden Nahaufnahmen wechseln zwischen den künstlich angebrachten Brustwarzen, den aktiv spielenden Zungen und den sowohl aktiven als auch empfangenden, lustvollen Gesichtern hin und her: Mir als Zuschauer*in ist es sehr oft nicht nachvollziehbar, welches Körperteil respektive welche Performer*in bespielt wird. Dieses Moment des phallischen Lustwissens in meiner Schaulust lässt jedoch alsbald nach, sobald ich mich in die der Videoproduktion eigenen Strategien der Nahaufnahme »eingesehen« habe. Auffällig bleibt im ersten Teil, dass das Zeigen des prozesshaften Handelns und nicht der lineare Lustgewinn sowie das bildliche Einfangen aller Beteiligten, menschlich oder nicht menschlich, die Bildeinstellungen dominieren. Eine genitale Show bleibt bis auf die angedeutete, wie nebensächlich im Bild sitzende Vulva, aus. Dennoch fokussiert Lo-Fi Cherry im zweiten Absatz ihres Manifests auf die weibliche* Anatomie, die, wie zu zeigen sein wird, im zweiten Teil ihres Filmprojekts eine wichtige Rolle spielt:

»Educate yourself in female anatomy and use biology as your muse. The clitoris, for example, has only one purpose and that is to create pleasure. Very much like the tentacle monsters of the movies. It spreads all the way around the female lower body, it spits and lubricates, it gets swollen and expands, it squeezes, it spasms, it hardens... Look at images of the clitoris and imagine it a thousand times as big, then bring it to life.«¹⁶

Maximale Sichtbarkeit

Maximale Größe, maximales Sehen, maximale Lust? Linda Williams schließt an die Schaulust als Erkenntnisinstrument in ihrem Buch *hard core. Macht, Lust und die Traditionen des pornographischen Films* (1995 [1989]) an, indem sie die Strategien der Mainstream-Pornografie und

¹⁶ Cherry, FtM.

dessen Besessenheit, »rechten« Sex zeigen zu wollen, befragt: Kamerafahrten in den Körper, Beleuchtung, Kamerawinkel, Nahaufnahmen sind Teil einer Maschinerie, die eben jenen Zweck verfolgt. Nach Linda Williams basiert die Hardcorepornografie auf dem Prinzip maximaler Sichtbarkeit. Visuelle Darstellbarkeit gilt demnach als *der* Lustbeweis im Bild. Dieses Prinzip hat unterschiedliche formale Strategien im Film produziert wie beispielsweise den *beaver shot* oder den *money shot*. Letzterer bezeichnet Filmszenen, die den Samenerguss darstellen, oft im Gesicht oder auf dem Rücken der weiblichen* Performerin: Bei Männern* wird angenommen, dass sich sexuelle Lust durch Erektion und Ejakulation ausdrücken lässt, was sich im *money shot* als visueller Lustbeweis widerspiegelt. Denn: eine genitale Vereinigung stoppt die Beweisführung respektive die visuelle Penetration des Bildraums. Die Lust am Schauen findet folglich nur dann Befriedigung, wenn die Lust (hier der Samenerguss) sichtbar gemacht wird. Aber die Pornografie gerät hierbei in einen Konflikt: Wie Lust darstellen, die nicht an einen ejakulierenden Penis geknüpft ist? Aus dieser Perspektive werden Vulven zum Differenzobjekt und Pnisse zu einem Dauerständer reduziert, da Vulven in ihren orgiastischen Zuckungen nicht so leicht visuell abbildbar sind wie ein Samenerguss. Dieser Annahme folgend entgeht die Vulva dem Prinzip maximaler Sichtbarkeit und dem wissenschaftlichen Modell des Messens und Erklärens von Sex, so Williams in ihrem Buch *hard core*.¹⁷

Lo-Fi Cherry schlägt die »education of female anatomy« als Strategie¹⁸ vor und weist Linda Williams darauf hin, dass insbesondere die Klitoris (und so auch alle nicht-Penis-tragenden Körper) andere Formen der lustvollen Sichtbarkeit visuell offenbaren (können, aber nicht müssen).¹⁹ Das Hervorheben der Klitoris kann als Enttabuisierung der Autonomie weiblicher* Sexualität verstanden werden – zugleich verbleibt

¹⁷ Vgl. insbesondere Kapitel 4, S. 144ff. und S. 312 sowie Ingrid Ryberg: Maximierte Sichtbarkeit. In: Andrea B. Braidt; Patrick Vonderau (Hrsg.): *Pornomontage AV*, Heft 2, 18.02.2009, S. 119-136, hier: S. 121.

¹⁸ Dieser Aufruf erfolgt im zweiten Abschnitt ihres Manifests: Unter Einbezug der weiblichen* Anatomie könne sexuelle Aufklärung und weibliche* Lüste ins Bild gerückt werden. Insbesondere für die Herstellung ihres Toys der fünf-köpfigen-Klitoris hat sich die Filmemacher*in mit Fragen nach weiblicher* Ejakulation, Anschwellen bei Stimulierung der Klitoris etc. auseinandergesetzt, um diese spielerisch in ihrem Klitoris-Toy zu verhandeln.

¹⁹ Linda Williams hat die Abwesenheit der Sichtbarkeit der vulvischen Lust oder des weiblichen* Orgasmus in ihrem Buch *Screening Sex* revidiert. So schreibt Williams, dass der weibliche* Orgasmus »als unwillentliche Zuckung deutlich sichtbar ist« (Linda Williams: *Screening Sex*, Durham 2008, S. 320).

diese Strategie im Moment der Aneignung phallischer visueller Parameter, einzig dass der Fokus vom Penis auf die Klitoris/Vulva, als Schauplatz verschoben wird. Ragan Rhyne fordert in der Aneignung narrativer Formen des Mainstream-Pornos eine Befreiung jener phallogozentrischen Codes.²⁰ Und Linda Williams zeigt sich später ebenfalls wenig interessiert an einer Aneignung des Modells maximaler Sichtbarkeit in alternativer Pornografie. Denn ihre Kritik bezieht sich explizit auf den Phallogozentrismus, auf dem der pornografische Wille zum Wissen basiert. Sie schreibt: »Das Problem liegt nicht im Zeigen des Penis selbst; die Eliminierung des Bildes der externen Ejakulation wirft noch nicht die an seiner Wurzel liegenden Probleme von Macht und Lust auf, die nur in dieser Zurschaustellung zu liegen scheinen.«²¹ Aus ihrer Perspektive ist die Mainstream-Pornografie folglich nicht wegen des Ins-Bild-Setzens von Penissen phallogozentrisch, sondern weil sie vorgibt, die Wahrheit über den Sex darstellen zu können beziehungsweise *echten* Sex zeigen zu können.²² Daher ist die Strategie, Vulva gegen Penis einzutauschen, keine widerständige Strategie. »Ein Weg, die Macht der phallogozentrischen Lust-Ökonomie zu bekämpfen, könnte also sein, die Klitoris zu feiern, aber nur, wenn damit nicht ein alternativer Fetischismus mit einem anderen Organ der Anbetung aufgebaut wird. Es sollte vielmehr die Hierarchie von Norm und Abweichung gebrochen, eine Pluralität der Lüste geschaffen werden, welche Pluralität akzeptiert.«²³ Linda Williams befürwortet folglich eine Pornografie, die nicht die männliche Vermessung der Lust als Ausgangspunkt hat.²⁴

Über die Nahaufnahme im Video scheint sich Lo-Fi Cherry an einer alternativen Strategie zu versuchen, um eine Formensprache für eine Pluralität der Lüste zu generieren. Die Zuschauer*innen stellen sich nicht mehr die Frage, welchem Performer*innen-Subjekt welche Brustwarze zugehörig ist. Vielmehr rücken alle mitspielenden Akteur*innen (künstliche Brustwarze, Zunge, Seil, Klebeband, Finger und viele mehr) in den Fokus, die alle durch eine aktive oder aktiv empfangende Position gemeinsam ein Lustnetz öffnen. Auch der treibende Sound verknüpft die filmischen Bilder zu einem pluralen (Sound-)Teppich, der ein sich wan-

²⁰ Vgl. Ragan Rhyne: Hard-core Shopping. Educating Consumption in SIR Video Production's Lesbian Porn. In: The Velvet Light Trap, 2007, Nr. 59, S. 42-50, hier: S. 45.

²¹ Williams 1995, S. 311f.

²² Vgl. ebd., S. 144f.

²³ Ebd., S. 135.

²⁴ Vgl. hierzu insbesondere Williams 2008.

delndes, prozesshaftes Spiel entwirft, das sich an manchen Stellen verdichtet und dechiffrierbar zeigt, um sich dann erneut in ein spannungsvolles, uneindeutiges Narrativ zu begeben.

»Don't leave out the damage done by the female on her male (or whatever) prey. Following the idea of an active gaze, if your tentacle sucks an asshole then you should show the movements that follow from this stimulation. There is no passive part in a sexual play. I do not believe in the idea of sex as a display of the relation between pounding machines and gaping holes. And don't forget to capture the facial expressions of the object.«²⁵

In diesem Abschnitt des Manifests benennt Lo-Fi Cherry selbst den Blick als grundlegende Idee im Kontext Video. Der Dualismus aktiv/passiv wird von der Regisseur*in aufgehoben und sie befragt die Kameraeinstellung nach den Bewegungen und nach den Ausdrücken und Reaktionen der *Objekte*. Durch die Fokussierung dieser Aspekte wendet sie sich ab von einer linearen, penetrativen Kamerafahrt in den Körper. Lo-Fi Cherry öffnet den Blick für alle am orgiastischen Spiel beteiligten (Performer*innen, Objekte, Toys) und ein Netzwerk von Akteur*innen wird sichtbar.²⁶ Die Vorstellung respektive die Vorführung eines aktiven, dominanten Players wird gebrochen und die (künstlichen) Brustwarzen, Seile, Latexhandschuhe, die fünf-köpfige-Klitoris²⁷ zeigen sich als gleichberechtigte Akteur*innen. Die Bewegungen und deren Konsequenzen werden im Bild festgehalten, was entgegen der Suche nach einer eindimensionalen Sichtbarkeit (wie beispielsweise beim *money shot*) von maximaler Lust steht, vielmehr werden plurale Empfindungen und Lüste im Bild festgehalten. Das Einfangen der »facial expressions« gelingt Cherry, indem sie immer wieder die Gesichter der Performer*innen zeigt. Parallel hierzu werden alle nicht-menschlichen Toys gleichermaßen ins Bild gerückt, sodass diese wiederum die Körperflächen verrücken können. Das Moment der Gleichwertigkeit wird zudem über die die Kameraeinstellungen dominierende Nahaufnahme in immer wiederkehrenden eindrücklichen Bildern orchestriert. In der Filmsprache gilt die Nahauf-

²⁵ Cherry, FtM.

²⁶ Vgl. hier auch die Akteur-Netzwerk-Theorie nach Bruno Latour: Ders.: *Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften*, Berlin 1996.

²⁷ Die fünf-köpfige-Klitoris wird zu Beginn nach der Schwarzblende im zweiten Teil des Videos über Text eingeführt: »Five headed clitoris. Embedded in several inner labias. Unfolds when excited and fills up with sex juice. Bursts and heals again.« Als Toy ist sie als lila Latexhandschuh, der prall mit »sex juice« gefüllt ist, gestaltet. Die fünf-köpfige-Klitoris kann an unterschiedlichen Körperstellen angebracht werden und spritzen, wie es ihr gefällt.



nahme als Mittel, um Intimität zu erzeugen: Diese Intimität produziert zugleich eine extreme Streuung der (Film-)Körperteile im Bild. Die Betrachter*innen sind zugleich unmittelbar ins Geschehen eingeflochten und zugleich *orientierungslos*. An dieser Stelle möchte ich den zweiten Teil der Videoarbeit in die Analyse einbeziehen, sodass die bereits eingeführte Protagonist*in, die fünf-köpfige-Klitoris, an Kontur gewinnt:

*Nach der Schwarzblende wird über Text im Bild die fünf-köpfige-Klitoris²⁸ eingeführt: Ein praller, lila Latexhandschuh, gefüllt mit einer wässrigen Flüssigkeit. 5KK klemmt im Slip der Protagonist*in und bietet sich zum Spiel an: Sie knallt schmatzend gegen die Schenkel und den Slip, lustvolle Münder sind dazwischen zu sehen. Genussvolles Stöhnen ist parallel zum elektronischen Sound zu hören. 5KK wird gerieben, bespielt. Wassertropfen befinden sich auf der Haut. 5KK bewegt sich schneller, wird zwischen Hautfalten eingeklemmt, während sich die zwei Performer*innen küssen. Hautfalte oder eine Falte von 5KK? Körperteile und Toy-Teile verschmelzen, werden Teil eines Organismus, der abstrakte Körperformen evoziert. Die Brust mit den vielen Nippeln wird wieder eingeblendet und es wird*

²⁸ Die fünf-köpfige-Klitoris wird in der folgenden Beschreibung und in der folgenden Analyse als 5KK benannt.

vermehrt geküsst. Nun folgt eine Porträt-Nahaufnahme der beiden Performer*innen: Ein Toy wird beim Küssen von einem Mund in den anderen transportiert. Der Sound ertönt und verstummt. Das Toy verlässt den Mund. Nun werden alle Toys, SKK und die Bondageleine an den Körpern gerieben und gespannt.²⁹ In der nächsten Einstellung beginnt SKK Teil von Oralsex zu werden: Die Kamera schaut durch die Beine in die Mundpenetration, SKK klatscht der Protagonist*in ins Gesicht. Erneut werden das Seil und die Vulva, zwischen den Lippen reibend, gezeigt. Die Musik hört auf, die Frauen stöhnen und sind kurz Ganzkörper, nebeneinanderliegend zu sehen. Dann löst sich das Bild wieder in die Nahaufnahme der Vulva auf. Das Seil und die Vulva und deren Flüssigkeiten wechseln sich im Bild ab. Die Peitsche spankt kurz über dem Venushügel auf den Bauch. Die Frauen lachen und liegen nebeneinander auf schwarzen Folien auf dem Boden. Alle Protagonist*innen bewegen sich noch zappelnd auf dem Boden: Beine, Seile, Toys. Schwarzblende. Ende.³⁰

Affizierende Blickstrukturen

»Illustrate the bodily reactions, not only the body's appearance. It is a false assumption that visual stimulation is about looking at pretty things. Following the idea of the empathic gaze, the images you present should illustrate sensation. Not beauty. The strange sensation of pushing a tongue against a pussy is better represented if you ask yourself what the feeling of tongue-against-pussy would look like (instead of just filming a tongue against a pussy). And the circle is closed.«³¹

Das gesamte Manifest scheint sich im zweiten Teil des Videos zu entfalten: Alle Toys oder Erweiterungen des Körpers sind in den Aufnahmen lustvoll mit der Kamera eingefangen: Ich als Betrachter*in fühle beim Sehen keinen Unterschied, ob ein hybrides Körperteil geleckt wird oder SKK aktiv agiert oder gespannt wird. »The circle is closed.« Alle Protagonist*innen, und ich spreche hier auch von den erweiterten Brustwarzen, den Bondage-Seilen, den Latexhandschuhen, sind aktiv, passiv, gleichberechtigt lustvoll im Agieren: Es gibt keine eindeutige Rollenzuschrei-

²⁹ Spanking ist ein Begriff aus der BDSM-Szene und bezeichnet das Schlagen auf das Gesäß; im weiteren Spiel kann das Spanking auch auf andere Körperteile ausgeweitet werden.

³⁰ Diese Beschreibung der Videoarbeit umfasst die Sequenzen des zweiten Teils von Minute 04:11 bis 09:11.

³¹ Cherry, FtM.

bung, sondern einzig ein kollektives, empathisches Genießen. Alles kann aktiv sein, alles kann empfangend sein, nichts muss sein. Durch die polyphonen und gleichzeitigen (Spiel-)Orte der Lüste wird das Begehren wieder ein Fließendes und aus einem statischen Subjekt-Objekt-Begehren-Verhältnis gelöst, ich als Betrachter*in werde anderweitig affiziert. Die körperlichen Reaktionen thematisieren über das Spritzen der 5KK weibliche* Ejakulation und erweitern das Spiel der Flüssigkeiten in pornografischen Bildern. Die Vulva sowie ihre Anatomie und Fähigkeiten werden in ihrer Doppelung von 5KK und fleischlicher Vulva ins Bild gesetzt und durch die (Mund-)Lippen nochmals fokussiert. Dabei folgt Cherry aber nicht den phallozentrischen Codes der Mainstream-Pornografie, da das Zeigen der Vulva gleichberechtigt zu den anderen Akteur*innen funktioniert und plurale Lüste propagiert. Der Spaß und die Neugierde aller Beteiligten verabschiedet das bloße Zeigen körperlicher Erscheinung und inszeniert die pluralen körperlichen Reaktionen. Erst in den letzten Sequenzen werden der Raum und die lachenden Körper in ihrer Ganzheit im Bild eingefangen, sodass die zuvor konstruierte nahe Streuung aufgelöst und die *Körperteile* wieder an *ihren* Ort zurückkehren. In diesen letzten Sekunden nimmt die Betrachter*in die Blickposition ein, die vom Mainstream-Film stetig zu erzeugen versucht wird: »Ziel des kommerziellen Films ist es, über unauffällige Schnitt- und Kamertechniken den Eindruck eines kontinuierlichen, homogenen Bildraumes aufzubauen und die Betrachtenden in eine Überblicksposition zu hiefen.«³² Lo-Fi Cherry schließt jedoch ihr Videoprojekt mit einem Abspann, alsbald die Betrachter*in sich in der ihr kulturell angelernten Überblicksposition wohl fühlen möchte.

Das Manifest fordert in der letzten Passage einen empathischen Blick, den ich abschließend mit Blicktheorien aus den Filmwissenschaften rückkoppeln möchte: Filmische Bilder werden als Signifikanten, die Bedeutung kodieren, behandelt, die zugleich aufgrund des Projektionsapparates auch als Spiegel fungieren, in denen sich die Betrachter*innen (v)erkennen – analog zum Spiegelstadium Lacans – worüber die Betrachter*innen zur Subjektivität gelangen. Durch das sogenannte Schuss/Gegenschussverfahren wird die Betrachter*in in das Filmgeschehen eingeflochten, indem sich die Betrachter*in mit Protagonist*innen des Films identifiziert.³³ Unter Einbezug von Laura Mulveys *Narrative Cinema and*

³² Vgl. Hentschel 2001, S. 11.

³³ Vgl. hierzu Thomas Elsaesser; Malte Hagener: *Filmtheorie. Zur Einführung*, Hamburg 2007, S. 110f.

Visual Pleasure kann hier der Male Gaze, der in Filmen vorherrscht, benannt werden.³⁴ Die Apparatus-Theorie³⁵ wird von Mulvey nämlich wie folgt weitergedacht: Der Blick respektive die Einflussnahme auf das Subjekt findet nämlich an drei Orten statt: Der Blick der Kamera, der Blick der Protagonist*innen im Film sowie der Blick der Zuschauer*innen, die alle gemeinsam auf das Bild der Frau* einwirken. Demnach wird durch diese trianguläre Ordnung die Frau* als Objekt, die Frau* als Fetisch, festgeschrieben. Das Sichtbarmachen des Mechanismus, wie das Bild der Frau* erzeugt, angeblickt, konstituiert wird, zeigt sich in Mulveys Theorie als produktiv. Problematisch wird es jedoch, wenn dieses Konzept nicht aktualisiert wird, denn hier wird ein Opfer-Täter-Schema festgeschrieben. Die Frau* verbleibt in einem passiven Moment des Angeschaut-Werdens und scheint eines aktiven Zurückblickens nicht mächtig. Jill Soloway entwickelt zum Male Gaze ein Gegenkonzept: den Female Gaze. Diesen konzipiert Soloway analog zu Mulvey in einem Dreisprung: Zum einen denkt sie den Female Gaze als ein »feeling seeing«, ein körperliches Sehen, sodass sich über filmische Bilder eine körperliche Resonanz im Schauen einstellt. Weiter impliziert ein Female Gaze die Umkehrung durch beziehungsweise mit der Kamera sichtbarzumachen, »how it feels to be an object«. Und drittens versucht das Modell des Female Gaze zurückzublicken, den Betrachter*innen des Films aktiv als handelnde Protagonist*in zu begegnen, um eine weibliche*, queere Sicht auf die Dinge zu geben.³⁶

Durch die Rhythmik und die Nahaufnahmen der Filmbilder in »Space Labia« wird die Schaulust eines linearen Subjekt-Objekt-Begehren gestoppt. Die Frage, die ich abschließend stellen möchte, ist also nicht mehr »Ist der Blick männlich?« und genauso wenig möchte ich weiterfragen

³⁴ Für die folgende Ausführung vgl. Laura Mulvey: Visuelle Lust und Narratives Kino. In: Gisliind Nabakowski; Helke Sander; Peter Gorsen (Hrsg.): Frauen in der Kunst, Band 1, Frankfurt am Main, S. 30-46.

³⁵ Die Ende der 1960er Jahre entstandene Apparatus-Theorie erweitert die Kinotheorie um die Rolle der kinematografischen Aspekte. Jean-Louis Comolli und Jean-Louis Baudry untersuchten das Verhältnis von Medientechnologie und Zuschauer*in sowie deren »Realitätseffekte«, die wiederum Auswirkung auf die Subjektkonstituierung habe. Insbesondere im dunklen Kinosaal *verschwinde* die Wahrnehmung des Kino-Apparats und die Zuschauer*innen nehmen eine zentrale, allmächtige Position ein. Vgl. hierzu Stephen Lowry: Film – Wahrnehmung – Subjekt. Theorien des Filmzuschauers. In: montage AV, 1992, Heft 1, S. 113-128, hier: S. 118f, <http://bit.ly/33f62CN>, (5.8.2019).

³⁶ Vgl. hierzu: Jill Soloway: The female gaze, www.toppoleproductions.com/the-female-gaze (31.5.2019).

»Ist der Blick queer?«, sondern im Anschluss an Lo-Fi Cherry: Wann, wo und wie entstehen hybride, empathische Blickstrukturen, die eine Neuverhandlung von Begehren evozieren?³⁷

³⁷ Im letzten Kapitel meines Dissertationsprojektes widme ich mich ausführlich dieser Fragestellung: Die bei Lo-Fi Cherry zu findende neue Ästhetik von Körperpolitiken ist für mich die Basis, eine neue Form des Blicks auf postpornografische Produktionen zu formulieren.

EMANZIPATION & UTOPIE

Marina Vinnik

Between artist, mother, and model

Self-perception and representation of women in the paintings and graphic works of Russian-born women artists

In the 18th and 19th centuries Russian art included a number of paintings and drawings of the human body, yet the nudes were mostly male. This standard mirrored Western European art where the male nude was the more privileged type of nude study. In the Imperial Academy of Art the sculptural composition that students were obliged to master was *Lao-coön*, which is a male-only composition. And as a final examination figure study students were offered to draw such multi-figural compositions as: *Crucifixion*, *Taking Down from the Crucifix*, *Dmitry Donskoy on the Kulikovo Field*, *Priam Asking Achilles for the Body of Hector*, *Mercury Putting Argus to Sleep*, and many others that were all male.¹

Art education in the Russian Empire, as well as Western art education, was almost exclusively a male affair and women were excluded from it on various levels. Men gathered together and took advice from more experienced men on how to draw the male model as a hero. The homosociality of the Imperial Academy of Arts is especially visible in Alexey Venetsianov's sketch *Risovalnij klass Akademii Khudozestv* from 1810,² whereas in the famous samples from European academies, such as *The Studio of David* (1804) by Jean-Henri Cless, *The Studio of Isabel* 1798 by Lois-Leopold Boilly, *The Studio of the Artist* (1821) by Horace Vernet, or *The Academicians of the Royal Academy* (1771-72) by Johann Zoffany, we can see only male students, professors, sculptures and nudes (even though, in the case of Zoffany's painting, women were also part of the group).³

Towards the end of the 19th century and in the beginning of the 20th century the situation changed. Women's presence became visible in the Academy and the female nude was re-embraced. This immediately put a woman artist in the ambiguous position of an emancipated citi-

¹ Eliy Belutin, Nina Moleva: *Russkaja chudožestvennaja škola pervoj poloviny devjattnadzato go veka*, Moscow 1963, ill. 16, 17, 43, 44, 68.

² Belutin 1963, ill. 62.

³ Angelika Kaufmann and Mary Moser, who were among the members of the British Royal Academy at the time, are presented in Zoffany's painting only as portraits on the wall.

zen and, at the same time, an available model. This process transpired simultaneously in Europe and the Russian Empire, which were remarkably linked.

In 1910, the art magazine *Apollo*⁴ published an article entitled *The Problem of the Body in Painting*. The author, Sergey Makowsky,⁵ wrote about nudity and its significance to art, but almost solely female nudity. In the article, he references the importance of nudity: Titian, Rembrandt, Rafael, Proudhon, and finally, Gauguin. The »beauty« and the »ugliness« that he discusses in this article are *female* beauty and *female* ugliness. For Makowsky, ugliness is defined by crooked or rough legs, faded or swollen breasts, and rough hands.⁶ Beauty is defined by the female body as harmonious and perfectly shaped, shining skin, and a graceful posture.⁷ He then jumps to a criticism of modern realist painters and also criticizes them for their apparent choice of ugly female models. Makowsky accuses Edgar Degas of painting not Diana or Venus, but rather modern nervous and hysterical women, who are lethargic and sterile, exhausted with work and miscarriages.⁸

It is also important to mention that Russian art, unlike the Italian Renaissance or Ancient Greece, never experienced a period of body positive and openly sexual painting. It was likely impossible in deeply conservative Russian Orthodox society. Indeed, the discussions about female nudity in France never extended to the Russian Empire. The debates around works as *The Luncheon on the Grass* or *Olympia* were worlds away.

Ivan Kramskoy's *The Unknown Woman* from 1883 depicts a courtesan, not unlike the scandalous French paintings of the time.⁹ However, in contrast to naked European courtesans, she is depicted fully clothed in her winter jacket, sitting in an open-horse carriage and softly looking at the spectator. Moreover, her courtesanal nature became encrypted over time to those who could not read the dress and the pose as something pointing to her lifestyle. In the Soviet Union, this painting was seen as a

⁴ Interestingly, the magazine itself is named after the male God of beauty – Apollo.

⁵ The older brother of Elena Luksch-Makowsky.

⁶ Sergeĭ Makovskii and baron Vrangeli': Apollon, Saint-Petersburg 1910, N. 11, p. 7.

⁷ Makovskii 1910, N. 11, p. 8.

⁸ Makovskii 1910, N. 11, p. 22.

⁹ Elena Jakimovich: 10 pictures which were misunderstood, <https://arzasmas.academy/materials/1651> (1.12.2018).

simple image of a mysterious unknown woman, probably an aristocrat, made by one of the Wanderers and was therefore totally acceptable.

In his article in the editorial of *Apollo*, »The Exhibition of Female Portraits«, Sergey Makowsky¹⁰ talks about an exhibition that showed several female portraits of Valentin Serov and Mikhail Vrubel, who were celebrities at the time, and emerging artists such as Zinaida Serebriakova and Nikolai Ulyanov. The reaction to that exhibition was overwhelmingly negative, because in these portraits the public did not recognize women, who they saw as mothers, female workers and university students. This exhibition was perceived by the Russian public as a show of »perverse women« and criticized for that. This negative reaction was unpalatable for artists, because they associated themselves with the world of Titian and Raphael, where naked bodies were celebrated as an embodiment of beauty and godliness.¹¹

As mentioned above, Russian society at the turn of the century forced women into challenging positions, effectively trapping them between contradictory discourses. On the one hand, the legal, political, and economic spheres were opening up and women were obtaining more civil rights. On the other hand, they were still largely perceived as objects of desire until the time came for them to be married off and become mothers. In the art world, this meant that certain women were able to become artists, but were also expected to serve as beautiful muses and passively resting nudes.

In the self-portraits that were made in the 19th century, women artists usually put themselves in the same devoted heroic positions as male artists, following the unspoken canon of the painter's self-representation. The earliest self-portraits made by women represent them in the working environment. In Katerina Dolgorukaya's *Self-Portrait* from the 1810s, she is sitting by an easel with a maulstick and a brush, finishing a portrait of her own mother.¹² Katerina Chikhacheva's *Self-Portrait* from 1812 is a close-up with her looking at the viewer while holding her brush and her palette.¹³ Another case in point is Sofia Sukhovo-Kobilina's *Self-Portrait* from 1847.

¹⁰ Sergeĭ Makovskii and baron Vrangeli: Apollon, Saint-Petersburg 1910, N. 2, p. 5.

¹¹ Makovskii 1910, N. 2, p. 8.

¹² Lidia Iovleva (ed.): *Iskusstvo zhenskogo roda: Zhenshchiny-khudozhnitsy v Rossii XV-XX vekov*, Moscow 2002, p. 71.

¹³ Iovleva 2002, p. 73.

It is clear that she wanted to be seen as a professional painter, but she also wanted to be recognized as a beautiful and an adventurous woman. Sukhovo-Kobilina portrayed herself in a dark working dress with her hair combed – a skilled and tidy professional. There is visible pride and perhaps even conceit in her painting. She is not just standing in a dark dress with her palette, she is in the middle of active and apparently highly productive work. She is using different maulsticks, a landscape painting that is almost finished stands on her easel, and seven other landscapes appear in the background. Sukhovo-Kobilina establishes herself as a hardworking and a very fruitful artist.

In the 18th and 19th centuries, self-portraits were often used as the equivalent to a business card or a personal website in our days.¹⁴ Here the artist could demonstrate her skills, as well as pique others' interest in her art. Sofia Sukhovo-Kobilina's portrayal advertises herself as a successful woman artist. In her known works, she almost never portrayed other women or men, but her own achievements in the field of landscape painting were clearly important to her and she ventured to present herself as a professional.

Elizaveta Kruglikova or Anna Ostroumova-Lebedeva tended to depict themselves strictly as professionals and not as models. One of Elizaveta Kruglikova's self-portraits is *Printing an Etching* from 1915, where she shows the process of printmaking. In this silhouette, Kruglikova is wearing rubber gloves and her work outfit. She is focused and immersed in her work. She is surrounded by her tools and liquids and, in the background, we can see a printing press, although she also has a white lily in her studio. In another silhouette, *Self-Portrait* from 1934, she is dressed as a dandy. Fashion was definitely important to her and in her oil painting *Self-Portrait* in 1910, she establishes herself as a confident woman, dressed in a precise way, with a high white collar, covering her neck and wearing an elegant hat.

Ostroumova-Lebedeva, for her part, strongly positioned herself as a professional woman. In a group portrait, *A Statement of the Model in the Studio of Ilya Repin* in 1899, she is busy with her palette. In the *Portrait of Anna Ostroumova-Lebedeva* from 1896 by Filipp Malyavin, she is standing with her palette, wearing glasses and yet holding a monocle — throughout her life, she had serious problems with her vision. However, Konstantin Somov and Boris Kustodiev depicted her without any profes-

¹⁴ Frances Borzello: *Seeing Ourselves: Women's Self-Portraits*, London 1998, p. 51, 52.

sional attributes in *A Portrait of Ostroumova-Lebedeva* in 1901 and in *A Group Portrait of Members the World of Art* in 1920. Yet in both portraits she is looking directly at the viewer. In her *Self-Portrait* in 1940, she presented herself as an old woman, sitting in her studio and working, holding watercolors and brushes.

Similarly, Marianne Werefkin did not position herself as a feminine artist. She does not at all look womanly in her painting *Self-Portrait in a Sailor Blouse* from 1893. In it, Werefkin rises above the viewer, holding paintbrushes and wearing a male outfit. It is difficult to tell whether we are looking at a young woman or a young man. Another self-portrait artist that presented herself in this professional style was Teresa Ries. Ries was a painter and sculptor of Russian origin, who studied at the Moscow School of Painting, Sculpture, and Architecture, from which she was excluded after a conflict with a male teacher.¹⁵ She subsequently studied and worked in Vienna.¹⁶ In addition to the artists already mentioned, Maria Bashkirtseff created her final and most famous self-portrait in France in 1880 (four years before her death), clearly highlighting her professionalism, with her palette facing the audience.¹⁷

Dolgorukaya, Chikhacheva, Sukhovo-Kobilina, Kruglikova, Ostroumova-Lebedeva, Werefkin, Ries, and Bashkirtseff were painting themselves in a professional environment. They had no interest in displaying themselves as models or muses and clearly saw themselves primarily as artists who were not inferior to male artists in any capacity. Sometimes they presented themselves more feminine, sometimes androgynous or even masculine – regardless of their gender performance, their self-representation centered on their roles as artists in the professional community. This separated them from other women artists who never appeared in their self-portraits as professionals and saw themselves and other women principally as models, as objects for painting.

Olga Della-Vos-Kardovskaya,¹⁸ a Russian artist from modern-day Ukraine, painted herself in 1917 sitting in a beautiful pose and looking at the horizon. Behind her we can see a dramatically colored sky. Her dress is violet and blue and so is the sky, covered with layers of clouds of the

¹⁵ Julie Johnson: *The Memory Factory: The Forgotten Women Artists of Vienna 1900*, West Lafayette 2012, p. 205.

¹⁶ Johnson 2012, p. 203.

¹⁷ Marsha Meskimmon: *The Art of Reflection: Women Artists' Self-Portraiture in the Twentieth Century*, London 1996.

¹⁸ Iovleva 2002, p. 124, 125.

same color palette.¹⁹ This portrait shows Della-Vos-Kardovskaya not necessary as an artist, but more like an interesting sitter for the portrait.

The same strategy is visible in the art of Tamara de Lempicka, a cosmopolitan artist, who was born in Warsaw (part of the Russian Empire at the time), lived in Moscow and St. Petersburg, moved to Europe, and then later lived in the United States of America and Mexico.²⁰ She represented herself as a beautiful and emancipated woman. However, her emancipation does not stem from being a professional painter, but from being a modern woman. In her famous *Self-Portrait* from 1929, she depicts herself driving a car, with a scarf forming her silhouette, stressing her figure and hair.

Seeing a woman's body as an ideal object for art by women artists sometimes took another turn when they painted their daughters. Many women painters, who were locked in the privacy of their homes, used their children as models. But in the beginning of the 20th century European art took a turn that allowed women artists to begin exploring not only idyllic motherhood, but also adolescent sexuality. Tamara de Lempicka for example often painted her daughter Kizette, who was born in 1916: *Kizette in Pink* in 1926, *Kizette on the Balcony* in 1927, and *Portrait of Miss Poum Rachou* in 1933. In all of these portraits she stresses the emerging womanhood of the teenage girl.

Various male artists, who at the same time were also exploring the border between female childhood and adulthood, painted teenage girls as fully grown women. Edvard Munch painted *Puberty* in 1894-1895;²¹ Degas painted his young ballet dancers; and Balthus, the most known, scandalous, and even banned in 2013 by the Museum Folkwang in Essen

¹⁹ Olga Della-Vos-Kardovskaya was a landscape and portrait painter and when she painted *A Portrait of Anna Akhmatova* in 1914, she was drawing in the same manner. In the painting, Akhmatova, a famous poet, is depicted with a book in her hand and an extravagantly folded piece of fabric on her left shoulder. Her profile makes her look like an antique hero on a medal or engraving. Interestingly, this is the only well-known portrait of Akhmatova with a book, stressing that she is a poet. Amedeo Modigliani painted her naked in 1911 and stripped her not only of her clothes, but also of her poetic identity. In another famous painting of her by Nathan Altman, *Anna Akhmatova* from 1914, she is just sitting in a chair revealing her cleavage, though the angle is similar to Della-Vos-Kardovskaya's portrait, because of peculiar profile of Anna Akhmatova. Other artists such as Petrov-Vodkin, Bruny, or Tirka focused only on portraying Akhmatova's face.

²⁰ Delia Gaze (ed.): *Dictionary of Women Artists*, London 1997, part 2, p. 839-841.

²¹ Frances Borzello: *The Naked Nude*, London 2012, p. 60.

(Germany), painted young women as sexualized human beings.²² That sort of perception of female children culminated in 1955 in the character from Vladimir Nabokov's *Lolita* Humbert Humbert.²³

It seems that the experience of mothering children of a different gender occasionally affected the woman artist's perception of a young girl's transition. Elena Luksch-Makowsky, who was born in Russia and then immigrated to Europe, had three sons of her own and depicted them in multiple forms in painting and sculpture. In her famous work, *A Self-Portrait with My Son Peter* in 1901, she painted herself as the Virgin Mary holding her son Peter as the newborn Christ.²⁴ In the sculpture *Fate of a Woman (Frauensicksal)* in 1911, a draped woman is sitting on a pedestal and three children are hiding near her feet. When Luksch-Makowsky started to work with the theme of female transition from childhood to adulthood, she was acquainted with the boys' side as a mother. In her notable painting *Adolescentia* from 1903, which depicts a girl's transition to adulthood and compares it to spring, we can see numerous boys standing in the background of the picture. Thus, the female character of *Adolescentia* is not alone – displayed in front of a (presumably) male spectator – on the contrary, she is surrounded by boys who are going through the same transition.

For artists like Maria Jakunchikova or Elena Polenova girlhood was also a meaningful topic. But they never inscribed it with any erotic dimension. Rather, these artists constructed girlhood as a magical age, where one is close to nature, its beasts and spirits. To summarize the tropes of seeing and representing women that emerged before avant-garde, I want to highlight the case of Zinaida Serebriakova, an extremely prolific artist who never participated in any formal artistic training. She painted at her estate and showed her paintings to relatives.²⁵ Nevertheless, or perhaps due to these circumstances, Serebriakova seems to unite all possible tendencies and themes of women artists before avant-garde.

²² See, for example: <https://hyperallergic.com/107509/balthus-exhibition-canceled-amid-accusations-of-pedophilia/> (2.6.2014) or www.huffingtonpost.com/2014/02/07/german-museum-cancels-bal_n_4746092.html (2.7.2014)

²³ Nabokov himself was not able to publish *Lolita* in the Soviet Union or in the United States, where he lived at the time. His first publisher was a French publishing house *Olympia Press*.

²⁴ Isabel Wünsche (ed.), Tanja Malycheva (ed.): Marianne Werefkin and the women artists in her circle, Leiden 2017, p. 180; For more: Athina Hélène Chadzis: *Die Malerin und Bildhauerin Elena Luksch-Makowsky*, Hamburg 2000.

²⁵ Alla Rusakova: *Zinaida Serebriakova*, Moscow 2011, p. 28.

In Serebriakova's self-portraits, we can see her development from perceiving herself only as a model to depicting herself as a painter. Her most famous self-portrait is *At the Dressing Table* from 1909 and it stands in line with her early self-portraits. In the beginning of her artistic career, she painted herself constantly: *Self-Portrait* in 1900, *Self-Portrait (Pregnancy)* in 1906, *Self-Portrait in a Black Dress with a White Collar* in 1907, *Self-Portrait in Lilac Blouse* in 1907, *Self-Portrait* in the 1910s, *Self-Portrait as Piero* in 1911, *The Girl with a Candle* in 1911, *Self-Portrait in a Scarf* in 1911, and so on. In all of these paintings, she portrays herself as a young lively woman, who is usually looking directly at the spectator.

As a woman and as an artist she played with the male perception of a woman as a narcissist exhibitionist subject, who likes to be looked at while sleeping or bathing.²⁶ In her self-portrait, although Serebriakova chose not to show herself naked, one of the straps on her nightshirt is lowered.²⁷ She is looking in the mirror,²⁸ the borders of which are borders of the picture itself. The only object that exists in reality and in the reflection at the same time is the candle in the foreground. The artist herself exists only in the mirror, with no connection to the real world.²⁹ When she painted dressed women, they are usually looking at the spectator and returning the gaze, while her nudes are (with very few exceptions) always turned away, lowering their gaze, or asleep. Their objectified, sleepy position stresses their belonging to the world of things that exist to be looked at and their absence from the world of active subjects.

There is a known, yet often overlooked, distinction between the *naked* and the *nude* — nudity used for artistic purposes is meant to transform a naked human being into a sublime idea and sign.³⁰ The nude is

²⁶ For more, see: Meskimmon 1996.

²⁷ Her other nude work, *Bather* from 1911, looks like a naked self-portrait, but art historians claim that she was not portraying herself in this picture. It was supposedly her sister. Mikhail Tkach: *Enciclopedia Peyzaga*, Moscow 2002, p. 307, 308.

²⁸ The role of the mirror was stressed by Simone de Beauvoir: »But all her life the woman is to find the magic of her mirror a tremendous help in her effort to project herself and then attain self-identification ... [A] woman, knowing and making herself object, believes she really sees herself in the glass.« In: Meskimmon 1996, p. 5.

²⁹ Her other work with a mirror from the same period, *Self-Portrait with a Mirror* in 1910, shows her in a much more serious manner, more focused on her reflection and only slightly looking at the spectator from a tiny mirror that she is holding in her hand. But this work is only a sketch and the artist never developed it into an oil painting.

³⁰ For more: Borzello 2012.

usually attributed to art of the antiquity, where all naked bodies were presented as allegories and were never personified people, but rather some divine, pure bodies. However, feminist art critics have challenged this unproblematic approach to the depiction of naked women and girls in painting by pointing out that the protection of any type of nudity in art is often motivated by large institutions³¹ and I share this view.

I therefore see Zinaida Serebriakova's nudes – which are broadly normalized in Russia through the Neo-Classical tradition or in comparison to Alexey Venetsianov – as problematic and even some of them as highly unethical. The artist's attitude to her younger self and to her anonymous female models and also to her daughters is highly disturbing from a modern feminist standpoint. It is clear from Serebriakova's memoirs and letters that she was trying her best to produce something that she would be able to sell. And nudes were in demand.³²

She had two daughters and painted herself with them in the picture *Self-portrait with Daughters* from 1921. This demonstrated her identification with girls and not with boys, because even though she had two sons, they were not represented in the picture. Furthermore, her daughter, Ekaterina, who spent her whole life living with the artist, often appears in Zinaida Serebriakova's paintings.

At first, Serebriakova painted Ekaterina standing or lying with her eyes open, for example in *Katyusha* from 1920 or *Nude Girl* from 1920, then as a part of a still life scene, *Katya and Still Life* in 1923, and later as a child-model, naked and asleep. After the painting *The Sleeping Girl (in Red)* from 1923 sold for a large amount of money at the American exhibition in 1923,³³ Zinaida continued to paint her daughter in her adolescence – *The Sleeping Girl in Blue (Katyusha on a Blanket)* from 1923

³¹ »After Edward Said, feminist critics suggest that we ask ourselves following questions: Who writes? For whom is the writing being done? In what circumstances? and add a question What kind of writing is it?« »... it is also clear, that the sexualized metaphorization of the female nude within art criticism has systematically reinforced the attitudes towards the female body and aesthetics that dominate patriarchy.« In: Lynda Nead: *The Female Nude: Art, Obscenity and Sexuality*, London 1992, p. 55 and 59.

³² For more detail see: Alla Rusakova: *Zinaida Serebriakova*, Moscow 2011; Nazdeza Tregub: *Zinaida Serebriakova: problema individualnogo stilia*, dissertation 2004; *The State Tretyakov Gallery: Catalog k vremennoy vystavke: Zinaida Serebriakova*, Moscow 2017.

³³ Serebriakova sent her paintings to be exhibited in the USA in 1923, but she was only able to sell *The Sleeping Girl* and one still life for five hundred dollars (approximately one million rubles). In: Rusakova, Moscow 2011, p. 53.

and *Sleeping Katya* from 1928.³⁴ Of course, it is almost impossible to get informed consent from a ten- or twelve-year-old child, especially when their parents are involved.³⁵

Zinaida Serebriakova never painted her sons or other men in the same manner, even though it was more common at Russian drawing schools to depict heroic male nudity. After all, she never received proper art training within Russian institutions and, in the 1920s, was trying to survive by selling her paintings in France. The demand for nudity in Europe at that time can explain Serebriakova's excessive production of female nudes that were stripped of their subjectivity, including her highly unethical exploitation of women during her Moroccan trips (sponsored by the Belgian baron Jean de Brouwer) – women who, according to her memoirs, and not unlike Russian peasant women who refused to pose naked for her, did not want to pose naked.³⁶ Perhaps this was due to cultural perceptions of nudity,³⁷ but in the end, they were too poor to refuse the money Serebriakova offered. As a result, she was able to paint multiple images with naked, exoticized women.

Over time, Serebriakova began to portray women as more than simply objects and even as active subjects. Notably, in 1945, when she again produced a picture of her sleeping daughter, Ekaterina was dressed. Furthermore, Serebriakova began to change her self-representation in the late 1920s, when she started aging and was no longer able to demonstrate herself as a seductive young woman. She strongly connected youth and physical perfection with beauty. Accordingly, it was when she lost her own youth, that she for the first time saw herself as a professional.

As we have seen, around the turn of the century, women artists were forced into precarious circumstances as professionals. Female self-portraits and women artists' use of nudes were meaningful, as well as political, choices that women artists had to make throughout their careers. And these choices were neither easy nor inconsequential, because wo-

³⁴ These pictures are still expensive and find their buyers. *Sleeping Girl* was sold at Sotheby's for 6 million Dollars in 2015. <https://kp.ua/life/502277-dochka-ukraynskoi-khudozhnytsy-pobyla-rekordy-Sothebys>.

³⁵ For a more contemporary example, Brook Shields famously posed naked for *Playboy* she was ten years old with the support and encouragement of her mother. However, as a grown-up actress, Shields wanted to withdraw her naked childhood images from public access.

³⁶ Rusakova 2011, p. 103.

³⁷ Similar to Russian peasant women, who refused to pose naked for her.

men artists were largely still not accepted by the greater art world. The case of Zinaida Serebriakova demonstrates these challenges and how women artists were caught in a complex web of competing discourses over their place in society and art.

In 1886, Anton Chekhov published his short story *Anuta*. In this story, the main character is a poor woman who serves as an anatomy model for a male medical student, who studies her bones. At the same time, she poses as nude for a male artist. Anuta cleans both of their rooms and lives with the medical student as his mistress. Chekhov's story was published during a period when a number of women were entering both the medical field and the artistic field as professionals. It was no longer necessary for a medical student or an artist to be exclusively male. Nevertheless, Chekhov chose to represent Anuta as an object of these fields, rather than the potential subject.

Right up until the futurist and avant-garde movements, when the role of the model was completely dismantled, art in Russia continued to pigeonhole women into traditional gender roles.

Matthias Sterba

Framing Utopia

Utopien in zeitgenössischen Theaterpraktiken

In den letzten zwei Dekaden gab es insbesondere in postdramatischen Theaterarbeiten viele Versuche, die politische Dimension des Theaters im Kontext der Theaterpraxis selbst auszustellen.¹ In diesem Zuge wurde auch gefragt, welche Utopien das Theater noch bereit hält oder welche Utopien sich mit Theater verbinden.² Diese Diskurse erklären sich nicht nur, weil die Auseinandersetzung mit Utopien vor einem völlig veränderten historischen Vorzeichen vollzogen wird, sondern auch, weil sich die künstlerischen Praktiken vor dem Hintergrund des Aufkommens neuer Medien selbst gewandelt haben. In diesem Beitrag möchte ich solche künstlerischen Strategien und Praktiken im zeitgenössischen Theater anhand der Arbeit des Künstlerkollektivs *Gob Squad*³ nachgehen. Insbesondere in der Inszenierung an der Volksbühne Berlin unter dem Titel »Revolution Now«⁴ arbeiten *Gob Squad* mit spezifischen künstlerischen Strategien, die Utopien im Kontext ihrer medialen Präsentation aufgreifen. Sie richten ihre Aufmerksamkeit auf die Inszenierung revolutionärer Hoffnungen und machen das Unabgeoltene dieser Utopie zum Material ihrer Stückentwicklung. Ernst Bloch versteht das Unabgeoltene der Utopie als das Fortwirken einer Tradition, die bereits zum Zeitpunkt ihres Aufkommens eine Beziehung zu einer möglichen Zukunft bereithält.⁵ Unter dieser Maßgabe sind für Bloch Utopien latent gegenwärtige Archetypen von menschlichen Hoffnungen und Wünschen, die historisch je unterschiedlich in Erscheinung treten.⁶ Sie sind latent gegenwärtig, da sie unzeitgemäß, etwa als historisch überholt geglaubte Mentalitäten wieder erscheinen können. Solche »konkreten Utopien«⁷ bezeich-

¹ Jan Deck (Hrsg.): Politisch Theater machen. Neue Artikulationsformen des Politischen in den darstellenden Künsten, Bielefeld 2011.

² Theater heute: Reale Utopien. Jahrbuch 2014, Berlin 2014.

³ *Gob Squad* ist ein in Berlin ansässiges Künstler*innenkollektiv. Kern der Gruppe sind die Performance-Künstler*innen Johanna Freiburg, Sean Patten, Sharon Smith, Berit Stumpf, Sarah Thom, Bastian Trost und Simon Will.

⁴ Die Inszenierung war eine Koproduktion von *Gob Squad* mit der Volksbühne Berlin aus dem Jahr 2011.

⁵ Ernst Bloch: Tendenz – Latenz – Utopie, Frankfurt am Main 1978, S. 293-294.

⁶ Ernst Bloch: Das Prinzip Hoffnung, Frankfurt am Main 1985, S. 186.

⁷ Bloch 1985, S. 226.

nen Wunschbilder, Intentionen, aber auch Träume oder ein Begehren und werden bei *Gob Squad* häufig zum Material ihrer Stückentwicklung, worin sie unabgeoltene Wunschbilder der Moderne durcharbeiten.

Utopien in der Banalität des Alltags

Gob Squad ist ein deutsch-britisches Performance-Kollektiv, das inzwischen seit über zwanzig Jahren Theaterarbeiten an der Schnittstelle zur *Live Art* entwickelt: »We try and explore the point where theatre meets art, media and real life. As well as theatres and galleries, we place our work at the heart of urban life – in houses, shops, underground stations, car parks, hotels or directly on the street. Everyday life and magic, banality and utopia, reality and entertainment are all set on a collision course and the audience are often asked to step beyond their traditional role as passive spectators and bear witness to the results.«⁸

Sie erkunden in intermedialen Settings die Beziehungen zwischen Film, Theater und Alltag. Dabei beziehen sie sich in ihren Arbeiten ebenso auf Wünsche, Träume und Hoffnungen im Alltäglichen wie auf utopische Sujets aus der sogenannten Massenkultur beziehungsweise Populärkultur, die sie gerade in der intensiven Verwendung von Kamera- und Projektionstechnik in ihren Arbeiten immer wieder herausfordern.

Ihr luzider Umgang mit der Kamera auf der Bühne verweist nicht nur auf die überbordende Präsenz mediengeprägter Bilderwelten im alltäglichen Bewusstsein, sondern macht dabei auch die Wahrnehmungs- und Darstellungskonventionen des jeweiligen Mediums explizit.⁹

Besonders eindrücklich wird das in der Produktion *Super Night Shot* aus dem Jahr 2003 vorgeführt. Der Abend beginnt damit, dass die Zuschauer*innen die von einem Streifzug durch die Stadt zurückkehrenden Performer*innen mit Applaus begrüßen. Anschließend werden auf vier Leinwänden die zuvor auf den Straßen der Stadt produzierten Videomitschnitte vorgeführt. Die Zuschauer*innen können dann eine Art »Making-Of« der letzten zwei Stunden sehen, in denen vier Performer*innen zu beobachten sind, bei dem Versuch, einen Film zu produzieren. Drei Performer*innen arbeiten daran, das Gelingen des Films abzuschern. Die vierte Person agiert als Held*innenfigur, die sich zur Auf-

⁸ Gob Squad: About Us, www.gobsquad.com/about-us (13.8.2019).

⁹ Benjamin Carter; Nina Tecklenburg: Reality Enchanted, Contact Mediated: A Story of Gob Squad. In: *The Drama Review* 56 (2012), S. 8-33, hier: S. 9.

gabe stellt, die Welt zu retten oder wenigstens einigen Passant*innen auf der Straße zu helfen. Das Ergebnis dieses Selbstversuches sehen die Zuschauer*innen erst im Nachgang durch die Präsentation des Videomaterials im Live-Schnitt, was für sich genommen schon wie eine Metapher auf medial geprägte Sehgewohnheiten verstanden werden kann.

Gob Squad spielen in *Super Night Shot* mit der medialen Überformung von dem, was wir als unsere Wahrnehmung der Realität alltäglich reproduzieren.¹⁰ Die Kamera wird bei ihnen zum Mittel, den alltäglichen Raum zur Guckkastenbühne zu stilisieren. Claudia Georgi bezeichnet diese Technik als »Framing« des Alltags durch die Kamera.¹¹ Darin verortet sie auch die politische Brisanz der Arbeiten *Gob Squads*, denn Medium und Alltag geraten so in ein Spannungsverhältnis: »With this blending of theatre and reality, mediatisation extends the scope of the performance that suddenly seems to engage directly with the politics of everyday life.«¹² Diese Rahmung des Alltags gibt auch den Blick frei auf unabgeholte Utopien zeitgenössischer Popkultur, deren mediale Präsentation in der Inszenierung »Revolution Now« an der Berliner Volksbühne zum Material einer »Live-Revolution« werden.

Die Inszenierung »Revolution Now«

Als ich im März 2017 den Theatersaal der Berliner Volksbühne betrat, um mir die Inszenierung »Revolution Now« von *Gob Squad* anzuschauen, viel sofort auf, dass in den Zuschauer*innenreihen nichts so war, wie gewohnt. Die ersten Stuhlreihen des Auditoriums wurden entfernt und stattdessen fanden die Gäste übergroße Sitzkissen vor, die mehr zum entspannten Hinlegen, denn zum konzentrierten Dasitzen einluden. Die ersten vier Reihen waren zudem mit sechzehn E-Gitarren ausgestattet, jeweils mit kleinen Verstärkern, die eine Interaktion mit dem Publikum bereits ankündigten.

Im Schauraum der Bühne stand ein langer Tisch mit Stühlen, übersät mit Kameras, Kabel-Equipment, Instrumenten, kleineren Requisiten und Monitoren. Abseits des Tisches am Rand wurden weiße Stellwände

¹⁰ Patrick Primavesi: Gegenkultur im Poptheater? *Gob Squads Kitchen*. In: Hans-Thies Lehmann (Hg.): *Populärkultur im Gegenwartstheater*, Berlin 2012, S. 35-53, hier: S. 46.

¹¹ Claudia Georgi: *Gob Squad's Act of Rebellion*, in: *Journal of Contemporary Drama in English 2* (2014), hier: S. 39.

¹² Georgi (2014), S. 39.

postiert, die einen für die Zuschauer*innen nicht einsehbaren Bereich bildeten. Über die Bühne wurden meterlange Leinwände gehängt, die zwei Projektionsflächen bildeten.

»Revolution Now« beginnt mit einer Live-Übertragung auf der rechten Projektionswand, worauf fünf Performer*innen zu sehen sind, wie sie sich beim Auftritt gegenseitig filmen. Auf ihren Weg in den Theatersaal, den wir auf der Projektionsfläche verfolgen können, singen sie abwechselnd mit Gitarrenbegleitung Strophen von Bob Dylans »The times are a changing«. Nachdem sie den Theatersaal betreten haben, fordern sie das Publikum auf, eine Revolution zu erproben. Denn an diesem Abend soll in einem interaktiven Austausch mit dem Publikum vor allem vor der Kamera revoltiert werden.

Der erste Teil der Inszenierung besteht darin, dass die Performer*innen von *Gob Squad* gemeinsam mit dem Publikum vor der Kamera posieren, um die dabei produzierten Bilder via Live-Übertragung auf den Theatervorplatz zu senden. Auf der linken Projektionsfläche ist ein kleiner Fernsehkasten auf dem Theatervorplatz zu sehen, der wiederum einen Blick auf das Geschehen in der Volksbühne erlaubt. *Gob Squad* entwickelt nun »strong Images«, wie es Performerin Sharon Smith ausdrückt, mit Personen aus dem Publikum, um diese Tableaus auf den kleinen Guckkasten vor die Volksbühne zu übertragen. In solchen Tableaus, das heißt in ikonischen Konstellationen von Figuren in einer gestischen Pose, die durch das Kamerabild nochmal verstärkt wird, versucht *Gob Squad* mit Hilfe des Publikums in einer medialen Selbstinszenierung als Revoluzzer die Aufmerksamkeit vorbeilaufender Passant*innen zu gewinnen.

Vor diesem szenischen Aufbau stellt *Gob Squad* die Frage, ob die Revolution nicht immer auch eine durch das Medium geprägte Hoffnung darstellt. Die einzelnen Tableaus zeigen Revoluzzer-Posen aus der Popkultur sowie Bildmotive aus der Kunstgeschichte, wie etwa Eugen Delacroixs Gemälde »Die Freiheit führt das Volk«.

Diese und andere, auf den ersten Blick, ironische Bezugnahmen auf die Ikonographie revolutionärer Bewegungen hat dem Stück oft die Kritik entgegengebracht, im politischen Zynismus zu schwelgen oder auf der Ebene einer Parodie politischer Attitüden zu verbleiben. Auch in grundsätzlich positiven Besprechungen wird der Stil der Performance als gelungene Farce zwar gelobt,¹³ aber der Mix aus polemischen Revolutionsgesten, überspitzten Geschichtsreferenzen und pathetischen

¹³ Christian Rakow: Casting für den Ein-Frau-Aufstand, <https://tinyurl.com/yxd7lyr4> (12.5.2019).

Emotionen als albern und in Bezug auf einen etwaigen utopischen Horizont als zynische Distanzierung interpretiert.¹⁴

Da *Gob Squad* mit Klischees eines Medienspektakels spielt, gespickt mit einer Symbolik aus 60 Jahren Revolutions-Kitsch, kann sich dieser Eindruck schnell verfestigen. Wenn gegen Ende des Abends die Performer*innen sogar vor das Theaterhaus ziehen, um einzelne Passant*innen für ihre Bühnen-Revolution zu agitieren, indem sie sie auffordern, als »das Volk« zur laufenden Aufführung aufzutreten, dann wird dabei eine Geste des Scheiterns ausgestellt, die die Bühnenrevolution ins Lächerliche rückt. Allerdings sind es gerade die Gesten des Scheiterns, die das Unabgeholte einer Hoffnung verdeutlichen. Denn wo *Gob Squad* sich in »Revolution Now« einem Experiment aussetzt, schaffen die Performer*innen eine situative Spannung, die die Möglichkeit zu scheitern immer präsent hält. Wenn sie etwa gegen Ende des Stückes es schaffen, einen Passanten auf der Straße zu finden, der bereit ist, vor dem versammelten Publikum auf der Bühne fahnenschwenkend »das Volk« zu repräsentieren, zeigt sich im frenetischen Applaus des Publikums einerseits die Begeisterung über das Gelingen dieses Selbstversuchs und andererseits das Bewusstsein der Albernheit des Ganzen, das durch tagtägliche Performances ähnlicher Art von »Wetten, dass...« bis »Verstehen Sie Spaß?« im Fernsehen seit Jahrzehnten eingeübt wurde.

Im Folgenden werde ich der Frage nachgehen, wie *Gob Squad* in diesem Aufgreifen szenischer Praktiken aus der Populärkultur, unabgeholte Hoffnungen im zeitgenössischen Kontext auslotet.

Unabgeholte Utopien der Pop-Kultur

In »Revolution Now« zitiert *Gob Squad* durchgängig Sujets aus der Popkultur. Das einleitende Cover des berühmten Protestsongs »Times are a Changing« von Bob Dylan bildet den Anfang einer ganzen Reihe von Zitaten und Zeichen, die Bezug nehmen auf die Popkultur. Der Höhepunkt dieser Bildsprache wird gegen Ende des Abends durch ein Tableau erreicht, das eine Rockband aus einem Performer und zwanzig Zuschauer*innen ausgerüstet mit E-Gitarren zeigt, die als Videoaufnahme zeitgleich auf den Theatervorplatz gesendet werden.

¹⁴ Christine Wahl: Verstehen Sie Revolution?, <https://tinyurl.com/y4nutode> (12.5.2019).

Ähnliches zitiert der Vorgang auch gleich zu Beginn, wenn der Performer Sean Pattern die Hände zur Faust ballt und eine wütende Grimasse für die Kamera aufsetzt, um als »Posterboy« für die Revolution vorgestellt zu werden. Detlef Siegfried weist auf diese besondere Symbolkraft popkultureller Codes in seiner Studie zu bundesrepublikanischen Jugendkulturgeschichte hin: »Rockmusik bildete [in den 1960er Jahren – M.S.] einen kulturellen Hintergrund, über den sich große Massen Jugendlicher symbolisch mit einem politischen Umbruch synchronisieren konnten, der links kodiert war. Sie wurde in der Bundesrepublik stärker als in anderen westeuropäischen Ländern als politisches Medium betrachtet, das zur Gesellschaftsveränderung beitragen konnte.«¹⁵

Insbesondere die Verbreitung von Pop-Musik und die damit einhergehenden subkulturellen Codes lösten im gesellschaftlichen Klima der 1960er Jahre rege Debatten aus. Im Rückblick lässt sich Rockmusik als Ausdruck jenes Modernisierungsprozesses verstehen, den Eric Hobsbawm als »Revolution der Verhaltensweisen und Gewohnheiten«¹⁶ bezeichnete. Denn Rockmusik konnte in den 1960er Jahren revolutionär und subversiv wirken, wo »der assoziative Verbund von Popsong, »wilder Mähne« und »ekstatischen Schrei« [...] als Ensemble der Devianz wider die etablierte Kultur«¹⁷ wahrgenommen wurde.

Aus diesem Wertewandel, der sich in den USA bereits Anfang der 1960er Jahre abzeichnete, hat insbesondere der Soziologe Daniel Bell ein utopisches Potenzial konstatiert und weitreichende Folgen für die Entwicklung des modernen Industriekapitalismus prognostiziert.¹⁸ Empirisch bezog sich Bell auf die kulturellen Umbrüche im Zuge der weltweiten Studentenproteste Ende der 1960er Jahre, aus denen er schloss, dass die in dem Milieu praktizierte hedonistische Alltagshaltung zunehmend in Opposition zu den ökonomischen Funktionserfordernissen eines modernen Industriekapitalismus träte. Werte wie Kreativität und Sinnlichkeit entsteigen, so Bell, zunehmend aus den Nischen der subkulturellen oder auch künstlerischen Avantgarden und werden sukzessive

¹⁵ Siegfried, Detlef: *Time is on my side. Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre*, Göttingen 2008, S. 748.

¹⁶ Zitiert nach Lorenz Durer: *Born to be wild: Rockmusik und Protestkultur in den 1960er Jahren*. In: Martin Klimke, Joachim Scharloth (Hrsg.): *1968 – Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung*, Stuttgart 2007, S. 161-173, hier: S. 161.

¹⁷ Durer (2007), S. 163.

¹⁸ Daniel Bell: *Die Zukunft der westlichen Welt. Kultur und Technologie im Widerstreit*, Frankfurt am Main 1979.

Teil der Mehrheitsgesellschaft. Die neuen hedonistischen Werte unterminieren in zunehmenden Maßen die Ausbildung erforderlicher Arbeits-tugenden, die zur Aufrechterhaltung des Kapitalismus unabdingbar sind.

In zeitgenössischer Hinsicht – aber sicherlich auch im Rückblick auf die letzten vierzig Jahre – lässt sich diese These nur schwerlich aufrecht-erhalten. Freilich ist durchaus ein gestiegener Anspruch auf einen experi-mentellen Umgang mit dem eigenen Selbst festzustellen, man denke etwa an die Liberalisierung von Familienformen oder Freundschafts-beziehungen.¹⁹ Dieser Wandel der Lebensformen wird häufig auch als Folge von Individualisierungsprozessen diskutiert.²⁰ Ebenso lässt sich in Hinblick auf die gestiegene Anzahl von Freizeitangeboten eine zuneh-mende Bedeutung der individuellen Selbstentfaltung ablesen. Axel Hon-neth sieht etwa in den mitunter aufwendigen Freizeitaktivitäten ein Indiz dafür, dass hier die Konturen des eigenen Selbst profiliert werden und Freizeit weniger zur Entlastung vom Arbeitsalltag dient, zumindest nicht mehr in dem Maße wie noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.²¹

Entgegen Bells optimistischer Prognose hat allerdings ein hedonisti-scher Charakter individueller Selbstverwirklichung vermutlich weniger zur Beeinträchtigung kapitalistischer Produktivität geführt. Stattdessen wurde Selbstverwirklichung im Zuge der allgemeinen Umwandlung der Gesellschaft zu einer Dienstleistungsindustrie eher zu einer wichtigen Ressource, worauf etwa Ève Chiapello und Luc Boltanski hinwiesen.²²

Angesichts eines »neuen Geist[s] des Kapitalismus« scheint es so, dass die gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen einer zunehmenden Fo-kussierung auf Selbstverwirklichung nicht den Erfordernissen einer ka-pitalistischen Moderne entgegenstanden, sondern eher neue Impulse setzten im Rahmen einer allgemeinen Transformation des Industrieka-pitalismus hin zu einer gestiegenen Bedeutung von Netzwerken.²³ Frei-lich nicht in dem Sinne, dass die Veränderungsprozesse, die damit aus-gedrückt sind, als Resultat eines Epochenwandels empirisch zu erfassen wären. Jedoch lässt sich insgesamt ein Panorama von Veränderungsvor-gängen im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts ausmachen, in denen der

¹⁹ Eine Zusammenfassung der Studien findet sich bei Axel Honneth: *Das Recht der Freiheit. Grundriss einer demokratischen Sittlichkeit*, 2013, S. 237ff.

²⁰ Axel Honneth: *Organisierte Selbstverwirklichung. Paradoxien der Individualisierung*. In: Christoph Menke; Juliane Rebentisch (Hrsg.): *Kreation und Depression. Freiheit im gegenwärtigen Kapitalismus*, 2012, S. 63-80.

²¹ Honneth (2012).

²² Luc Boltanski; Ève Chiapello: *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz 2006.

²³ Boltanski; Chiapello (2006), S. 205-208.

Anspruch auf Selbstverwirklichung sich sogar in einen strukturellen Imperativ gewandelt hat. Denn flexible Arbeitsbiographien und eine wandlungsfähige Subjektivität sind inzwischen zur Bedingung der Möglichkeit für gesellschaftlichen beziehungsweise beruflichen Aufstieg geworden.²⁴

Längst also sind die subversiven Gesten von Pop- und Protestkultur eher zu sinnentleerten Stilidealen der Werbeindustrien degeneriert und sicher kein Vehikel einer Kulturrevolution mehr. Die Instrumentalisierung von Selbstverwirklichungsansprüchen ist im medialen Alltag zur Normalität geworden. Allerdings bleiben auch dann die unabgeholten Ideale eines hedonistisch kreativen Selbstentwurfs zumindest unterschwellig lebendig.

Wo *Gob Squad* die Revolution als ein mediales Spektakel inszeniert, noch dazu als Live-Spektakel, verdeutlicht es die besondere Wirkungsmacht elektronischer Bilder, deren zentrale Präsenz im Alltag spätestens mit dem *Smartphone* kaum noch zu leugnen ist. In *Gob Squads* affirmativer Verwendung von Darstellungsstrategien aus Film, Fernsehen und Werbeindustrie auf der Bühne werden nicht nur dessen Konstruktionsprinzipien ausgestellt, sondern auch auf den Umstand reflektiert, dass unabgeholte Selbstverwirklichungsansprüche im Alltag auch von popkulturellen Angeboten mitorganisiert werden, die gerade angesichts zeitgenössischer Informationstechnologien den Alltag jedes Einzelnen prägen.

Gob Squad demonstriert diese standardisierten Muster von Identitätsangeboten der Popkultur, teils indem die Performer*innen tradierte Posen vor der Kamera aufführen, teils indem sie im Imitieren dieser Bilder die für das Medium typische Zeichenproduktion reproduzieren und damit offen legen. Doch auch abseits der Zitierung popkultureller Zeichen liegt bereits in der Pose selbst ein utopisches Moment, wie Überlegungen zur Popkultur von Diedrich Diederichsen nahelegen. Diederichsen versteht die Pose in der Popkultur als zentrale Einheit ihrer Zeichenproduktion, »weil sie etwas Neues in die Welt setzt, einen neuen Gedanken, ein neues Argument.«²⁵ Als zentrales Zeichenangebot hält die Pose des Popkünstlers die Widersprüchlichkeit und den Eklektizismus der Zeichen zusammen: »Die Pose ist nicht eine einzige konkrete körperliche Haltung, aber eine bestimmte Menge möglicher Haltungen, die für einen Künstler oder eine Gruppe in Frage kommen. Sie

²⁴ Richard Sennett: *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*, Berlin 2009.

²⁵ Dietrich Diederichsen: *Über Pop-Musik*, Köln 2014, S. 138.

ist die Menge an körperlichen Haltungen, die zur Verfügung steht, die anderen Haltungen zu bestätigen, die sich in Texten, Covern, Musik und aufgezeichneter Körperlichkeit äußern.«²⁶

Die gesellschaftliche Bedeutung dieser Einheit liegt für Diederichsen gerade darin, dass die Widersprüchlichkeit des Pops eine Widersprüchlichkeit im Alltag spiegelt, wie sie im Verhältnis zwischen eigenem Selbst und dem erforderlichen Einnehmen funktionaler Rollen in der Gesellschaft in einer Person auftritt. Die gesellschaftliche Funktion von Popkultur sieht Diederichsen gerade darin, dass sie ein gesellschaftliches Angebot darstellt, das Orientierungshilfe bei den alltäglichen Anpassungsanforderungen in posttraditionellen Gesellschaften bietet: »In der Doppeltheit der Pop-Musik-Performance – der erwähnten Spannung zwischen den unerreichbaren Polen Rolle und Identität – ist der Doppelcharakter der alltäglichen Pose Gegenstand. Das alltägliche Verhältnis von Selbst und Rolle in posttraditionellen Gesellschaften. Dabei reicht die Bandbreite von Anpassungs- und Versöhnungsmodellen bis zum konkreten Beistand beim Versuch, im Kampf der käuflichen Lebensstile sich gegen deren Logik zu orientieren – entscheidend ist, dass Pop-Musik deswegen all das sein kann, weil sie nie ausschließt, ernst gemeint zu sein, oder nie ausschließen kann, ernst genommen zu werden.«²⁷

Im Inszenieren der Pose vor der Kamera wird eben diese Ambivalenz von Popkultur ausgestellt. Selbstverwirklichungsansprüche können utopisch sein, vor allem da, wo sie im Zuge ihrer Käuflichkeit moderne Marktverhältnisse eher affirmieren. *Gob Squad* hebt mit Hilfe der Kamera genau dieses Moment hervor, in welchem das Kamerabild als Rahmen für die Pop-Pose dient, die diese utopische Funktion herstellt. Wir sehen auf der Bühne nicht nur die Pose der Performer*innen, sondern immer auch deren spezifische Rahmung auf der Projektionsfläche. In diesem Spannungsverhältnis zwischen Performer*innen und der medialen Projektion, beziehungsweise der Rahmung, zeigt sich die Pose als Zitat gängiger Medienangebote und als Projektionsfläche für die Zuschauer*innen, indem die Posen von *Gob Squad* gängige Identitätsangebote wiedergeben in einer durch Wünsche und Sehnsüchte geprägten medialen Alltagskultur. Diese Spannung zwischen Rolle und Identität zeigt sich auch in einer weiteren künstlerischen Strategie von *Gob Squad*, die sich abseits der konventionellen Formen des bürgerlichen Schauspiels bewegt.

²⁶ Ebd.

²⁷ Ebd., S. 139.

Schauspielen bei *Gob Squad*

»Die Darsteller spielen nicht, sie sind«,²⁸ heißt es in der Selbstdarstellung der Gruppe, in der *Gob Squad* seine Auffassung über das Darstellen zusammenfasst. Denn die Performer*innen von *Gob Squad* agieren auf der Bühne nicht wie Darsteller*innen, die eine fiktive Figur in einem dramatischen Stück wiedergeben. Es handelt sich schon eher um die Wiedergabe eines Aushandlungsprozesses der Performer*innen mit ihrem biographischen Hintergrund.

Ein solcher Aushandlungsprozess zeigt sich etwa in der Mitte von »Revolution Now«. Nachdem auch der letzte Versuch gescheitert ist, Passant*innen vom Bühnenboden aus zur Teilnahme zu bewegen, ruft Sharon Smith die anderen Darsteller*innen auf, die Übertragung zu beenden, um sich zur Beratung zurückzuziehen. Die Performer*innen verlassen daraufhin den Schauraum der Bühne, um sich hinter Stellwänden zurückzuziehen. Einen Einblick in diesen privaten Rückzugsraum wird den Zuschauer*innen über die Live-Kamera ermöglicht. Das Publikum kann also das Geschehen nur noch auf der Leinwand betrachten. Dort sehen wir einzelne Performer*innen in halb-nahen Aufnahmen abgebildet, die an Interviewformate in Doku-Filmen erinnert. Eine elektronisch verzerrte Stimme ist zu hören, die in düsterer Tonlage den Performer*innen Fragen zu ihrer Haltung zur Revolution stellt. Die Stimme spricht die Performer*innen mit ihren Vornamen an, sodass der Eindruck entsteht, ihre Antworten entsprechen persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen aus der eigenen Biographie. Gleichzeitig ist jedoch nicht nur die Stimme der fragenden Person verfremdet, sondern die Interviewten tragen eine je individuelle Strumpf- oder Tiermaske. Auf die Fragen hin, was sie persönlich mit der Revolution verbinden, entstehen Antworten, die in dieser medialen Rahmung die persönlichen Ansichten verfremden.

In der Szene wird erneut die Darstellungsstrategie von *Gob Squad* deutlich, die mediale Rahmung der Monologe durch das Videobild zu verfremden. In der Halbnahen wirken auf diese Weise die persönlichen Kommentare wie Interviews mit Protagonist*innen revolutionärer Bewegungen. Der Bildaufbau verweist auf *History*-Formate im Fernsehen die häufig auf die Inszenierung einer *oral history* setzen, um Authentizität zu suggerieren. *Gob Squad* greift diese Darstellungsweise auf, allerdings

²⁸ Gob Squad: Gob Squad oder die Unmöglichkeit daraus schlau zu werden. Ein Reader, Berlin 2014, S. 57.

verfremdet, auch indem absurde Masken aufgesetzt werden oder indem durch die Verzerrung der Stimmen eine Identifikation erschwert wird.

Darüber hinaus findet sich hier die Darstellung der eigenen Person in der Bezugnahme auf persönliche oder biographische Redeformen und Kommentare. Indem sich die Performer*innen auf der Bühne mit ihren natürlichen Namen ansprechen, werden ihre Erzählungen nicht nur als biographische Erfahrungen gerahmt, sondern auch als Dokument. Vergleichbar mit der in den *Live Arts* gängigen Strategie, sich selbst zum Material des Kunstwerks zu machen, verdeutlichen die Performer*innen von *Gob Squad*, noch während sie eine fiktive Rolle darstellen, dass sie es sind, die gerade spielen. Schauspiel oder Darstellung sind bei *Gob Squad* immer eingebettet in Praktiken der Verfremdung persönlicher Erfahrungen, Meinungen und Neigungen, die als Ausgangspunkt und Material noch im Prozess der Aufführung hergestellt werden und deren Konstruktionsprinzipien dadurch transparent bleiben. Gleichsam bleiben die Performer*innen immer auch die realen Personen, die erst durch die Rahmung der Theaterbühne Anleihen nehmen zur Repräsentation einer Figur wie im bürgerlichen Illusionstheater.²⁹ Durch diese präsent gehaltene Person hinter der Rolle werden sie allerdings nicht zum »Readymade«, also zu einer im Kunstkontext gesetzten Alltagsperson.³⁰ Denn das Spiel von *Gob Squad* entsteht durch Aufgaben, die sich auf der Bühne stellen, was eine weitere zentrale künstlerische Strategie darstellt: »[...] (Selbst)inszenierung wird zum Versuchsaufbau, zum Spiel, dessen Konstruktionsprinzipien offen gelegt werden. Wir begeben uns in unseren Aufbau hinein und werden zum Spielball in unserem eigenen Spiel und eröffnen einen nicht determinierten Darstellungsraum, in dem es darum geht, sich gegenseitig zu verführen und herauszufordern.«³¹

Mithilfe solcher Herausforderungen nehmen die Performer*innen auch Rollen ein, die sich allerdings aus einer festgelegten Funktion im

²⁹ Der Begriff der Rahmung geht auf Ervin Goffmann zurück, der damit zunächst allgemein den Horizont sozialer Situationen bezeichnet, in denen Deutungsmuster entstehen. Für den konventionellen Theaterahmen im Speziellen gilt für Goffmann, dass »die räumlichen Grenzen der Bühne die dargestellte Welt scharf und willkürlich vom übrigen Raume« abgrenzen (vgl. Erving Goffman: Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen, Frankfurt am Main 1980, S. 159).

³⁰ Hajo Kurzenberger: Verfahren und Strategien des politischen Gegenwartstheaters. In: Christine Bähr; Franziska Schößler (Hrsg.): Ökonomie im Theater der Gegenwart. Ästhetik, Produktion, Institution, 2009, S. 245-258, hier: S. 253.

³¹ *Gob Squad* (2010), S. 56.

Kontext einer spezifischen Aufgabe ergeben und nicht aus einem dramatischen Rollenspiel.³² In »Revolution Now« bleibt die Aussicht auf Bewältigung solcher Aufgaben immer kontingent. Schon der Versuch, Passant*innen auf der Straße vor der Volksbühne in den Theatersaal zu locken, indem mit dem Publikum ausdrucksstarke Gesten gesendet werden, macht das deutlich. Die Aufgabe wird nahezu unerreichbar gehalten, sodass ihre Bewältigung ständig zwischen Hoffen und Scheitern oszilliert. Wenn, wie eingangs erwähnt, gegen Ende der Inszenierung *Gob Squad* den Theatersaal verlässt, um auf dem Theatervorplatz Passant*innen für ihre Bühnenrevolution zu mobilisieren, konnte ich während meines Besuchs an einem kalten Märztag in Berlin mehrere gescheiterte Versuche beobachten. Das anfängliche Interesse der Passant*innen reichte oft nicht aus, um sie zu überzeugen, im Theatersaal »das Volk« zu repräsentieren. Umso erstaunlicher war es, dass es *Gob Squad* am Ende des Abends schaffte, jemanden zu finden, der bereit war, nicht nur einen Molotow-Cocktail vor die Volksbühne zu werfen, sondern auch fahnen-schwenkend »das Volk« auf der Bühne zu repräsentieren. *Gob Squad* lässt Anspruch und Wirklichkeit gezielt auseinanderklaffen, sodass sich zwischen Performer*innen und Zuschauer*innen eine Lücke ergibt, die mit Wünschen und Hoffnungen befüllt werden kann.

Utopien und künstlerische Praktiken

Utopien bei *Gob Squad* sind im Blochschen Sinne konkret, insoweit sie individuelle Wünsche und Hoffnungen von Performer*innen wie des Publikums Raum geben. Wo das Theater von *Gob Squad* die konkreten Utopien der Darsteller*innen medial rahmt und verfremdet, spiegelt es immer auch Inszenierungspraktiken der Popkultur. Indem es das Publikum zum Partizipieren einlädt, wird zugleich gegenwärtig, dass die Utopien der Partizipation, die sich mit Pop verbinden, auch immer die Konstruktionen und Projektionen der Zuschauer*innen sind. Durch die mediale Rahmung jedes Bühnenvorgangs wird mit den Bildern an revolutionäre Hoffnungen erinnert und ihre Konstruktion reflektiert. Das gilt auch für die Utopie eines Theaters, das sich selbst als politische Praxis ausstellt, indem die Idee einer kollektivistischen Kunstform wachgehalten wird. Utopien des Theaters erscheinen in der szenischen Praxis bei *Gob Squad* als stets präsente Orientierungspunkte, zu denen durch die me-

³² Ebd., S. 53.

diale Rahmung eine Distanz ermöglicht wird. Indem die Performer*innen bei *Gob Squad* die eigenen Konflikte, persönlichen Hoffnungen und mediale Inszenierung utopischer Fantasien ausstellen, beziehungsweise lesbar machen, verweisen sie auch auf die Allgegenwart medialer Überformung dieser persönlichen Wünsche, Hoffnungen und Utopien. *Gob Squads* politisches Theater besteht also weniger im expliziten Appell, die Revolution als unabgeholte Hoffnung in Erinnerung zu rufen, sondern eher in der spielerischen Infragestellung ihrer medialen Kolportage, die auch den Kunstrahmen des bürgerlichen Illusionstheater selber berührt. Damit macht *Gob Squad* gerade in dem affirmativen Bezug auf Popkultur die Widersprüchlichkeit der im Alltag omnipräsenten Medienbilder deutlich. Das wird auch auf der Ebene der szenischen Praktiken fortgeführt, etwa wenn *Gob Squad* in der Darstellungsweise die Spannung zwischen der Performer*innenrolle, der Alltagspersonen, die die Performer*innen bleiben, sowie der filmisch produzierten Persönlichkeitsfiktion sichtbar macht. Wo *Gob Squad* sich selbst zum Material macht und eigene Wünsche, Hoffnungen und Ideen seziiert, werden diese auf der Bühne zum (konstruierten) Dokument zeitgenössischer Hoffnungen und Utopien. Auf der Theaterbühne seziiert diese Darstellungsweise allerdings nicht allein das Partizipationsversprechen von Popkultur und mediatisiertem Alltag, sondern gerade im Kontext der renommierten und in ihrer Repräsentationsfunktion hoch aufgeladenen Volksbühne Berlins auch das Versprechen gegenwärtiger Präsenz der Schauspieler*innen im bürgerlichen Illusionstheater.

NACHWORT

Marcus Havel/Stefan Kalmring

Autorität, Führung und Zentralismus in linken Theorien

Positionen und Kritiken

Das Denken und Handeln von Menschen, die sich politisch in kollektiven Zusammenhängen betätigen, ist in der Regel von Konzepten der Autorität, Führung und des Zentralismus tief durchdrungen. Diese sollen Zusammenhalt, Folgebereitschaft und eine Bündelung von Kräften sicherstellen. Eine Perspektive, die Herrschaft im Grundsatz kritisch gegenübersteht, um diese letztendlich zu überwinden, kann es sich jedoch mit dem Autoritätsprinzip nicht leicht machen.¹ Eine Politik, die auf Emanzipation zielt, sollte einerseits eine gewisse Effektivität sicherstellen, wenn sie den herrschenden Kräften beziehungsweise den Kräften der Herrschaft wirklich etwas entgegensetzen will. Dies legt Leitungsstrukturen nahe, die sich durch ein großes Maß an Wirksamkeit auszeichnen. Andererseits tut sich ein Widerspruch auf, wenn solche Strukturen autoritär eine Unterstellung von Menschen unter einen fremden Willen oder unter eine verselbstständigte Struktur der Organisation bedeuten können. Geschieht dies, tragen sie einen Keim von erneuter Unmündigkeit in sich und bringen damit das Ziel der Befreiung in Konflikt mit den Mitteln der politischen Organisation. Verschiedene Autor*innen, wie etwa Wolf-Dieter Narr oder Phillipe Kellermann², haben in dieser spannungsgeladenen Beziehung den entscheidenden Grund dafür gesehen, warum »fast alle Emanzipationsbewegungen Herrschaft nur fortlaufend erneuern, allenfalls besänftigen«³. Wenn dem so ist, lohnt es sich, sich intensiver mit der Autoritätsproblematik auseinanderzusetzen.

¹ Wir danken Claudia de Coster, Gregor Kritidis und Janek Niggemann für zahlreiche Tipps und Hinweise, die uns bei der Abfassung des Beitrags geholfen haben.

² Vgl. Phillipe Kellermann: Zur Organisationsdebatte im klassischen Anarchismus, in: Marcus Havel; Stefan Kalmring (Hrsg.): Wie lernt das linke Mosaik? Die plurale Linke in Bewegung, Hamburg 2016, S. 179-195.

³ Wolf-Dieter Narr: Zum Politikum der Form. Oder warum fast alle Emanzipationsbewegungen Herrschaft nur fortlaufend erneuern, allenfalls besänftigen, in: Leviathan. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, Vol. 8, Nr. 2, 1980, S. 143-163.

zen, um den Fallstricken aus dem Weg zu gehen, die theoretisch und praktisch mit ihr verbunden sind.

Die Pole in der Debatte um Autorität, Organisation und Führung sind innerhalb der politischen Linken sowohl gut besetzt als auch mit weitreichenden Problemen behaftet. Auf der einen Seite stehen klassisch-autoritäre, aber auch paternalistische Führungs- und Organisationskonzepte. Letztere unterscheiden sich von ersteren, indem die Führungskräfte auch die geführten Personen und deren Bedürfnisse im Blick haben und insofern etwas weicher, sanfter und ausgleichender daherkommen.⁴ Auf der anderen Seite befindet sich eine Position, die vor allem in feministischen und autonomen Kreisen in den 1970er und 80er Jahren verbreitet war und aus der Kritik traditioneller Führungskonzepte hervorgegangen ist. Hier werden sowohl formale Rollen als auch formale Hierarchien abgelehnt. Eine (ungewollte) Ausbildung informeller Hierarchien und eine »Tyrannei der Strukturlosigkeit«⁵ sind häufig ihre Folge gewesen. Vor allem im angloamerikanischen Sprachraum bemühen sich Aktivist*innen aus der Praxis seit einigen Jahren, eine Alternative zu beiden Gegenpolen zu formulieren. »Shared leadership«⁶ oder »collaborative leadership«⁷ will Führung entmystifizieren, um ihr die autoritäre Note zu nehmen (zum Beispiel in dem Sinne, dass nur besonders charismatische oder geschulte Personen zur Führung berufen seien), indem sie die Aufgaben identifiziert, die gewöhnlich mit Führung verbunden werden und vorschlagen, dass diese arbeitsteilig oder gemeinsam erledigt werden (zum Beispiel durch Rotation) und dass die Gruppenmitglieder dafür nacheinander systematisch qualifiziert werden. Unabhängig von der Frage der Tragfähigkeit solcher Vorschläge zeigt ihr geringer Bekanntheitsgrad in der deutschsprachigen Debatte bereits an, dass der Frage nach dem Umgang mit Autorität und Führung nicht die Aufmerksamkeit zuteilwird, die ihr zukommen sollte und eher mit Schweigen bedacht wird.

Dogmenhistorische Ansatzpunkte für die klassisch-autoritäre und die paternalistische Position finden sich in bürgerlichen Gesellschaften

⁴ Zur Kritik vgl. Bruce Kokopeli; George Lakey: Leadership for change. Toward a feminist Model, ohne Orts- und Jahresangabe.

⁵ Jo (Joreen) Freeman: The Tyranny of Structurelessness, in: The Second Wave vol. 2, no. 1, 1970.

⁶ Kokopeli; Lakey, a.a.O.

⁷ NEON (New Economy Organizers Network): Collaborative Leadership. Building Collective Power, 2016, <http://neweconomyorganisers.org/wp-content/uploads/2016/08/Leadership-Practice-Model-NEON.pdf> (4.10.2019).

bereits früh in der Diskussion. So war es bereits G.W.F. Hegel, der eine Sonderrolle von Intellektuellen begründete. Er sprach ausschließlich Philosoph*innen die Möglichkeit »tiefer Erkenntnis« zu, nicht der breiten Bevölkerung: »Zu wissen, was man will, und noch mehr, was der an und für sich seiende Wille, die Vernunft will, ist die Frucht tiefer Erkenntnis und Einsicht, welche eben nicht die Sache des Volkes ist.«⁸ Aber auch der *junge* Karl Marx traute den proletarischen Massen keine wirkliche Selbstaufklärung über sich und die Verhältnisse zu, in denen sie leben. Hierfür bedürfe es vielmehr der Intellektuellen und einer klaren politischen Führung, die auch Wege der Veränderung aufzeigen könnte. Nach Marx müssen für eine erfolgreiche Revolution zwei Akteure mit ihren unterschiedlichen Qualitäten zusammenkommen. Es bedürfe eines aktiven Elements und eines »passiven Elements«⁹ – gemeint sind zum einen die Philosophie und zum anderen das Proletariat. Letzteres kann nur der handelnde Träger einer Umwälzung werden, wenn die Intellektuellen geistiges Rüstzeug in die Bewegung einbringen und der Blitz der Erkenntnis in den naiven Volksboden einschlägt. Über den Zeitpunkt und die Art und Weise, wie die beiden aufeinander angewiesenen Momente zueinanderfinden werden, musste sich der *frühe* Marx jedoch noch ausschweigen. Diesem Zusammenspiel auf den Grund zu gehen, war ein lebenslanger Ansporn für ihn, um die innere Organisationsweise kapitalistischer Produktionsweise und um die Protestdynamiken des Proletariats fortan Stück für Stück zu entschlüsseln.

In der frühen sozialdemokratischen Arbeiter*innenbewegung war es vor allem Karl Kautsky, der an die Hegelsche Sichtweise erneut anknüpfte. Er kritisierte populäre Vorstellungen im ausgehenden 19. Jahrhundert, die annahmen, dass sich die proletarische Selbsterkenntnis und der Klassenkampf gleichsam evolutionär und automatisch aus einer Verelendungs- und Zusammenbruchstendenz des Kapitalismus entwickeln würden. Er hielt dagegen: »Das moderne sozialistische Bewusstsein kann nur entstehen auf Grund tiefer wissenschaftlicher Einsicht. [...] Der Träger der Wissenschaft ist aber nicht das Proletariat, sondern die *bürgerliche Intelligenz*; in einzelnen Mitgliedern dieser Schicht ist denn auch der moderne Sozialismus entstanden und durch sie erst geistig hervorragenden Proletariern mitgeteilt worden, die ihn dann in den Klas-

⁸ Georg W.F. Hegel: Grundlinien der Philosophie des Rechts. Naturrecht und Staatswissenschaft, Frankfurt am Main 1970, § 301.

⁹ Karl Marx; Friedrich Engels: Werke, Band 1, Berlin (Ost) 1956ff, (zit. fortan als MEW), S. 386.

senkampf des Proletariats hineintragen, wo die Verhältnisse es gestatten.«¹⁰ Das sozialistische Bewusstsein sei also etwas, das von *außen* als wissenschaftliche Erkenntnis in den proletarischen Klassenkampf hineingebracht werden müsse.

Es ist eben diese Position, die Wladimir Iljitsch Uljanov Lenin in »Was tun?« begeistert aufgegriffen hat, um daraus Schlussfolgerungen für sein Konzept einer politischen Parteiavantgarde abzuleiten. Spontaneität in der Arbeiter*innenbewegung führt nach Lenin »zu ihrer Unterordnung unter die bürgerliche Ideologie«¹¹ und zu einer »Nur-Gewerkschaftlerei«.¹² Deshalb müsse man die Arbeiter*innenbewegung »unter die Fittiche der revolutionären Sozialdemokratie« bringen. Lenin liefert Legitimationsmomente eines politischen Autoritarismus, der stark von den Bedingungen des russischen Zarismus geprägt ist, unter denen das Modell entwickelt wurde. Dem Parteikonzept entspricht ein Verständnis der sozialen Revolution, dass auf eine Eroberung von Macht zielt und in Stellvertreter*innenkategorien denkt. Revolution ist für ihn eine »Besitzergreifung der Produktionsmittel im Namen der Gesellschaft«¹³, also nicht eine entsprechende Besitzergreifung durch die Gesellschaft oder das Proletariat selbst. Die Arbeiter*innenschaft ist unter den neu einzurichtenden sozialen Verhältnissen erst durch Erziehung und politische Aufklärung noch zur Selbstorganisation zu befähigen. Der *frühe* Leo Trotzki witterte in Lenins Positionen die Gefahr einer »politischen Substitution des Proletariats« und einer »Übernahme des Denkens für das Proletariat«¹⁴. Karl Korsch wiederum erblickte Ansätze einer emanzipationsfeindlichen »jakobinischen Struktur«¹⁵. Er meint ein Anknüpfen an autoritäre Positionen bestimmter Gruppen aus der französischen Revolution, die dem Terror und einer stellvertretenden Lenkung von Staat und Gesellschaft im Namen des Volkes nicht abgeneigt waren.

Die populärste Gegenposition zu Lenin und Kautsky liefert jedoch Rosa Luxemburg in ihren Beiträgen zur sogenannten Massenstreikde-

¹⁰ Karl Kautsky: Die Revision des Programms der Sozialdemokratie in Österreich, in: Die neue Zeit, Heft 3, 20. Jg., 1901, Bd. 1, S. 79-80; hier: S. 97f.

¹¹ Wladimir Iljitsch Uljanov Lenin: Werke, Bd. 5, Berlin (Ost) 1956ff, (zit. fortan als LW), S. 396.

¹² Ebd.

¹³ LW 25, S. 40.

¹⁴ Leo Trotzki: Schriften zur Revolutionären Organisation, hrsg. von Hartmut Mehringer, Reinbeck bei Hamburg 1970, S. 68.

¹⁵ Karl Korsch: Politische Texte, hrsg. von Erich Gerlach und Jürgen Seiffert, Wiener Neustadt 1974, S. 323.

batte. Für sie ist »die Geschichte« eine Lehrmeisterin, und deshalb muss Erkenntnis nicht einseitig von *außen* ins Proletariat hineingetragen werden. Ihr Ansatz begreift die »Entstehung des Proletariats als Lernprozess«¹⁶, eine Entwicklung, die durch ein Wechselspiel von Spontaneität und Organisation, Massenhandeln und Leitungsaufgaben voranschreite. Nach Luxemburg gehört die Beziehung zwischen Führung und Massen in antiautoritärer Weise »auf den Kopf gestellt«¹⁷, denn es gehe darum, sich nach und nach der »Führerschaft zu entäußern, die Masse zur Führerin und sich selbst zu Ausführenden, zu Werkzeugen der bewussten Massenaktion zu machen«¹⁸. Sie sieht andere Formen des Erkennens und der Aneignung von Kompetenzen der besonderen Weise der Wissensgewinnung der Intellektuellen ebenbürtig, insbesondere jene, die auf Erfahrungswissen und -fertigkeiten basieren, die in politischen Kämpfen gewonnen werden. Die Führung verfüge dabei durchaus über ein *Anfangsrecht*, das auf dem formalen Bildungsvorsprung der Eliten gründe und darin bestehe »die Massen über ihre historischen Aufgaben aufzuklären«¹⁹. Dieser Berufung habe sich die Führung aber auch selbst wieder zu »entäußern«²⁰, sobald sich die (Selbst-)Lernprozesse der Arbeiter*innen im politischen Kampf zu entfalten beginnen. Führung soll also Prozesse anstoßen, trägt aber ihren Zweck nicht in sich selbst und soll sich nicht auf Dauer stellen. Wenn sie gelingt, macht sie sich nach einiger Zeit selbst überflüssig.

Mit Blick auf die politische Taktik des Massenstreiks hebt Luxemburg hervor, dass die von ihr ausgemachte Anfangsaufgabe der politischen Eliten problembehaftet ist. Sie nennt zwei Gründe: Führung sei oftmals durch einen konservativen Charakter geprägt. Sie sei gar nicht willens, jene Kämpfe zu forcieren, die den Lernprozessen des Proletariats Nahrung geben könnten. Man greife immer wieder auf bewährte und bekannte Maßnahmen des Kampfes zurück und scheue Risiken, um die Organisation nicht zu gefährden.²¹ Darüber hinaus ist der Handlungsrahmen von Führung durchaus eingeschränkt, da Geschichte ihrer eigenen

¹⁶ Michael Vester: Die Entstehung des Proletariats als Lernprozess. Die Entstehung antikapitalistischer Theorie und Praxis in England 1792-1848, Frankfurt am Main 1970.

¹⁷ Rosa Luxemburg: Gesammelte Werke, Bd. 1/2, Berlin (Ost), 1970ff., (fortan zit. als LuxW), S. 396.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Ebd.

²⁰ Ebd.

²¹ Vgl. LuxW, Bd. 2, S. 344ff.

Logik folge. Weder könne der Massenstreik durch die Führung »im verschlossenen Stübchen geheim«²² ausgeheckt werden, noch sei sie imstande, »eine Massenstreikbewegung zu unterbinden, wenn diese sich aus den Verhältnissen«²³ spontan ergäbe.

Lesen wir Simone Weil, fallen gewisse Grenzen der Argumentation von Luxemburg sofort ins Auge, die unmittelbar ins Feld Autorität und Autoritätskritik reichen. Weil hatte die Herausbildung einer neuen Expert*innenschicht gerade in der Arbeiter*innenbewegung und ihren Organisationen festgestellt, die aus Eigeninteresse Hierarchien befördere und an ihnen festhalte, um Sonderrechte für sich durchzusetzen. Diese Schicht monopolisiere »eines den arbeitenden Massen wesentlich unzugängliches Wissen«²⁴ und neige dazu, die »Arbeiterbewegung der Kontrolle durch die Gewerkschaftsbürokratie«²⁵ zu unterwerfen. Durch Weil werden wir darauf aufmerksam, dass es Luxemburg zum einen an einem klassentheoretisch untermauerten Begriff einer technisch-wissenschaftlichen Intelligenz mangelt, der autoritäre Sonderinteressen von Führungsschichten zu thematisieren vermag. Zum anderen fehlt es ihr an einer organisationstheoretischen Analyse. Sie kennt nicht jene Aspekte von Partei- und Gewerkschaftsstrukturen, die Verknöcherungen in der politischen Arbeitsteilung befördern. Die Frage, unter welchen Bedingungen eine Führung überhaupt Willens und in der Lage sein wird, die ihr zugewiesene Sonderrolle wieder abzutreten, bleibt bei Luxemburg aus beiden Gründen offen.

In der Folgezeit werden sich zunächst Rätekommunist*innen wie Otto Rühle, Anton Pannekoek oder Hermann Gorter der Luxemburgschen Frage wieder annehmen, indem sie in scharfer Abgrenzung zur Sozialdemokratie und zum Bolschewismus auf die widersprüchlichen Seiten von Führung aufmerksam machen und eine konsequente Selbstorganisation des Proletariats durch Räte propagieren. Solange man nicht die richtigen Führer*innen gefunden habe, »die nicht über die Massen herrschen wollen und die sie nicht verraten, und solange wir diese nicht haben, wollen wir alles von unten auf und durch die Diktatur der Massen

²² Ebd., S. 350.

²³ Ebd., S. 353.

²⁴ Simone Weil: Unterdrückung und Freiheit, hrsg. von Heinz Abosch, München 1987, S. 149.

²⁵ Ebd., S. 140.

selber«,²⁶ schreibt etwa Hermann Gorter scharf und für diese Position exemplarisch in seiner Kritik an Lenin.

Einige Jahre später wird man wiederum in der Studierendenbewegung der 1960er Jahre der Luxemburgschen Thematik erneut eine eigene Wendung geben. Hans-Jürgen Krahl formulierte etwa die These einer *vorübergehenden* Notwendigkeit »antiautoritärer Autoritäten«²⁷, begründet Luxemburgs Programm damit exemplarisch neu – und verbindet es radikalisiert mit der Organisationsfrage. In kleinen Aktionsgruppen und als soziale Bewegung sollen sich zunächst die Studierenden, dann die breite Bevölkerung organisieren. Das Richtmaß der (Selbst-)Organisierung sollen die »Interessen, Bedürfnisse, Wünsche« der unmittelbar Betroffenen sein.²⁸ In der »Perspektive, auf die es geschichtlich ankommt: als Projekt der Massenemanzipation«²⁹ dürfe die Bewegung weder einem Modell der bloßen Zirkulation von Eliten (wie es etwa Vilfredo Pareto propagiert hatte) noch Vorstellungen oligarchisch vermachteter Organisationsstrukturen aufsitzen, wie sie etwa Robert Michels exemplarisch am Beispiel der frühen SPD herausgearbeitet hatte.

Neben Luxemburg sind die Studien der *Frankfurter Schule* über den »autoritären Charakter«³⁰ in der spätkapitalistischen Gesellschaft beziehungsweise den »autoritären Staat«³¹ einer weitgehend verwalteten Welt ein wichtiger Bezugspunkt. In Abgrenzung zu einer traditionellen Orthodoxie im *Sozialistischen Deutschen Studentenbund* (SDS)

²⁶ Hermann Gorter: Offener Brief an den Genossen Lenin. Eine Antwort auf Lenins Broschüre: Der Radikalismus, eine Kinderkrankheit des Kommunismus, in: Die Linke gegen die Partei-Herrschaft, Freiburg im Breisgau 1970, S. 416-495; hier: S. 416.

²⁷ Hans-Jürgen Krahl: Konstitution und Klassenkampf. Zur historischen Dialektik von bürgerlicher Emanzipation und proletarischer Revolution. Schriften, Reden und Entwürfe aus den Jahren 1966-1970, Frankfurt am Main 1971.

²⁸ Rudi Dutschke; Hans-Jürgen Krahl: Das Sich-Verweigern erfordert Guerilla-Mentalität. Organisationsreferat auf der 22. Delegiertenkonferenz des SDS im September 1967, in: Rudi Dutschke: Geschichte ist machbar. Texte über das herrschende Falsche und die Radikalität des Friedens, hrsg. von Jürgen Miermeister, Neuausgabe, Berlin 1991, S. 89-95; hier: S. 94.

²⁹ Johannes Agnoli: Nachbemerkungen über die politische Sprengkraft der Skepsis, in: Ders.: Politik und Geschichte. Schriften zur Theorie, Freiburg 2001, S. 261-265; hier: S. 265.

³⁰ Max Horkheimer (Hrsg.): Studien über Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung, Alcan/Paris 1936.

³¹ Max Horkheimer: Autoritärer Staat, in: Ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 5: Dialektik der Aufklärung und andere Schriften 1940-1950, hrsg. von Gunzelin Schmidt-Noerr, Frankfurt am Main 1987, S. 293-319.

sieht man sich als »antiautoritäres Lager«.³² Dieses will durch revolutionäre Selbstveränderung und eine revolutionäre Umwälzung der Gesellschaft den autoritären Charakter der Subjekte und des Spätkapitalismus überwinden. Aktionsformen, neue Formen des Zusammenlebens (wie die Kommune) und neue Erziehungsmethoden sollen eine besondere »antiautoritäre Sensibilität«³³ erzeugen, die Einzelne, Gruppen und den revolutionären Kampf insgesamt durchdringen sollen.

Durch die Neue Frauenbewegung ist dieses Selbstverständnis empfindlich erschüttert worden, indem sie, selbst ausgestattet mit den Methoden der Antiautoritären im SDS, sich mit Entschiedenheit gegen die autoritär-patriarchalen Verhaltensmuster der Männer *beider* Fraktionen im Verband gerichtet hat. Sigrid Rügers Tomatenwurf auf die Führungsriege des SDS auf der 32. Delegiertenkonferenz des SDS im Jahr 1968 im Anschluss an Helke Sanders Rede »Zur Befreiung der Frau«³⁴ steht dafür exemplarisch. Sander und Rüger kritisierten die paternalistische Bevormundung von Frauen und das sexistische Verhalten im SDS. Sie griffen den Unwillen der Männer an, die weitgehende Zuweisung der Reproduktionsarbeit an Frauen in der Gesellschaft, aber auch in der sozialistischen Opposition, als »Ausbeutungsverhältnis«³⁵ anzuerkennen. Ungeachtet ihres explizit herrschaftskritischen Selbstverständnisses erweist sich nach ihnen die eigene Organisation somit nicht weniger als autoritär und vermachtet, sobald die Geschlechterverhältnisse in den Blick genommen werden: Der Mann bleibt auch hier Patriarch und autoritär denkend und handelnd, also selbst wenn er links, herrschaftskritisch und im SDS organisiert ist.

In den antikolonialen Bewegungen ist es vor allem Frantz Fanon, der das traditionelle Verständnis von Massen und politischer Führung umstülpen will. Für ihn ist eine antikoloniale Revolution nur im Zusammenspiel von Bäuer*innen, dem städtischen Subproletariat und den Intellektuellen denkbar. Die Intellektuellen bringen besondere Fähigkeiten in den Kampf ein, müssen sich aber selbst fortentwickeln und von den »Horden von Ausgehungerten«³⁶ lernen: »Die Führung gewinnt ihren Wert und ihre Festigkeit nur aus der Existenz des Volkes im Kampf. Es ist buchstäblich so, dass das Volk sich freiwillig eine Führung gibt, nicht

³² Rudi Dutschke: Mein langer Marsch, Reinbek 1980, S. 12.

³³ Krahl 1971, S. 193.

³⁴ Helke Sander: Rede zur Befreiung der Frau, in: Heide Gerstenberger (Hrsg.): Die 68er. Schlüsseltexte der globalen Revolte, Wien 2008, S. 154-159.

³⁵ Ebd., S. 154.

³⁶ Frantz Fanon: Die Verdammten dieser Erde, Frankfurt am Main 1981, S. 110.

aber, dass die Führung das Volk duldet.«³⁷ Die Massen erringen Selbstbewusstsein im Kampf und lernen ihren Eigenwert kennen, den sie auch künftig selbstbewusst gegenüber der Organisation und ihren Führer*innen durchsetzen werden.

Die radikalste Kritik an autoritären Vorstellungsmustern in der Traditionslinke stammt wahrscheinlich von Michael Bakunin. Dieser sieht bereits im Begriff des »wissenschaftlichen Sozialismus« despotisch-autoritäre Verformungen der Arbeiter*innenbewegung angelegt. Das Selbstverständnis des Marxismus als eine Wissenschaft weise bereits darauf hin, dass »der sogenannte Volksstaat nichts anderes sein wird, als die äußerst despotische Regierung der Volksmassen durch eine neue und zahlenmäßig sehr kleine Aristokratie wirklicher oder angeblicher Gelehrter. Das Volk ist nicht gelehrt, das heißt, es wird vollkommen von den Sorgen der Regierung befreit werden [...]. Eine schöne Befreiung!«³⁸ Bakunins Kritik am autoritären Potenzial des Marxismus basiert auf seiner Unterscheidung zwischen sogenannter künstlicher Autorität und etwas, das er »natürliche Autorität«³⁹ nennt. Erstere basiere auf Macht, der Monopolisierung von Wissen, dem Einsatz besonderer Fertigkeiten oder religiösen Vorgaben. Letztere erkenne Naturgesetze und den Wert fachlicher Qualifikation und persönlicher Eigenschaften und Leistung an, nicht aber Herrschaft oder den Staat. »Folgt hieraus, daß ich jede Autorität verwerfe? Dieser Gedanke liegt mir fern. Wenn es sich um Stiefel handelt, wende ich mich an die Autorität des Schusters; handelt es sich um ein Haus, einen Kanal oder eine Eisenbahn, so befrage ich die Autorität des Architekten oder des Ingenieurs«⁴⁰.

Für Friedrich Engels ist diese Position schlicht weltfremd. Sie verkenne zum einen, dass eine Revolution »gewiß das autoritärste Ding«⁴¹ sei, dass man sich vorstellen könne, da hier eine Klasse einer anderen ihren Willen mit Waffengewalt aufzwingt. Zum anderen verleugne Bakunins Autoritätskritik, dass Industrialisierung Organisation beziehungsweise »kombinierte Tätigkeit« voraussetze und diese nicht ohne weitreichende Autorität zu haben sei: »Die Autorität in der Großindustrie abschaffen wollen, bedeutet die Industrie selber abschaffen wollen; die Dampfspin-

³⁷ Ebd., S. 169.

³⁸ Michael Bakunin: Staatlichkeit und Anarchie, in: Ders.: Staatlichkeit und Anarchie und andere Schriften, hrsg. von Horst Stuke, Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1983, S. 417-635; hier: S. 614.

³⁹ Michail Bakunin: Gott und der Staat, Berlin 2007, S. 58.

⁴⁰ Ebd.

⁴¹ MEW 18, S. 308.

neri vernichten, um zum Spinnrad zurückzukehren«⁴². Doch Engels Argumente treffen nur schwer ins anvisierte Ziel. Sie entkräften zunächst Bakunins Kritik an der Sonderrolle einer wissenschaftlichen Intelligenz im Marxismus nicht und verdeutlichen zudem erst einmal nur sein eigenes autoritär-militärisches Verständnis von Revolution.⁴³ Darüber hinaus vernachlässigt er, dass Technik und Formen der Arbeitsorganisation im Kapitalismus nicht gesellschaftlich neutral, sondern bis in die Poren von einem vermachteten Verwertungsprozess überformt sind. Nicht nur die Produktionsverhältnisse, sondern auch die natürlich erscheinenden Produktivkräfte selbst müssen also im Prozess der Revolution erneuert werden.⁴⁴ Es wird die sogenannte *Labour Process Debate* in den 1970er und 80er Jahren sein, die dem autoritären Herrschaftscharakter kapitalistischer Technik und Arbeitsteilung im Arbeitsprozess ihren Schein der Natürlichkeit zu nehmen bestrebt sein wird.⁴⁵

Cornelius Castoriadis, der Vordenker von »Socialisme ou Barbarie« und Stichwortgeber des Pariser Mai 1968, schlug bei seiner späten Kritik des Marxismus in eine ähnliche Kerbe wie Bakunin. Die hegelianisch-marxistische Vorstellung, dass in der Geschichte die Kräfte der Vernunft wirken, impliziert nach ihm, dass nur Intellektuelle diese aufzudecken in der Lage seien, so dass es auch folgerichtig sei, dass künftig die »Lenkung dieser Entwicklung«⁴⁶ jenen Spezialist*innen anvertraut wird, die »sich mit dieser Theorie auskennen: den Technikern der Vernunft«⁴⁷. Die Vorstellung eherner Geschichtsgesetze ziehe mit anderen Worten den Autoritarismus nach sich. Für Jacques Rancière ist es weniger das Denken in Geschichtsgesetzen, sondern vielmehr eine autoritäre Neigung zum stellvertretenden Sprechen im Namen und in Vertretung subalternen Gruppen, das den Marxismus – aber auch andere Ansätze wie etwa den von Pierre Bourdieu – auszeichne und die verhindere, dass die Subalternen den ihnen zugewiesenen Platz geschichtlich wieder verlassen

⁴² Ebd., S. 306f.

⁴³ Vgl. dazu kritisch Theodor Ebert: *Gewaltfreier Aufstand. Alternative zum Bürgerkrieg*, ergänzte Neuauflage, Waldkirchen 1968.

⁴⁴ Vgl. Andre Gorz: *Technische Intelligenz und kapitalistische Arbeitsteilung*, in: Richard Vahrenkamp (Hrsg.): *Technologie und Kapital*, Frankfurt am Main 1973, S. 94-116.

⁴⁵ Vgl. Oswald Neuberger: *Mikropolitik. Der alltägliche Aufbau und Einsatz von Macht in Organisationen*, Stuttgart 1995.

⁴⁶ Cornelius Castoriadis: *Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie*, Frankfurt am Main 1990, S. 101.

⁴⁷ Ebd.

können.⁴⁸ Emma Goldman bringt schließlich eine eigene Wendung in diese Kritiktradition ein.⁴⁹ Nach ihr ist es vor allem die mit dem sozialdemokratischen und leninistischen Avantgardedenken verknüpfte Moral, die den Marxismus unfähig mache, eine Emanzipation der breiten Bevölkerung voranzubringen. Wo der Zweck die Mittel heilige, werde Befreiung durch Bevormundung ersetzt, gegebenenfalls sogar durch erneute Unterdrückung. Frieder Otto Wolf sieht das Problem der Autorität im entsprechenden Schlagwort des »Historisch-Kritischen Wörterbuchs des Marxismus« (HKWM) als etwas, das bei Marx und im Marxismus »immer wieder angesprochen, aber niemals umfassend kritisch aufgearbeitet worden«⁵⁰ sei. Damit handelt es sich aber um eine Lücke, die nach ihm im Unterschied zu den gerade angeführten Autor*innen im Prinzip durch Marxist*innen selbst produktiv gefüllt werden kann, wenn die Kritik ernstgenommen und berücksichtigt wird.

Einen deutlich anderen Zugriff zur Autoritätsfrage als Bakunin, Goldman oder Castoriadis liefert schließlich eine bestimmte Lesart von Antonio Gramsci. Nach Gramsci bringen Klassen ihre eigenen Intellektuellen und Organisationen hervor, die für diese wiederum bestimmte Aufgaben übernehmen können. Das Gramscianische Konzept der organischen Intellektuellen wie auch der Zivilgesellschaft, der Hegemonie und des Sozialismus lassen sich durchaus antiautoritär lesen. Nach ihm ist die Zivilgesellschaft ein Teil des sogenannten integralen Staates und dennoch nicht mit dessen bürokratisch-repressiven Apparaten zu verwechseln. Sie bilden den Ort, an dem Klassen miteinander um Hegemonie kämpfen, (labile) Bündnisse schließen und um die Interpretationshoheit über das soziale und politische Geschehen streiten. Hier entsteht ein Raum von Subversion und Widerstand, der auch Ausgangs- und Zielpunkt einer radikaldemokratischen Vergesellschaftung werden kann, wenn eine *aktive* Rücknahme der repressiven Apparate in die Zivilgesellschaft anvisiert wird. Lehrende und Lernende im politischen und pädagogischen Prozess befruchten sich nach Gramsci wechselseitig.⁵¹ Hierauf hat insbesondere Stuart Hall hingewiesen: »Wenn der Kampf für den Sozialismus in der modernen Gesellschaft ein Stellungskrieg ist, dann muss un-

⁴⁸ Vgl. Jacques Rancière: Der Philosoph und seine Armen, Wien 2010.

⁴⁹ Vgl. Emma Goldman: Entfachte Utopie. Emma Goldman über die Spanische Revolution, hrsg. von David Porter, Münster 2016, S. 185ff.

⁵⁰ Frieder Otto Wolf: Stichwort »Autorität«, in: Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd. 1: Abbau des Staates – Avantgarde, hrsg. von Wolfgang Fritz Haug, Hamburg 1994, S. 784-800; hier: S. 784.

⁵¹ Vgl. Janek Niggeman: Autorität und Pädagogik (im Erscheinen), Berlin 2019.

sere Sozialismuskonzeption die einer Gesellschaft von Stellungen sein – von verschiedenen Plätzen, von denen aus wir alle mit der Rekonstruktion einer Gesellschaft beginnen können, für die der Staat nur noch der anachronistische Verwalter ist.«⁵²

Nimmt man verschiedene der hier aufgeführten Autor*innen für sich und bringt sie kreativ zusammen, so ergibt sich eine elegante Perlenkette, die Lust zum Weiterdenken macht. Was bedeutet es für die Fragen von Autorität, Führung und Organisation, dass der Kapitalismus in eine hochtechnologische Phase eingetreten ist und sich gesellschaftliche Arbeit intellektualisiert hat? Was bedeutet es, dass sich die gesellschaftlichen und politischen Subjekte möglicher Emanzipation verändert haben? Welche Auswirkungen hat es, dass traditionelle Großorganisationen, wie Parteien und Gewerkschaften, wenigstens partiell ihre alte Einbindungskraft eingebüßt haben und als Veränderungssubjekte in den Augen vieler nun eher in einem »linken Mosaik« (Hans-Jürgen Urban) aus sozialen Bewegungen, solidarischer Ökonomie, Gewerkschaften und Parteien zu suchen sind? Und dass die Herausforderung darin besteht, dieses linke Mosaik zum gemeinsamen Handeln zu bewegen, dabei aber Pluralität und Vielfalt bewahrt werden müssen und wechselseitige autoritäre Bevormundung zu vermeiden ist?⁵³ Dies alles zu durchdenken, würde sich lohnen – theoretisch, politisch, aber eben auch bildungsseitig.

Insbesondere die letzten Jahre haben gezeigt, dass kritische Wissenschaft an den Universitäten und Hochschulen immer mehr in Bedrängnis gerät und dass Neoliberalismus und Autoritarismus in der Gesellschaft einander nicht ausschließen, eher gegenseitig bedingen. Umso mehr ist es wichtig, Gegenöffentlichkeiten aufzubauen, zu stärken und auch kämpferisch in Stellung zu bringen. Dabei ist es auch von großer Bedeutung zu erkennen, dass der Autoritarismus nicht nur eine Gefahr ist, die von rechts kommt. Trotz aller Signifikanz einer Polarisierung der Gesellschaft zwischen linken und liberalen Positionen auf der einen Seite und rechtskonservativen und rechtsradikalen auf der anderen, ließe sich

⁵² Stuart Hall: Der Staat – der alte Verwalter des Sozialismus, in: Ders.: Ideologie, Kultur, Rassismus. Ausgewählte Schriften 1, Hamburg 1989, S. 220-235; hier: S. 235.

⁵³ Vgl. Marcus Havel; Stefan Kalmring (Hrsg.): Wie lernt das linke Mosaik? Die plurale Linke in Bewegung, Hamburg 2016.

nicht pauschal von einer Immunität der Linken sowie einer einseitigen Anfälligkeit der Rechten gegenüber dem Autoritarismus sprechen. Es wäre fatal, würden wir die Anfälligkeit der Linken übersehen. Daher ist es wichtig, auch in der linken Theoriegeschichte die Fallstricke und Ambivalenzen des Autoritarismus aufzudecken.

Das Doktorand*innenjahrbuch der Rosa-Luxemburg-Stiftung gibt es nunmehr seit neun Jahren. Wir meinen, dass wir damit einen wichtigen Beitrag leisten, die Projekte unserer geförderten Stipendiat*innen als kritische und engagierte Wissenschaft einem interessierten Kreis der *scientific community* wie auch potenziell politisch und sozial Engagierten zum Zwecke der Schaffung einer informierten und vernetzten Gegenöffentlichkeit vorzustellen. Unser Dank gilt dem Redaktionskollektiv 2019 – namentlich: Hanna Al Taher, Riccardo Altieri, Sven Brajer, Darija Davidovic, Marieluise Mühe und Jonas Riepenhausen – für ihre professionelle redaktionelle Zusammenarbeit.

Berlin, im Herbst 2019

Marcus Hawel & Stefan Kalmring

Autor*innen & Herausgeber*innen

Hanna Al Taher

hat Politikwissenschaft und Gender Studies studiert und arbeitet an ihrem PhD-Projekt.

Kontakt: hanna@altaher.ps

Riccardo Altieri

hat Germanistik und Geschichte in Würzburg studiert. In seiner Promotionschrift geht es um die Rekonstruktion der Doppelbiographie Rosi Wolfsteins (1888-1987) und Paul Frölichs (1884-1953), die unter dem Aspekt der Transnationalität innerhalb eines linken Netzwerks während des 20. Jahrhunderts untersucht wird.

Kontakt: altieri@uni-potsdam.de

Sven Brajer

erlernte in Göttingen den Beruf des Einzelhandelskaufmann/Musikalienhändlers. Er studierte Geschichte, Soziologie und Politikwissenschaft an der Technischen Universität Dresden und promoviert dort im Fach Geschichte zum Thema: Am Rande Dresdens? Das völkisch-nationale Spektrum einer ›konservativen Kulturstadt‹.

Kontakt: svenbrajer@web.de

Darija Davidovic

studierte Theaterwissenschaft, Kunstgeschichte und Katholische Theologie in München. Derzeit ist sie Doktorandin am Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaften der Universität Wien. Sie forscht zu verschiedenen Praxen gegenwärtiger performativer Geschichtspolitiken in Serbien und Kroatien. Untersucht werden hierzu Stücke des serbischen und kroatischen Gegenwartstheaters sowie staatliche Gedenkveranstaltungen aus den beiden Nachfolgestaaten des ehemaligen Jugoslawiens.

Kontakt: davidovic.darija@gmail.com

Jonathan Eibisch

studierte Gesellschaftstheorie und promovierte an der Friedrich-Schiller-Universität Jena im Bereich Gesellschaftstheorie/Politische Theorie zum Thema »Figuren der (Anti-)Politik im Anarchismus«.

Kontakt: jonathan.eibisch@posteo.de

Julia Glöckl

studierte an der Universität Leipzig Japanologie und Philosophie. Sie promovierte ebenda im Fach Japanologie zum Thema Prekarisierung und Aktivismus in Japan. 2018 verbrachte sie mehrere Monate in Osaka als Forschungsmitglied (*kenkyūin*) am Urban-Culture Research Center (UCRC) der Osaka City University sowie mit der NPO *remo* und verschiedenen community unions.

Kontakt: jgloeckl@posteo.de

Marcus Hawel

studierte Soziologie, Sozialpsychologie und Deutsche Literaturwissenschaft an der Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover und promovierte über »Die normalisierte Nation. Vergangenheitsbewältigung und Außenpolitik in Deutschland«. Er ist Referent für Bildungspolitik der Rosa-Luxemburg-Stiftung.

Kontakt: marcus.hawel@rosalux.org

Robin Iltzsche

hat zwischen 2008 und 2015 Kognitive Linguistik und Psychologie an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main studiert. Seit 2015 ist er Doktorand am Institut für Soziologie der Goethe-Universität und erforscht ethnographisch den psychiatrischen Umgang mit Suizidalität. Seit 2018 befindet er sich außerdem in der Ausbildung zum psychoanalytischen Psychotherapeuten.

Kontakt: r.iltzsche@gmail.com

Stefan Kalmring

studierte Volkswirtschaftslehre und Soziologie an der Freien Universität Berlin und promovierte über »Die Lust zur Kritik. Ein Plädoyer für soziale Emanzipation«. Er ist Referent für kritische politische Bildung in der Rosa-Luxemburg-Stiftung.

Kontakt: stefan.kalmring@rosalux.org

Ismail Küpeli

ist Historiker und Politikwissenschaftler, promoviert über die kurdischen Aufstände in der Türkei der 1920er und 1930er Jahre am Institut für Diaspora- und Genozidforschung der Ruhr-Universität Bochum, Fakultät für Geschichtswissenschaften.

Kontakt: Ismail.Kuepeli@ruhr-uni-bochum.de

Eliah Lüthi

promoviert mit Schwerpunkt auf Mad Studies im Bereich Disability Studies und Inklusive Bildung an der Bildungswissenschaftlichen Fakultät der Universität Innsbruck zu »Psych-Zusammenhängen und Gewalt: Eine machtkritische Analyse«.

Kontakt: eliah.luethi@student.uibk.ac.at

Rohan Dominic Mathews

hat Englische Literaturwissenschaft an der Delhi Universität und Politikwissenschaften an der Jawaharlal Nehru Universität in Delhi (Indien) studiert. Er promoviert zur Zeit an der Universität Göttingen im Fach Soziologie. In seinem Forschungsprojekt beschäftigt er sich mit den verschiedenen Formen der Organisation und Kollektivierung von Bauarbeitern in Mumbai (Indien).

Kontakt: rohan.dominic.mathews@gmail.com

Marieluise Mühe

studierte in Hagen und in Berlin Politik- und Verwaltungswissenschaft. Derzeit promoviert sie an der Universität zu Köln über Gegenmobilisierungen zum Rechtspopulismus in vergleichender Perspektive und ist wissenschaftliche Tutorin am Lehrstuhl für Internationale Politik der FernUniversität Hagen.

Kontakt: marieluise.muehe@fernuni-hagen.de

Friederike Nastold

studierte Bildende Kunst, Germanistik und Bildungswissenschaften an der Kunsthochschule Mainz und in Granada. 2016 schloss sie ihr Meisterschüler-Studium bei Prof. Dr. Andrea Büttner ab und promoviert aktuell bei Prof. Dr. Linda Hentschel zu Postporn und Blickstrukturen in der Kunstbezogenen Theorie. Friederike Nastold organisiert Vulva-Workshops, ist Gründerin des TOYTOYTOY-Kollektivs und ist im queerfeministischen OrgaOrga-Kollektiv aktiv.

Kontakt: frieda.nastold@gmail.com

Nick Prasse

hat an der Universität Kassel Politikwissenschaft und Germanistik studiert. Inzwischen promoviert er dort am Fachgebiet Vergleichende Politikwissenschaft über »Kulturpolitik im Wohlfahrtsstaat – Interessenrepräsentation und sozialpolitische Perspektiven im Kultursektor« und ist Lehrbeauftragter für allerlei Fragen der Kulturpolitik.

Kontakt: nick.prasse@t-online.de

Jonas Riepenhausen

hat an der Goethe-Universität Frankfurt am Main Erziehungswissenschaften, Psychologie und Soziologie studiert. Er arbeitet zum Thema NS-»Mädchenerziehung« durch die BDM-Zeitschrift »Das Deutsche Mädchen« (1933-44) mit Blick auf die Indoktrination in puncto Politik, Menschenbild und insbesondere gesellschaftlicher Rolle und konstruiertem Idealtypus für Mädchen.

Kontakt: joriepen@stud.uni-frankfurt.de

Matthias Schmidt-Sembdner

studierte in München Ethnologie und Vergleichende Kultur- und Religionswissenschaften. Derzeit promoviert er zum Thema »Kämpfe um Mobilität im Schengenraum. Ethnographische Einblicke im Grenzraum Italien, Österreich und Deutschland« an der Georg-August-Universität Göttingen am Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie. Im Kontext der Migrations- und Grenzregimeforschung beschäftigt er sich unter anderem mit dem Spannungsverhältnis zwischen Europäisierungs- und Renationalisierungsprozessen und mit Theorien zu sozialen Bewegungen.

Kontakt: schmidt.post@web.de

Matthias Sterba

absolvierte ein Staatsexamen in Philosophie und Geschichte und promoviert seit 2016 in Theaterwissenschaft an der Universität Leipzig. In seiner Promotion unter dem Titel »Das Theater des Unabgegoltene« untersucht er das Verhältnis von Utopie und Kritik in zeitgenössischen szenischen Praktiken.

Kontakt: m.sterba@ymail.com

Marina Vinnik

wurde 1984 in Kemerowo (Russland) geboren, studierte Dokumentarfilm an der Russischen Staatlichen Hochschule für Filmwirtschaft sowie intermediale Kunst an der Hochschule für Bildende Künste Leipzig (2016-2018). Seit 2018 ist sie Doktorandin an der Universität Leipzig, Fachbereich Kunstgeschichte. Ihr Forschungsprojekt lautet: »Die Frau als Künstlerin im Russischen Reich, in der Sowjetunion und im modernen Russland – Strategien der Existenz und Repräsentation«.

Kontakt: marina.m.vinnik@gmail.com

Tininiska Zanger Montoya

studierte Soziokulturelle Studien an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder). Sie promoviert im Fach Kultur- und Sozialanthropologie zum Thema »Politisches Exil von Kolumbianer*innen und Rückkehr nach Kolumbien«.

Kontakt: tinizmontoya@posteo.de

**VERÖFFENTLICHTE DISSERTATIONEN
VON STIPENDIAT*INNEN AUS DEN
JAHREN 2018-2019**

Veröffentlichte Dissertationen von Stipendiat*innen aus den Jahren 2018-2019

Maximiliane Brandmaier

Angepasstes und widerständiges Handeln in der Lebensführung geflüchteter Menschen

Handlungsfähigkeit im Verhältnis zu Anerkennung und (psycho-) sozialer Unterstützung in österreichischen Sammelunterkünften
Beltz Juventa, Weinheim und Basel, 2019

542 Seiten, 49.95 Euro

ISBN 978-3-7799-3972-6

Sammelunterkünfte erhalten meist erst durch negative Schlagzeilen Aufmerksamkeit, dabei stellen sie für Geflüchtete häufig eine alltägliche Lebensrealität dar. Das Buch widmet sich einer qualitativen Studie zur Lebensführung geflüchteter Menschen in österreichischen Sammelunterkünften und zeigt tägliche Kämpfe um die Aufrechterhaltung und Erweiterung von Handlungsfähigkeit. Die transdisziplinäre Analyse verschränkt Theorien zu Lebensführung, Handlungsfähigkeit und Anerkennung und erlangt durch den Fokus auf professionelle und soziale Unterstützung besondere Relevanz für die psychosoziale Praxis.

Maximiliane Brandmaier, Dr. phil., studierte Psychologie und Gender Studies an der Universität Trier und wurde an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt in Sozialpsychologie promoviert. Arbeitsschwerpunkte: Folgen von Trauma und Flucht. Derzeit in Ausbildung zur Psychologischen Psychotherapeutin.

Kontakt: mbrandma@edu.aau.at

Đureinović Jelena

The Politics of Memory of the Second World War in Contemporary Serbia

Collaboration, Resistance, and Retribution

Routledge, London and New York 2020

222 Seiten, 115.00 Pfund

ISBN 978-0-367-27804-5

Exploring the concepts of collaboration, resistance, and post-war retribution and focusing on the Chetnik movement, this book analyses politics of memory. Since the overthrow of Slobodan Milošević in 2000, memory politics in Serbia has undergone drastic changes in the way in which the Second World War and its aftermath is understood and interpreted. The glorification and romanticization of the Yugoslav Army in the Homeland, more commonly referred to as the Chetnik movement, has become the central theme of memory politics during this period. The book traces their construction as a national antifascist movement equal to the communist-led Partisans and as victims of communism, showing the parallel justification and denial of their collaboration and mass atrocities. The multifaceted approach of this book combines a diachronic perspective that illuminates the continuities and ruptures of narratives, actors, and practices, with in-depth analysis of contemporary Serbia, exploring multiple levels of memory work and their interactions.

Jelena Đureinović holds a PhD in Modern and Contemporary History from Justus Liebig University in Giessen, Germany, where she teaches in the Department of History. She has published on Europeanisation and memory politics, memory laws, discourses of victimhood under communism and relations between memory cultures in Croatia and Serbia.

Contact: dureinovicjelena@gmail.com

Tamás Jules Joshua Fütty

Gender und Biopolitik

Normative und intersektionale Gewalt gegen Trans*Menschen

Transcript Verlag, Bielefeld 2019

256 Seiten, 34.99 Euro

ISBN 978-3-8376-4629-0

Das Zweigeschlechtermodell ist schon lange ein umkämpfter Schauplatz von Transformation sowie Versuchen der Fixierung binärer Identitätskonzepte. Tamás Jules Joshua Fütty geht der Frage nach, was Normen mit Geschlecht, Gewalt, Staatlichkeit und Biopolitik zu tun haben. Im Gegensatz zu der Reduktion auf ›transphobe Hassgewalt‹ wird ein erweitertes Gewaltverständnis begründet: als normative und intersektionale Gewalt, die v.a. über Recht und Medizin institutionell verankert ist und ungleiche Lebenschancen für Trans*Menschen hervorbringt. Innerhalb bestehender Sicherheitsdispositive und ihrer Grenzregime sind mehrfachdiskriminierte Trans*Menschen besonders stark für lebensbedrohliche Gewalt und vorzeitigen Tod exponiert.

Tamás Jules Joshua Fütty ist Politikwissenschaftler, promovierter Genderforscher und lehrt und forscht zu Gender und Queer Studies, Diversität, Migrations-, Gewalt- und Intersektionalitätsforschung, Staatsgewalt, Biopolitik und Transformation von Grenzen, aktuell an der Universität Kiel und der Europa-Universität Flensburg.

Kontakt: fuetty@paedagogik.uni-kiel.de

Axel Gehring

Vom Mythos des starken Staates und der europäischen Integration der Türkei

Über eine Ökonomie an der Peripherie des euro-atlantischen Raumes
Springer VS, Wiesbaden 2019

458 Seiten, 54.99 Euro

ISBN 978-3-658-24571-9

Axel Gehring rekonstruiert das ökonomische und ideologische Verhältnis von Staat und Gesellschaft in der Türkei und analysiert, wie das Projekt der europäischen Integration im Kontext der Interessen türkischer Klassen- und klassenrelevanter Akteurinnen und Akteure zu verorten ist. Der Mythos, ein starker, über der Gesellschaft stehender Staat bilde das Haupthindernis der Demokratisierung der Türkei, entstand in den Kämpfen des 20. Jahrhunderts um die politische und ökonomische Macht. EU-Reformen und ein »moderater politischer Islam« in Gestalt der AKP sollten den »starken Staat« demokratisieren. Der Autor zeigt, dass die 1980 durch einen Militärputsch etablierte sozioökonomische Ordnung weder durch das EU-Projekt noch von der AKP entscheidend herausgefordert, sondern vielmehr neu kodiert und noch tiefer verankert wurde. Der Staatsmythos erleichterte der AKP, den Umbau der Staatsapparate selektiv zu betreiben und dabei lange Unterstützung aus der EU zu erfahren.

Axel Gehring hat Politikwissenschaft in Marburg und Internationale Beziehungen in İzmir studiert. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Politische Ökonomie, Staats- und Hegemonietheorie, Europäische Integration, Islamismus, Außenpolitik, Militär und Gesellschaft sowie türkische Geschichte und Gegenwart.

Kontakt: Gehring.Axel@gmail.com

Patrick Henze

Schwule Emanzipation und ihre Konflikte

Zur westdeutschen Schwulenbewegung der 1970er Jahre

Querverlag, Berlin 2019

424 Seiten, 18.00 Euro

ISBN 978-389656277

In dieser wegweisenden Arbeit untersucht Patrick Henze die Entstehungsgeschichte und die Konflikte in der westdeutschen Schwulenbewegung der 1970er Jahre – von Westberlin über Göttingen bis nach Würzburg. Mit zahlreichen Interviews und umfangreichem Archivmaterial schwuler Aktionsgruppen geht er deren Organisation nach, hebt dabei die Abspaltungen und Streitigkeiten hervor und gibt nicht zuletzt den historischen Erzählungen sowie den kollektiven Geschichten der Schwulenbewegung eine neue Form.

Patrick Henze wurde in Gender Studies promoviert, ist Autor und Herausgeber sexualpolitischer Schriften wie »Selbsthass & Emanzipation« (2016), »Beißreflexe« (2017) und »Psychoanalyse und männliche Homosexualität« (2019). Er forscht zu Männlichkeit und Homosexualität, organisiert kulturelle Veranstaltungen und kuratiert Ausstellungen wie zuletzt »Faszination Sex« (2018). Das alles auch als Polittunte Patsy l'Amour laLove.

Kontakt: info@patrick-henze.de

Mareen Heying

Huren in Bewegung

Kämpfe von Sexarbeiterinnen in Deutschland und Italien, 1980 bis 2001

Klartext, Essen 2019

304 Seiten, 34.95 Euro

ISBN 978-3-8375-2071-2

In den 1980er Jahren begannen Sexarbeiterinnen in Deutschland und in Italien, sich zusammenzuschließen, um für ihre gesellschaftliche und rechtliche Anerkennung zu kämpfen. Die sich formierenden sozialen Bewegungen stritten für eine rechtliche Absicherung und Verbesserung der Arbeitsbedingungen in der Sexarbeit, für das Selbstbestimmungsrecht über den eigenen Körper und für eine Gesellschaft ohne Machtgefälle zwischen den Geschlechtern. Mareen Heying geht der Entwicklung der Bewegungen bis zum Ende der 1990er Jahre nach. Im Zentrum der Untersuchung steht die vergleichende Analyse der Inhalte und Formen des Protests der Sexarbeiterinnen, die an Proteste der Frauenbewegungen anknüpften.

Die Arbeit wurde 2018 mit dem Dissertationspreis des Arbeitskreises historische Frauen- und Geschlechterforschung ausgezeichnet.

Mareen Heying, Historikerin, hat in Bochum und Bologna promoviert. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Frauen- und Geschlechtergeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Geschichte der Prostitution/Sexarbeit, Widerstand gegen den NS. Aktuell arbeitet sie zur Kneipen- und Trinkkultur von Arbeiter*innen.

Kontakt: heyngm@hhu.de

Doreen Kobelt

Was bleibt?

Die letzte Gabe als Spiegel von innerfamiliären Beziehungen nach jüdischen Testamenten des 19. Jahrhunderts aus Hamburg und Altona. be.bra wissenschaft, Berlin 2019

358 Seiten, 38.00 Euro

ISBN 978-3-95410-256-3

Im Fokus des Buches stehen Veränderungen innerhalb der jüdischen Familie im 19. Jahrhundert. Das Testament als Rechtsakt und Gabe im Sinne des französischen Anthropologen Marcel Mauss bietet den Zugang zum Thema. Von zentraler Bedeutung war dabei eine weitere, im 19. Jahrhundert in der Mehrheitsgesellschaft wie auch in der innerjüdischen Debatte zunehmend umstrittene Gabe, die Mitgift der Frau. Die Autorin analysierte 656 Testamente aus Hamburg und Altona. Diese große Zahl ermöglichte eine Untersuchung mit quantitativen und qualitativen Methoden und die Gegenüberstellung unbekannter Testierenden auf der einen Seite und von Berühmtheiten wie die Heines und die Warburgs auf der anderen Seite.

Doreen Kobelt hat Geschichte mit den Schwerpunkten Kulturgeschichte der Gewalt und Deutsch-jüdischer Geschichte an der Universität Potsdam studiert.

Kontakt: doreen.kobelt@posteo.de

Rosa Lehmann

Der Konflikt um Windenergie in Mexiko

Partizipation, Diskurse und die ungleiche Gestaltung der Naturverhältnisse im Isthmus von Tehuantepec
Springer VS, Wiesbaden 2019

245 Seiten, 49.99 Euro Softcover / 39.99 Euro (eBook)

ISBN 978-3-658-25674-6 / ISBN 978-3-658-25675-3 (eBook)

Windkraftanlagen sind aus Klimaschutzgründen wünschenswert, doch im süd-mexikanischen Isthmus von Tehuantepec ist die Produktion von Windenergie äußerst konflikthaft. Rosa Lehmann beschreibt den Kontext des Konflikts, Machtasymmetrien zwischen den Konfliktparteien und umstrittene Entscheidungsprozesse. Diskurse um die Windenergie als klimafreundliche Energieform und Beitrag zur lokalen Entwicklung drängen die Kritik an der ungleichen Verteilung von Kosten und Nutzen und mangelnder Mitbestimmung in den Hintergrund. Die Arbeit zeigt: Die Frage nach einer sozial gerechten Ausgestaltung der globalen Energiewende ist noch nicht beantwortet.

Rosa Lehmann ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Friedrich-Schiller-Universität Jena und hat an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg studiert. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind erneuerbare Energien, Bioökonomie und sozial-ökologische Ungleichheiten.

Kontakt: Rosa.lehmann@uni-jena.de

Kerstin Meißner

Relational Becoming – mit Anderen werden

Soziale Zugehörigkeit als Prozess

Transcript Verlag, Bielefeld 2019

260 Seiten, 39.99 Euro

ISBN 978-3-8376-4690-0

In Zeiten gewaltvoller sozialer Ausgrenzungen ist eine kritische Auseinandersetzung mit fixierenden Vorstellungen von »Zugehörigkeit« relevanter denn je – doch bleiben die zentralen Variablen oft unhinterfragt: *Wer* soll eigentlich *Wozu* gehören? Kerstin Meißner stellt in ihrer fiktoanalytischen Studie starre Annahmen vom Individuellen und Kollektiven in Frage und konzipiert soziale Zugehörigkeiten als vielfältige relationale Prozesse. Damit schafft sie Raum für die Beweglichkeiten des Sozialen, die sie als »Navigationen des Mit-Seins« erfasst. Das Buch ermöglicht so ein relationales Denken, in dem nicht das *Sein*, sondern das *Werden* im Fokus steht. Relational Becoming bedeutet in diesem Sinne: Zugehörig sind wir nicht, zugehörig machen wir uns und zugehörig werden wir gemacht.

Kerstin Meißner ist Erziehungswissenschaftlerin. Sie lehrt an der Alice Salomon Hochschule in Berlin und der Universität Bayreuth. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Zugehörigkeitsforschung, Relationalität, Kritische Pädagogik und Kulturelle Bildung. Ihr besonderes Interesse gilt dabei Musik und Sound.

Kontakt: kermei@gmx.net

Michael Raab

Care in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken

Sorgende Netze jenseits der Norm

Budrich UniPress, Opladen/Berlin/Toronto 2019

254 Seiten, 33.00 Euro

ISBN 978-3-86388-817-6

Welche emanzipatorischen Potenziale liegen in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken? Schreiben sich in ihnen hegemoniale Geschlechter- und Klassenverhältnisse fort? Wird die Beziehungspraxis vereinnahmt von neoliberalen Anforderungen auf Flexibilität und Selbstoptimierung? In der marxistisch und feministisch orientierten Studie werden 13 narrative Interviews sowie ergänzend erhobene Netzwerkdaten einer intersektionalen Mehrebenenanalyse unterzogen. Es können drei Typen konsensuell-nichtmonogamer Beziehungsnetzwerke rekonstruiert werden: Konventionell-kernzentrierte Netzwerke realisieren Care, wie ihr Name sagt, vorwiegend in Kernbeziehungen. In individuell-ideellen Beziehungskonstellationen hingegen ist die materielle Sorgepraxis im gesamten Netzwerk gering. Pragmatisch-kollektiven Netzwerken gelingt es am stärksten, egalitäre und solidarische communities of care aufzubauen. Die Studie legt nahe, dass sich niederschwellige Institutionalisierungen und pragmatische Strategien als wirksamer für die Erfüllung selbst gesteckter emanzipatorischer Ansprüche erweisen als die weithin entschieden vertretenen entsprechenden Normen. Verschiedene Handlungsstrategien zur Erweiterung des emanzipatorischen Potenzials konsensueller Nichtmonogamie werden dargelegt, die aus den Ergebnissen der Studie folgen und mit den Interviewteilnehmer*innen diskutiert wurden.

Michael Raab ist Koch, Sozialarbeiter und Sozialwissenschaftler und beschäftigt sich beim Bildungskollektiv Biko mit Geschlechterverhältnissen, sozialer Ungleichheit und Bewegungsgeschichte. Lehr- und Forschungsaufträge zu Sozialer Arbeit und Rechtsextremismus an der ASH Berlin und der BTU Cottbus.

Kontakt: michel@arranca.de

Sebastian Schönemann

Symbolbilder des Holocaust

Fotografien der Vernichtung im sozialen Gedächtnis

Campus Verlag, Frankfurt am Main 2019

440 Seiten, 39.95 Euro

ISBN 978-3-593-51142-9

Die Erinnerungskultur an den Holocaust befindet sich im Umbruch. Nur noch wenige Überlebende können von ihren Erfahrungen berichten und schon heute ist das kollektive Gedächtnis im hohen Maße medial vermittelt. Im Zuge dieses Wandels nehmen Bilder an gesellschaftlicher Bedeutung weiter zu. Doch obwohl die gedächtnisbildende Macht von Bildern außer Frage steht, ist über ihre soziale Wirkung bislang kaum etwas bekannt. In seiner Studie untersucht Sebastian Schönemann die Formen medialen Erinnerens empirisch: Wie erinnern wir uns an den Holocaust über Bilder und wie prägen sie das soziale Gedächtnis? Anhand vergleichender Fallanalysen werden dabei nicht nur die Wirkungsweisen der Symbolbilder, sondern auch ihr sozialer Sinn aufgezeigt.

Sebastian Schönemann ist Soziologe und Politikwissenschaftler. Er promovierte an der Universität Koblenz-Landau und ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur Leipzig.

Kontakt: seb.schoenemann@gmail.com

Helge Schwiertz

Migration und radikale Demokratie

Politische Selbstorganisation von Jugendlichen mit unsicherem Aufenthaltsstatus in Deutschland und den USA

Transcript Verlag, Bielefeld 2019

398 Seiten, 34.99 Euro, E-Book Open Access

ISBN 978-3-8394-4832-8

Wie gelingt es migrantischen Jugendlichen, zu politischen Subjekten zu werden und für ihre Rechte einzutreten? Wie ist es möglich, sich Herrschaftsverhältnissen zu widersetzen und inwiefern bietet Demokratie hierbei einen Bezugspunkt? Helge Schwiertz geht diesen Fragen nach, indem er eine radikaldemokratische Theorie entwickelt und diese mit einer qualitativen Studie zur Selbstorganisation migrantischer Jugendlicher in Deutschland und den USA verbindet. Durch den Dialog von Empirie und Theorie trägt er damit sowohl zu einem differenzierten Verständnis migrantischer Kämpfe als auch zu demokratietheoretischen Debatten bei und zeigt auf, wie Grenzen demokratisiert werden können.

Helge Schwiertz ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) der Universität Osnabrück. Zu seinen Arbeitsschwerpunkten zählen Migrations- und Grenzregime, (pro-)migrantische Organisation, Citizenship, radikale Demokratie und politische Theorie.

Kontakt: helge.schwiertz@uni-osnabrueck.de

Lisa Spanka

Vergegenwärtigungen von Geschlecht und Nation im Museum

Das Deutsche Historische Museum und das Dänische

Nationalmuseum im Vergleich

Transcript Verlag, Bielefeld 2019

366 Seiten, 44.99 Euro

ISBN 978-3-8376-4704-4

Seit den 1980er Jahren werden trotz des Europäisierungsprozesses in Europa nationale Museen neu ausgerichtet und gegründet. Vor dem Hintergrund der erstarkenden nationalen Strömungen in den letzten Jahren nimmt Lisa Spanka das Wechselverhältnis aktueller Aushandlungen um die Identitätskategorien Nation und Geschlecht in den Blick und untersucht deren Repräsentation in Nationalmuseen. Mit einer diskursanalytisch geprägten Mehrebenenanalyse und der Ermittlung von Leitmotiven wird insbesondere die Vielschichtigkeit musealer Bedeutungsbildungen fokussiert. Die gewonnenen Erkenntnisse tragen zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung um gegenwärtige kollektive Identitätsbildungsprozesse bei und bieten darüber hinaus Anregungen für Praktiker*innen aus dem Museumsbereich.

Lisa Spanka forscht in den Feldern der Gender, der Museum und der Memory Studies. An der Universität Bremen ist sie für die Beratung von Nachwuchswissenschaftlerinnen zuständig, außerdem ist sie als Trainee für die Themen Gender und Diversity, berufliche Orientierung sowie Wissenschaftslaufbahnen tätig.

Kontakt: lspanka@gmx.de

REGISTER »WORK IN PROGRESS«

Register »Work in Progress«

ERKENNTNISTHEORIE

Bomberg, Svenja (2016, S. 39-53)
Theorizing Politics and Ideology »After« Marx

Friedrich, Sebastian (2015, S. 29-42)
Problem und Diskurs
Das Potenzial des Problematisierungsbegriffs bei
Michel Foucault für eine ideologiekritische Diskursanalyse

Hofer, Lena (2013, S. 33-45)
Reproduzierbarkeit und empirische Szenarien

Judenau, Cristof (2013, S. 46-66)
›Objektivität‹ und ›Logik‹ in den Sozialwissenschaften

Kaeß, David (2015, S. 43-55)
Denken in Konstellationen
Zum reflexiven Potential der Wissenschaft in der kritischen Theorie

Kim, Ki-myung (2018, S. 27-44)
Bibelkritik als politische Handlung
Spinozas Theologisch-politischer Traktat

Meißner, Kerstin (2017, S. 33-46)
Gefühlte Welt_en
Über die Beziehung zwischen Emotionalität und Sachverstand
und eine notwendige Konzeptualisierung von *Sentipensar*

Rolletschek, Jan (2018, S. 45-63)
›Materialist aus der Schule Spinozas‹
Gustav Landauers spinozistischer Anarchismus

Sailer, Jan (2014, S. 27-35)
Abstraktes Denken über die Finanzkrise
Hegels ironische Ideologiekritik

Schönemann, Sebastian (2016, S. 29-38)

Vom Gruppenexperiment zur dokumentarischen Methode

Geschichte und Bedeutungswandel des Gruppendiskussionsverfahrens

Yeşilbaş, Emre (2017, S. 47-60)

Towards a Collective and Political Focus

Social Totality and Historicization in Literary Criticism

ARBEIT

Braunersreuther, Christine (2018, S. 63-78)

Die Mär vom Migranten

Oder: Warum Migration von Frauen nach wie vor skandalisiert und/oder verschwiegen wird

Frey, Philipp (2018, S. 79-90)

Vom Unabgeholtenen der Automation

Einige Gedanken zur gegenwärtigen Automationsdebatte aus Sicht kritischer Technikfolgenabschätzung

Jocham, Anna Lucia (2016, S. 72-84)

Klassenbewusste Solidarität mit Arbeitslosen?

Die biografische Kontextualisierung sozialer Einstellungen gegenüber arbeitslosen Menschen

Marquardsen, Kai (2011, S. 41-56)

Soziale Netzwerke in der Erwerbslosigkeit

Bewältigungsstrategien in informellen sozialen Beziehungen

Nenoff, Jenny Morín (2015, S. 59-69)

Quo vadis Cuba?

Der kubanische Transformationsprozess aus der Sicht der Reformverlierer_innen

Paulus, Stefan (2011, S. 57-68)

Work-Life-Balance als neuer Herrschaftsdiskurs

Eine kritische Diskursanalyse eines Regierungsprogramms

Pierdicca, Marika (2015, S. 70-85)

Du musst es nur wollen

Integrationsregimes in der Arbeitswelt –
eine Feldstudie zu migrantischer Selbstständigkeit

Richter-Steinke, Matthias (2011, S. 27-40)

Von der Liberalisierung zur Privatisierung europäischer Eisenbahnen

Der Aktionsradius der Bahngewerkschaften im Wandel

Tügel, Nelli (2016, S. 57-71)

Vom wilden Streit zur »Menschenwürde«

Die Debatte um »Arbeit« und »Würde« im Zusammenhang
mit dem *Stora Gruvstrejken* in Schweden 1969/70

POLITISCHE ÖKONOMIE

Aliaga, Rafael Aragüés (2015, S. 89-101)

Der Staat der Logik und die Logik des Staates

Anmerkungen zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie

Barth, Thomas (2012, S. 31-46)

Ökologie – Kapitalismus – Demokratie

Ansätze zur Vermessung eines Spannungsfeldes

Breda, Stefano (2015, S. 102-116)

Kredit als spezifisch kapitalistische Finanzierungsform

Forschungsnutzen gegen die realwirtschaftliche Auffassung
der Marxschen Theorie

Bremerich, Stephanie (2016, S. 87-102)

Berufsjugend in der Krise

Armut und Abweichung in Joachim Lottmanns Roman *Der Geldkomplex*

Butollo, Florian (2012, S. 47-56)

Of old and new birds

Case studies on the impact of industrial upgrading initiatives on
working conditions in the garment and IT sector of China's Pearl River
Delta

Michaeli, Inna (2015, S. 117-127)

Economic Citizenship

A Category of Social Analysis in Neoliberal Times

Preissing, Sigrun (2013, S. 69-83)

Geld und Leben

Vom »Beitragen statt Tauschen« in Gemeinschaften
mit Alternativökonomie

Sailer, Jan (2011, S. 69-79)

Marx' Begriff von Moral

Zur Genese des allgemeinen Interesses aus dem Privatinteresse

Santarius, Tilman (2014, S. 39-54)

Die Habitualisierung von Wachstum

Effizienz als kognitives Skript im Kontext kapitalistischer Gesellschaften

Schützhofer, Timm Benjamin (2016, S. 103-119)

Keine Petrodollars, kein Wachstum, kein Handlungsspielraum?

Herausforderungen für Ecuadors Fiskalpolitik am Beispiel der
Erbschaftssteuer

TRANSFORMATION VON STAATLICHKEIT

Baunack, Anika (2016, S. 140-152)

Die moralische Nation

Zur Aktualisierung des deutschen Nationaldiskurses
im europäischen Kontext

Brodkorb, Birte (2014, S. 57-73)

Nahrungsdeprivation als Mittel der politischen Auseinandersetzung

Aufgaben und Grenzen des internationalen Strafrechts

Chu, Jun (2017, S. 81-95)

Vom grassroots zum volunteer:

**Die neoliberale Transformation von urban citizenship
im Kontext der Land-Stadt-Migration in China**

Eine Fallstudie in Hangzhou

Earnshaw, Sarah (2017, S. 96-108)

Humanitarian Strikes

Interrogating the Biopolitics of US Drone Warfare

Ernst, Simon (2017, S. 63-80)

Erdölsouveränität

Bilanz und Perspektiven der venezolanischen Erdölpolitik nach 15 Jahren »bolivarischer« Regierung

Gehring, Axel (2013, S. 87-101)

›Militärische Vormundschaft« in der Türkei oder Kontinuität zur türkischen Militärjunta des 12. Septembers 1980?

Hegemoniepolitik mit Erzählungen über die türkischen Streitkräfte

Gerster, Karin A. (2014, S. 74-97)

Palestinian Non-Governmental Organizations

A neoliberal structured employment community

Jenss, Alke (2011, S. 81-94)

Zurück nach rechts: Transformation von Staatlichkeit unter Bedingungen neoliberaler Globalisierungsprozesse in Kolumbien und Mexiko

Kern, Anna (2016, S. 153-161)

Konjunkturen von (Un-)Sicherheit

Materialistische Begriffsarbeit zur Sicherheitspolitik

Nagler, Mike (2011, S. 107-118)

Der Einfluss lokaler Eliten auf die Privatisierung kommunaler Leistungen am Beispiel Leipzigs

Radhuber, Isabella Margerita (2011, S. 95-106)

Die indigenen Rechte im bolivianischen Wirtschaftsmodell: Eine Analyse ausgehend von der Erdgaspolitik

Voigtländer, Leiv Eirik (2012, S. 59-77)

Citizenship und soziale Grundrechte

Folgen einer Einschränkung sozialer Rechte für die Betroffenen als Bürger_innen des Gemeinwesens

Ruiz Torres, Guillermo (2012, S. 78-95)

Gesellschaftspolitische Dynamiken revolutionärer Bewegungen.

Der Fall des »Leuchtenden Pfades« Peru 1980-2000

Die Aufstandsbekämpfungspolitik des peruanischen Staates

Schröder, Martin (2016, S. 123-139)

»Colonicemos con el Indio«

Die Anfänge staatlicher Indigenen-Politik in Venezuela
und die Comisión Indigenista Nacional

INTERNATIONALE BEZIEHUNGEN

Stehle, Jan (2011, S. 119-133)

Das Amt und der Aktenzugang

Meine Bemühungen um Aktenfreigabe beim Auswärtigen Amt im
Kontext des Berichts der Historikerkommission sowie der
Archivierungspraxis des Auswärtigen Amtes

GEWALT UND ERINNERUNG

Abel, Esther (2011, S. 147-160)

Peter Scheibert – ein Osteuropahistoriker im »Dritten Reich«

›Wissenschaftliche‹ Aufgaben im Sonderkommando Künsberg

Denzinger, Esther (2011, S. 187-197)

Ruanda, 16 Jahre nach dem Genozid:

Erinnerungsprozesse und die Politik des Vergessens

Đureinović, Jelena (2017, S. 141-153)

Remembering the Second World War in Post-Yugoslav Serbia

Hegemonic Discourses and Memory Politics from Below

Fischer, Henning (2014, S. 101-118)

›Opfer‹ als Akteurinnen

Emmy Handke und die Ursprünge der
Lagergemeinschaft Ravensbrück, 1945 bis 1949

Förster, Lars (2012, S. 109-131)

Bruno Apitz und das MfS

Zum Selbstverständnis eines deutschen Kommunisten

Fröhlich, Roman (2011, S. 161-173)

Der Einsatz von Gefangenen aus den Lagern der SS bei deutschen Unternehmen

am Beispiel Heinkel und HASAG – ein Vergleich

Genel, Katia (2011, S. 174-186)

Die sozialpsychologische Kritik der Autorität in der frühen kritischen Theorie

Max Horkheimer zwischen Erich Fromm und Theodor W. Adorno

Johann, Wolfgang (2015, S. 147-162)

Das Diktum Adornos in der westdeutschen Nachkriegszeit

Historische, literarische und philosophische Kontexte

Kellermann, Maren A. (2017, S. 111-127)

Psychosomatik und ihre Anwendungen

Theorie bei Sigmund Freud und Praxis bei Ernst Schimmel

Laumer, Angelika (2014, S. 119-132)

Nachkommen von NS-Zwangsarbeiter_innen im ländlichen Bayern

Wie Zugehörigkeit und Differenz am Beispiel von Namen verhandelt werden

Margain, Constance (2012, S. 99-108)

Zwischen Verlusten und Trümmern

Der Widerstand der Internationale der Seeleute und Hafentarbeiter gegen den Nationalsozialismus

Schupp, Oliver (2011, S. 135-146)

Der Verlust kommunistischen Begehrens

Entwurf einer geschichtsphilosophisch informierten und gedächtnistheoretisch begründeten Deutung der Brucherfahrung von ehemaligen Kommunist_innen in der Weimarer Republik

Spoehr, Johannes (2017, S. 128-140)

Die Ukraine 1934/44

Entscheidungen im Angesicht der deutschen Kriegsniederlage

StameniĆ, Boris (2013, S. 119-131)

Sinjska alka

Das politische Leben eines Ritterspiels

Steinbach, Stefanie (2015, S. 131-146)

Gegnerforschung im Sicherheitsdienst des Reichsführer SS

Das Amt II des Sicherheitshauptamts (1935-1939)

Zwick, Maja (2013, S. 105-118)

Translation matters

Zur Rolle von Übersetzer_innen in qualitativen Interviews
in der Migrationsforschung

ANTISEMITISMUS UND RASSISMUS

Baron, Christian (2014, S. 148-162)

Dem Volk aufs Maul geschaut

Rassismus und Klassismus in den Debatten um Thilo Sarrazin
und Mesut Özil im Online-Leserkommentarforum von Faz.net

Carbone, Beatriz Junqueira Lage (2015, S. 181-195)

Whiteness and Discourses on Nationality in Brazil

An Analysis of *Populações Meridionais do Brasil*

Diebold, Jan (2015, S. 165-180)

Vorstellungen von »Blut«, »Boden« und »natürlicher« Herrschaft

Das Wechselverhältnis von adligen und rassistischen Konzepten

Fischer, Leandros (2014, S. 135-147)

Die Partei DIE LINKE und der Nahostkonflikt

Eine Debatte im Spannungsfeld von Parlamentarismus
und Bewegungsorientierung

Kinzel, Tanja (2011, S. 211-224)

Was sagt ein Bild?

Drei Porträtaufnahmen aus dem Ghetto Litzmannstadt

Krueger, Antje (2011, S. 225-238)

»Keine Chance pour Wohnung – C'est pas possible!«

Sprachliche Zwischenwelten als kulturelles Produkt des Migrationsprozesses

Urban, Monika (2011, S. 199-210)

Die »Heuschreckenmetapher« im Kontext der Genese pejorativer Tiermetaphorik

Reflexion des Wandels von sprachlicher Dehumanisierung

Kaya, Zeynep Ece (2012, S. 135-151)

»Afrika als europäische Aufgabe« oder

»eine spezifisch deutsche Theorie der Kolonisation«?

Zur Geschichte eines ideologischen Diskurses

RELIGION UND SÄKULARISIERUNG

Bakhshizadeh, Marziyeh (2011, S. 251-257)

Frauenrechte und drei Lesarten des Islam im Iran seit der Revolution 1979

Serkova, Polina (2011, S. 239-250)

Subjektivierungstechniken in der Erbauungsliteratur des 17. Jahrhunderts

NATUR – TECHNIK – KULTUR

Ayboga, Ercan (2011, S. 273-289)

Talsperren und ihr Rückbau

El Dorry, Mennat-Allah (2015, S. 218-227)

Monks and Plants

Working on Understanding Foodways and Agricultural Practices in an Egyptian Monastic Settlement

Fischer-Schröter, Paul (2015, S. 199-217)

Die germanische Siedlung Wustermark 23, Landkreis Havelland

Ein Beitrag zu den sogenannten Korridorhäusern

Forker, Melanie (2014, S. 187-200)

Schutz und Nutzung im brasilianischen Trockenwald

Literaturrecherche und Vegetationserhebungen
zu den forstlichen Ressourcen der Caatinga

Ibrahim, Bassel (2014, S. 165-174)

**Behandlung von hydrothermal karbonisierten
Biomassen für die Ammoniakabtrennung**

Der hydrothermale Karbonisierungsprozess (HTC)

Kellermann, Maren (2015, S. 228-244)

Alexander Mitscherlich

Zur gesellschaftlichen Dimension psychosomatischer Medizin

Lehmann, Rosa (2015, S. 245-260)

Ohne offenen Ausgang

Die indigene Befragung in Juchitán als Machtinstrument
zur Durchsetzung eines Mega-Windparks

Mansee, Susanne (2011, S. 259-272)

Am Strand

Zur Genese eines Sehnsuchtsraumes

Messerschmid, Clemens (2014, S. 175-186)

**Feedback between societal change and hydrological response in
Wadi Natuf, a karstic mountainous watershed in the occupied
Palestinian Westbank**

MEDIEN

Bescherer, Peter (2011, S. 291-306)

Ganz unten im Kino

Eisenstein, Pasolini und die politische Subjektivität
des Lumpenproletariats

Brock, Nils (2011, S. 307-320)

Ansichtssache ANTenne

Überlegungen zu einer medienethnographischen Untersuchung
des Radiomachens

Isentyeva, Anna (2015, S. 263-279)

The English Garden under Threat

Roses and Aliens in the Daily Telegraph Editorial

Steckert, Ralf (2012, S. 155-170)

Lenas Schland

Zur populären Konstruktion neuer deutscher »Nationalidentität«

Tsenekidou, Maria (2015, S. 297-313)

Vom Buckeln zum Treten

Leistungsdruck und konformistische Rebellion

LITERARISCHES FELD

Matienzo León, Ena Mercedes (2011, S. 321-328)

El político como fabulador

Becker, Maria (2011, S. 367-378)

Von der Zensur der Partei in die Zensur des Marktes?

Literarische Selbstverwirklichung renommierter Kinder-
und JugendbuchautorInnen der DDR vor und nach 1989

Beyer, Sandra (2012, S. 173-184)

Die das Meer gen Westen überquerten

Selbstzeugnistraditionen von reisenden Japanerinnen bis 1945

Greinert, Cordula (2011, S. 329-344)

Subversives Brausepulver

Heinrich Manns Tarnschriften gegen den Nationalsozialismus

Killet, Julia (2011, S. 345-355)

Maria Leitners Reportagen aus Nazi-Deutschland

Mehrle, Jens (2011, S. 356-366)

Sozialistischer Realismus 1978

Zu einem Vorschlag von Peter Hacks

BILDUNG

Niggemann, Janek (2014, S. 203-220)

Mit schmutzigen Händen die Herzen von Intellektuellen brechen

Zum Verhältnis von Hegemonie und pädagogischer Autorität bei Gramsci

Schmidt, Bettina (2011, S. 379-394)

Brüche, Brüche, Widersprüche ...

Begleitende Forschung emanzipatorischer politischer
Bildungsarbeit in der Schule

KÖRPER – MACHT – IDENTITÄT – GENDER

Albrecht, Daniel (2012, S. 187-202)

Von Männern und Männlichkeiten

Livius neu gelesen

Bayramoğlu, Yener (2014, S. 223-235)

Die kriminelle Lesbe

Die Kriminalisierung des lesbischen Subjekts
in den 1970er Jahren in der *Bild*-Zeitung

Beyer, Sandra (2016, S. 165-180)

Von Heldenmüttern zu Staatsbürgerinnen

Die erste japanische Frauenbewegung (1919-1941)
und ihre Wege in den Faschismus

Dieterich, Antje (2013, S. 153-166)

Funktion und Funktionalisierung

Indigenität zwischen Rassismus und politischer Strategie

Hannemann, Isabelle (2012, S. 216-233)

Das Jenseits der Schablone

Wahrnehmungstheoretische Überlegungen
zum Thema »Grausamkeit und Geschlecht«

Heinemann, Sarah (2018, S. 93-105)

Der Ursprung des Leidens liegt im Schoß der Frau

Robert Betz und seine Lehren der Transformation
vom Normalsein zum Glück

Heinemann, Sarah (2017, S. 157-169)

Erfolg durch Positives Denken?

Wie Motivationstrainer_innen ihre Lehren verkaufen

Heymann, Nadine (2011, S. 409-421)

**Visual Kei: Praxen von Körper und Geschlecht
in einer translokalen Subkultur**

Kousiantza, Sofia (2013, S. 135-152)

Ausdehnung, Materialität und Körper bei Benedict de Spinoza

Krishnamurthy, Archana (Aki) (2015, S. 283-296)

Widerstandskörper – Körperwiderstand

Körperdialoge zur Rolle der Scham bei
vergeschlechtlichten Subjektivierungsprozessen

Linke, Kai (2016, S. 181-192)

Glossing over the Racist Bits

Alison Bechdel's *Dykes To Watch Out For*
as a Post-Racial Vision of Lesbian Community

Mader, Esther (2017, S. 184-197)

**Auf der Suche nach Handlungsfähigkeit
in queeren Räumen in Berlin**

Raum, Körper und Affekt als Elemente
kollektiver Handlungsfähigkeit

Patsy l'Amour laLove (2017, S. 198-213)

»Tritt so auf, wie du es für richtig hältst.«

Die Politante Baby Jane und ihre Erzählungen von Differenz, Lust und Emanzipation in der westdeutschen Schwulenbewegung der 1970er Jahre

Pelters, Britta (2011, S. 422-435)

Die doppelte Kontextualisierung genetischer Daten

Gesundheitliche Sozialisation am Beispiel der Familie Schumacher-Schall-Brause

Phillips, Roxanne (2017, S. 170-183)

Erzähltechniken als Regierungstechniken

Gouvernementale Subjekte in Streeruwitz' *Jessica*, 30. und Moras *Alle Tage*

Schiel, Lea-Sophie (2016, S. 193-206)

Das Theater des Obszönen

Oder: das Lust-Wissen von Live-Sex-Shows

Solovey, Vanya (2018, S. 106-119)

Is an »Armchair Feminist« a Coward?

Debates Over Activist Methods Within Feminist Movements in Russia

Trebbin, Anja (2011, S. 395-408)

Vergesellschaftete Körper

Zur Rolle der Praxis bei Foucault und Bourdieu

Tuzcu, Pınar (2012, S. 203-215)

»Diese Bitch is' eine Gefahr«

Lady Bitch Ray and the Dangerous Supplement. A Transcultural Locational Feminist Reading

Wölck, Sascha (2013, S. 167-183)

Con lai Mỹ

Über Marginalisierung amerikanischer Besatzungskinder in Vietnam

EMANZIPATION UND UTOPIE

Babenhäuserheide, Melanie (2013, S. 187-199)

The Twofold Happy Ending of J.K. Rowling's »Harry Potter«-Series
Utopian and Affirmative Aspects

Baumbach, Franziska (2012, S. 237-248)

Kapitalismus, Menschenbilder und die Udenkbarkeit
gesellschaftlicher Veränderung

Bender, Stephanie (2017, S. 245-258)

Which of the Possible Futures Is a Good Future?
Ecology and Future Worlds in James Cameron's *Avatar*

Boehm, Susanne (2017, S. 217-231)

Der Unterleib und der herrschaftskritische Blick?
Perspektiven der Neuen Frauenbewegung

Doppler, Lisa (2018, S. 140-156)

Organische Intellektuelle organisieren Spontaneität
Reflexionen zu Marcuse, Gramsci und der Refugee-Bewegung

Ernst, Tanja (2011, S. 451-463)

Transformation liberaler Demokratie
Dekolonisierungsversuche in Bolivien

Göcht, Daniel (2013, S. 200-212)

Geschichtsphilosophie der Kunst
Georg Lukács' »Die Eigenart des Ästhetischen«

Metzger, Joscha (2017, S. 232-244)

Soziale Wohnungswirtschaft zwischen
Gebrauchs- und Tauschwert
Ein Beitrag zur Debatte um die Neue Wohnungsgemeinnützigkeit

Pöschl, Doreen (2013, S. 213-226)

Von der Freiheit, Kunst zu schaffen
Künstlerische Autonomie in der DDR

Reh, Susanne (2015, S. 317-331)

Megaprojekte in Chiapas

Koloniale Kontinuitäten und neozapatistischer Widerstand

Scholz, Andrea (2011, S. 437-450)

**Indigene Rechte, entzauberte ›Wilde‹ und
das Dilemma engagierter Ethnologie**

Vey, Judith (2011, S. 464-472)

Freizeitprotest oder Beschäftigungstherapie?

Hegemonietheoretische Überlegungen zu linken Krisenprotesten
in Deutschland in den Jahren 2009 und 2010

Völk, Malte (2012, S. 249-267)

Mit Bienenflügeln zur befreiten Gesellschaft?

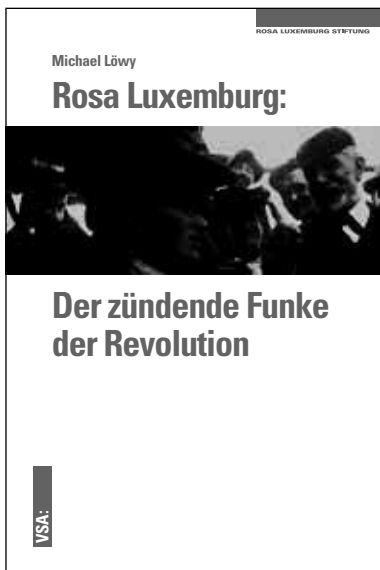
Jean Paul und die Frage der ›Wirksamkeit‹ von Literatur

Voßkühler, Karl (2018, S. 123-139)

Substanz und Differenz

Ein Gegenentwurf zu Ernesto Laclau und Chantal Mouffe

VSA: Veröffentlichungen der RLS



Michael Löwy

Rosa Luxemburg:
Der zündende Funke der Revolution

Aus dem Französischen von Arno Münster

Eine Veröffentlichung der
Rosa-Luxemburg-Stiftung

144 Seiten | € 14.80

ISBN 978-3-96488-029-1

Eine Wiederentdeckung des Werks von Rosa Luxemburg als Beitrag zur Erneuerung des Marxismus. Michael Löwy arbeitet heraus, auf welcher einmaligen Weise Luxemburg die Geschichtsphilosophie, die politische Philosophie und die marxistische Erkenntnistheorie bereichert.



Cornelia Hildebrandt/Jürgen Klute/
Helge Meves/Franz Segbers (Hrsg.)

Die Linke und die Religion

Geschichte, Konflikte und Konturen

Eine Veröffentlichung der
Rosa-Luxemburg-Stiftung

240 Seiten | € 16.80

ISBN 978-3-96488-010-9

Kirche und sozialistische Arbeiterbewegung hatten von Anbeginn ein schwieriges Verhältnis. Was heißt das für Linke heute? Wie sehen sie das Verhältnis der Religionen zum Staat, im Streit um Kopftuch, Militärselbsorge oder Religionsunterricht? Und was sind die Maßstäbe für eine linke Religionspolitik?

Prospekte anfordern!

VSA:

VSA: Verlag

St. Georgs Kirchhof 6

20099 Hamburg

Tel. 040/28 09 52 77-10

Fax 040/28 09 52 77-50

Mail: info@vsa-verlag.de

www.vsa-verlag.de

VSA: Veröffentlichungen der RLS



Dieter Klein
Zukunft oder Ende des Kapitalismus?
Eine kritische Diskursanalyse in turbulenten Zeiten
Eine Veröffentlichung der Rosa-Luxemburg-Stiftung
320 Seiten | € 19.80
ISBN 978-3-89965-888-0
Diskurse haben Macht über Menschen. Konzentriert auf die Frage nach Zukunft oder Ende des Kapitalismus wird in einer kritischen Analyse von Texten prominenter Autoren das Panorama der gegenwärtigen Diskurswelt nachgezeichnet – mündend in Konturen einer solidarischen Gesellschaftsalternative.

Prospekte anfordern!

VSA: Verlag
St. Georgs Kirchhof 6
20099 Hamburg
Tel. 040/28 09 52 77-10
Fax 040/28 09 52 77-50
Mail: info@vsa-verlag.de



Jane McAlevey
Keine halben Sachen
Machtaufbau durch Organizing
Herausgegeben von Florian Wilde
Aus dem Amerikanischen von Jan-Peter Herrmann
Eine Veröffentlichung der Rosa-Luxemburg-Stiftung
248 Seiten | € 16.80
ISBN 978-3-96488-000-0
Jane McAlevey, seit mehr als 20 Jahren Organisatorin von Gewerkschaftskampagnen in den USA, greift in die deutsche Organizing-Debatte ein und plädiert für den Aufbau von Gegenmacht in den Betrieben und die Demokratisierung von Gewerkschaften.

www.vsa-verlag.de